VABANQUE

Bankraub. Theorie. Praxis. Geschichte.
Herausgegeben von Klaus Schönberger









Inhalt

007 Zu diesem Buch
ADAM WORTH – DER NAPOLEON DER UNTERWELT (KATHARINA KINDER)

THE MAKING OF ...

014 *Marcel Boldorf* Die Erfindung des Bankraubs – von den schwierigen Anfängen zur Blüte des Delikts
GEBRÜDER SASS – VORSPRUNG DURCH TECHNIK (JOHANNES MAHN)

028 *Andrea Hoffmann* »Nur wer überlebt, hat Recht« – Bankraub im Wilden Westen
JOHN H. DILLINGER – FIRST »PUBLIC ENEMY Nº ONE« (RUDI MAIER)

THEORIE DES BANKRAUBS

038 *Klaus Schönberger* »Jeder will doch Geld haben« – Bankraub oder Lottogewinn
BONNIE UND CLYDE – LEBEN UND MYTHOS (FRANK RUMPEL)

054 *Vincenzo Ruggiero* Der Niedergang des unabhängigen Verbrechens
MA BARKER UND DIE BARKER-KARPIS-GANG (MARTIN JUNG)











AKTEURE

064 *Dirk Schindelbeck* Ronnie Biggs Superstar –
vom Wert der Öffentlichkeitsarbeit beim Postraub
BURKHARD DRIEST – DER MEDIENMANN (CHRISTIAN FINKBEINER)

078 *Thomas Billy Hutter* »Ich wollte ein edler Räuber sein« –
die Kimmel-Bande, ein Pfälzer Mythos
MARTIN CAHILL – »THE GENERAL« (KEES STAD)

092 *Markus Mohr* »Haut doch ab, ihr bringt uns ja alle um!« –
eine denkwürdige Bankräuberei München anno 1971
PIERRE GOLDMAN UND »EINE SPEZIFISCH JÜDISCHE FORM DES UNGLÜCKS« (MARTIN ULMER)

106 *Franziska Roller* Die Bank-Ladies – wenn Frauen zu sehr rauben
MARGIT CZENKI – ZEIT ZU LEBEN (THEO BRUNS/ANGELA HABERSETZER)

120 *Elisabeth Timm* Nicht der Bankräuber ist schizophren ... –
zur Kriminologie des Bankraubs













POLITISCHE ÖKONOMIE DES BANKRAUBS

134 *Wladislaw Hedeler* Josef der Räuber – revolutionärer Terror in Rußland
BUENAVENTURA DURRUTI – »FRAG' IN EINER BANK NACH GELD!« (MATTHIAS BRIEGER)

148 *Theo Bruns, Gert Eisenbürger, Gaby Küppers* Von Goldeseln und Tupamaros
PATTY HEARST – REVOLUTIONS- UND BANKRÄUBERDARSTELLERIN (KEES STAD)

162 *Klaus Viehmann* Notgroschen der Revolution – »Banken« der Bewegung 2. Juni
KATHARINA DE FRIES – »MÜTTER SIND PRÄDESTINIERTE BANKRÄUBER« (EBBE KÖGEL)

HIGH TECH – LOW TECH

174 *Martin Kaltwasser* Die Hüllen des Paradieses – Architektur des Bankgebäudes
DIE GOLDBRAUNE VERSUCHUNG DES ALBERT SPAGGIARI (TOM WOLF)

192 *Dokumentation: Christoph Neumann* Geld oder Leben? Fördern Banken-Sicherungssysteme Geiselnahmen?
»DER HAMMERMÖRDER« – POLIZEIOBERMEISTER NORBERT POEHLKE (MARTIN JUNG)

198 *Klaus Viehmann* Handwerk hat goldenen Boden – reale Technik und ein fiktiver Raub
HENRY JAEGER – »HEISSE SACHEN« MIT CITROËN (TOM WOLF)

206 *Florian Schneider* Nichts wie weg – Mobilität und Bankraub
BONNOT-BANDE – DIE ERFINDUNG DES AUTOMOBILEN BANKRAUBS (MICHAEL ZAISER)

218 *David Rosenthal* Bytes statt Banknoten – die Zukunft des Bankraubs
ROGER KNOBELSPIESS – ÜBERFÄLLE »AUF DER FLUCHT VOR JUSTIZIRRTÜMERN« (KEES STAD)







REGIONALE TRADITIONEN

230 *Martin Jung* Endlich Weltniveau – Bankraub in der DDR vor und nach 1989

234 *Kai Ehlers – www.kai-ehlers.de* Rußland – Bankraub ohne Perspektive

WALTER STÜRM – EINBRECHERPROFI UND »AUSBRECHERKÖNIG« (ALAIN KESSI)

244 *Franco »Bifo« Berardi* Von Rosenkavalieren und Roten Brigaden – Bankraub in Italien

SANTE NOTARNICOLA – BANKRAUB ALS REVOLUTIONÄRE POLITIK (MICHAEL ZAISER)

POPULÄRE KULTUR

256 *Elisabeth Timm* Maskentreiben – eine kleine Trachtenkunde des Bankraubs

JACQUES MESRINE – FRANKREICHS STAATSFEIND NR. 1 (JO BAUR)

266 *Gerd Dieterich* Vom Publikumserfolg der Erfolgslosen – die Panzerknacker aus Entenhausen

HARALD ZIRNGIBL – BANKRÄUBER MIT LODENMANTEL UND PISTOLE (FRANK RUMPEL)

278 *Klaus-Peter Eichele* Verbrechen mit menschlichem Antlitz – kleine Typologie des Kino-Bankraubs

SIEGFRIED N. DENNERY – DER »SANFTE« ROSENHEIMER (TOM WOLF)

DER SMARTE PINO – EINE SCHWÄCHE FÜR ÖSTERREICHISCHE KREDITINSTITUTE (FRANK RUMPEL)

292 *Ralph Winkle* Bankraub als komplexes System – Zugänge zum Kriminalroman

306 *Tom Wolf* Hände oder ich schreibe hoch! – belletristische Banküberfälle

MZWAKHE MBULI – CAUGHT IN THE TRAP? (CHRISTIAN FINKBEINER)

KANADAS BANKRÄUBER-POET: STEPHEN REID (TOBIAS ROLLER)

318 Whodunit!?

Abbildungsnachweis

Impressum

FAQs: »Raub« (§ 249 StGB) –
»räuberische Erpressung« (§ 255 StGB)

Sowohl »Raub« als auch »räuberische Erpressung« setzen Gewalt oder Drohung mit einem empfindlichen Übel voraus. Eine Faustregel zur Unterscheidung lautet: Der Räuber nimmt, der Erpresser läßt sich geben. Deswegen stellt sich das gemeinhin als Bankraub bezeichnete Delikt häufig als »räuberische Erpressung« dar. Bei Gewaltanwendung nach vollendetem Diebstahl spricht man vom »räuberischem Diebstahl« (§ 252 StGB). Die Strafandrohung ist in allen drei
006 Fällen gleich: Im Regelfall Freiheitsstrafe nicht unter einem Jahr, bei »schwerem Raub« beziehungsweise »schwerer räuberischer Erpressung« nicht unter drei, in besonders schweren Fällen nicht unter fünf Jahren (§§ 250 u. 255).
Quelle: Oberlandesgericht Nürnberg, Justizpressestelle: »Juristen-Deutsch« – Erläuterung wichtiger juristischer Fachbegriffe. URL: http://www.justiz.bayern.de/olgn/pr_fachbegriffe.htm. (KS)

Zu diesem Buch

Die Tresore der Banken beflügeln seit jeher die Phantasie. Hier ist im Übermaß gelagert, an was es den meisten Menschen mangelt. Wer der Arbeit überdrüssig ist oder sich in finanziellen Schwierigkeiten befindet, träumt von einem Lottogewinn oder phantasiert von dem Veränderung versprechenden Bankraub. Und bei keinem anderen Delikt können die Täter nach einem gelungenen Coup auf soviel Sympathie hoffen, wie nach einem Einbruch in eine Bank oder einem Banküberfall.

Thema des Buches sind alle Delikte, die sich gegen eine besondere Form von Institution wenden: »Va Banque« – gegen die Bank! Der Zugang zum Thema ist zwar einem weiten Begriff von Bankraub verpflichtet, das heißt, es geht um Überfälle auf Geldinstitute, Geldtransporter, Postzüge, Postfilialen oder staatliche (selten private) Zahlstellen (juristisch: ›räuberische Erpressung‹, bewaffnet, scheinbewaffnet, mit und ohne Geiselnahme) sowie um Einbrüche in Tresore. Wirtschaftskriminalität im Sinne des berühmten Brecht-Satzes (»Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?«), die zumeist im Innern dieser Institutionen ihren Ausgang nimmt, ist hier nicht das Thema. Allerdings wird ein Blick auf Regionen geworfen, in denen es aufgrund der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen keinen Bankraub gab oder gibt.

Dieses Buch unternimmt volkskundlich-kulturwissenschaftliche, anti-kriminologische, historisch-kritische, literaturwissenschaftliche, sozialwissenschaftliche und autobiographische Ausflüge in die faszinierende Welt des Bankraubs. Zudem liefert es Portraits bekannter und unbekannter BankräuberInnen. Die Auswahl ist nicht das Ergebnis systematischer Kategorisierung, vielmehr spielen Zufälle mit, die aus vorhandenen Kenntnissen, individuellen Vorlieben und der Zugänglichkeit von Material resultieren. Kurze anekdotische, denk- und merkwürdige Geschichten, rechtliche Hinweise und mehr illustrieren Theorie, Praxis und Geschichte des Bankraubs.

Die in diesem Band versammelten Beiträge richten sich an unterschiedliche LeserInnen: Von der freakigen Hausbesetzerin, die dem Bankräuber die Daumen bis zur gelungenen Flucht drückt, über den Polizisten, der hier erfährt, wie sein Einsatz für Recht und Ordnung der historischen Relativierung anheimfallen kann, bis hin zu soliden Bankangestellten, die während eines Überfalls inständig hoffen, daß die Polizei nicht zu früh eintrifft, und sich hier in ihrer vorsichtigen Haltung bestätigt finden können.

Der Herausgeber wird sich Fragen gefallen lassen müssen. Warum wurde diese Bankräuberin und nicht jener Geldschrankknacker ausgewählt? Wieso fehlt dieser historisch wichtige Banküberfall? Weshalb bleiben die Ängste der einfachen Bankangestellten außen vor? Zum einen nimmt die Beschäftigung mit diesem Thema hier erst seinen Anfang, Vollständigkeit ist nicht angestrebt; zum anderen ist es erklärte Absicht, hier in erster Linie die Täter und den Inhalt der Tat in anti-kriminologischer Weise in den Mittelpunkt zu stellen. Hier werden einmal diejenigen, die sich mittels Bankraub oder Tresoreinbruch gegen die Geldinstitute wenden, und die in den verschiedensten Sozialwissenschaften bisher nur als Objekte vorkommen, zum Subjekt der Geschichte gemacht.

Die AutorInnen haben keine einheitliche Position zum Bankraub. Ziel des Herausgebers war es, weder schönzufärben noch zu verdammen. Der Band wurde mit einer Haltung konzipiert, die sehr wohl von der Problematik ihres Sujets und der beschriebenen Taten und Täter weiß, allerdings auch nicht die Einsicht ignorieren will, daß jede Gesellschaftsordnung ihre eigenen Widersprüche hervorbringt. Zahlreiche Beiträge sind von einer fröhlichen Indifferenz inspiriert, beziehungsweise fühlen sie sich jener wissenschaftlichen Neutralität verpflichtet, ohne die eine unvoreingenommene Betrachtung merkwürdiger Sachverhalte nach wie vor nicht möglich ist. Das Anliegen der AutorInnen dieses Buches ist es, weder zu Banküberfällen anzuleiten, noch sie zu verhindern. Wer glaubt, den hier portraitierten ArtistInnen nacheifern zu müssen, der sei auf die F(requently)A(sked)Q(uestions) zu »Raub (§ 249 StGB) – räuberische Erpressung (§ 255 StGB)« (➢) verwiesen sowie auf die zweite Bedeutung des Titels »Va Banque«, nämlich eines Spiels mit ungewissem oder riskantem Ausgang.

Aber waren nicht ein Gutteil der Kapitalisten in der Phase der »ursprünglichen Akkumulation« (Karl Marx), die die Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums bis heute maßgeblich beeinflußt, auch nichts anderes als Despe-

rados und Kriminelle? Die Interpretation dessen, was rechtmäßig, gerecht oder rechtschaffen ist, fällt je nach historischem Blickwinkel unterschiedlich aus. Das Delikt Bankraub bildet einerseits die herrschende bürgerliche Ordnung ab, weil es deren Gewaltförmigkeit spiegelt. Gleichzeitig stellt es die scheinbar naturgegebene Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums in Frage. Somit erinnert jeder Bankraub daran, daß gesellschaftliche Verhältnisse historisch und damit veränderbar sind.
Solange es die kapitalistische Produktionsweise gibt und alles Glück in der Maßeinheit Geld gemessen wird, wird es Banküberfälle und Bankräuber geben. Das kann niemand verhindern und es steht uns nicht an, derlei Begehren als »falsches Bewußtsein« zu kritisieren oder gar »Entfremdung« zu beklagen, womöglich den Bankraub der Fetischisierung des Geldes zu bezichtigen. Als ZuschauerInnen können wir uns jedoch wünschen, daß es Bankraub mit Stil und mit Format geben möge. In diesem Sinne möchte dieses Buch das Niveau in Theorie und Praxis heben.

Klaus Schönberger

PS. Dank an alle, die zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben: Den AutorInnen, die sich für das Thema begeistern ließen, und zahlreichen FreundInnen und Bekannten, die Hinweise gegeben haben. Insbesondere an Diethard Keppler, der in bewährt innovativer Manier die grafische Gestaltung realisierte, und an Elisabeth »Fehlerteufel« Timm, die nicht nur zentrale inhaltliche Beiträge lieferte, sondern auch die Korrekturen besorgte – merke: »Der Plural von Bankraub ist nicht Bankraube sondern Banküberfälle« – und die überschwengliche Begeisterung des Herausgebers für schöne Banküberfälle erdulden mußte. Last but not least an Klaus Viehmann von den Verlagen Libertäre Assoziation – Schwarze Risse – Rote Strasse, ohne den dieses Buch nie zustandegekommen wäre.

»**Er ist der Napoleon der Unterwelt, Watson.** Die Hälfte des Bösen in dieser großen Stadt und fast alles, was hier unentdeckt bleibt, hat er organisiert.« Sherlock Holmes über Professor Moriarty in »The Final Problem« von Sir Arthur Conan Doyle.

Adam Worth

der Napoleon der Unterwelt

Katharina Kinder

010

Im Jahr 1869 entkamen Adam Worth und sein Partner »Piano« Charley mit fast einer Million Dollar in Geld und Wertpapieren, die sie aus der Boylston Bank in Boston geraubt hatten, nach Europa. Als angebliche Verkäufer des Heilmittels »Gray's Oriental Tonic« waren sie unterirdisch zum Tresorraum der an ihr Geschäft angrenzenden Bank vorgedrungen – unbemerkt, denn sie hatten sich durch 200 im Schaufenster aufgetürmte Flaschen des Tonikums vor neugierigen Blicken geschützt.

Mit dem Geld etablierte sich Worth in London als reicher Gentleman mit sehr luxuriösem Lebensstil, er verkehrte in aristokratischen Kreisen und gab große Dinnerparties.

Kaum jemand ahnte, daß er ein Doppelleben führte und zugleich zu einer Art internationaler Leitstelle für Verbrechen avancierte. Die Pinkerton-Detektive waren wohl die einzigen, die ihm auf der Fährte waren; sie hielten ihn für den »bemerkenswertesten, erfolgreichsten und gefährlichsten Berufsverbrecher, den die moderne Zeit kennt« und stellten fest, daß sein Haus zum »Stelldichein für berühmte Gauner aus der ganzen Welt, vor allem aus Amerika, und zum Umschlagplatz oder zur Auffangstelle für die Ernte und die Akteure der meisten großen Raubdelikte, die in Europa begangen wurden« geworden war. Scotland Yard dagegen zeigte sich relativ hilflos und Worth behauptete, daß der zuständige Inspector Shore »ein mächtiger Trottel und ein Gespött für ganz England« sei. Verbrechen auf der ganzen Welt – von Kapstadt bis Jamaika – wurden in seiner teuren Wohnung in Piccadilly geplant. Die Spezialität des Kreises um Worth waren allerdings der Diebstahl eingeschriebener Postsendungen, meist aus Panzerschränken in Eisenbahnzügen, Betrug mittels Fälschungen und Bankraub. In den 1880er Jahren plante und organisierte Worth zahllose Coups und führte sie oft selbst aus, wie zum Beispiel den Raub von zwei Postsäcken mit Diamanten, die er im Postamt von Hatton Garden in London stahl, nachdem sein Komplize im Keller das Gas abgestellt und das Postamt dadurch in Dunkelheit getaucht hatte. Weniger erfolgreich war der

01



01 Adam Worth: »Bemerkenswertest(r)« und erfolgreichste(r) Berufsverbrecher, den die moderne Zeit kennt«

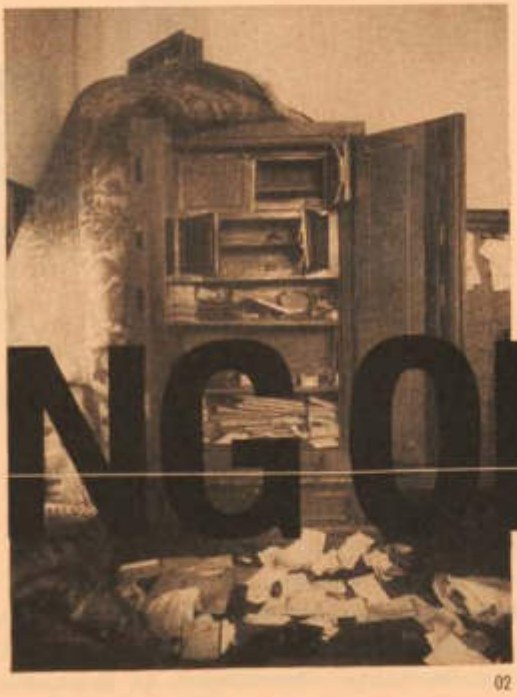
Versuch, noch einmal in Amerika abzusahnen: Der gesprengte Safe einer Bank in Sacramento enthielt nur 4.000 Dollar – dafür wurden 1889 bei einem Überfall auf den Güterzug von Brüssel nach Ostende zwei Millionen Francs in Juwelen und Bargeld erbeutet.
Worth, Sohn armer deutsch-jüdischer Einwanderer aus Massachusetts, schwamm förmlich in Geld. Durch seinen aufwendigen Lebensstil und seine legendäre Großzügigkeit (Zeitgenossen berichteten, Worth hätte zeitweise fast seinen ganzen Bekanntenkreis alimentiert) benötigte er allerdings auch entsprechende Summen. Seine Organisation hatte die Gestalt einer regelrechten Verbrechenspyramide. Worth, in der Funktion eines pater familias an der Spitze, führte sie mit strenger Disziplin. Es waren keine Trinker zugelassen und Gewalt verabscheute Worth: »Ein Mann mit Verstand hat nicht das Recht, eine Schußwaffe zu tragen.« Es bleibt ein Rätsel, warum Worth 1892 so leichtsinnig war, ohne richtigen Plan und zudem mit unzuverlässigen Komplizen, einen schwer bewachten Geldtransport in Belgien zu überfallen. Er wurde in Lüttich verhaftet und zu sieben Jahren Einzelhaft und Zwangsarbeit verurteilt. Von der grausamen Behandlung im Gefängnis erholte er sich nie, zum Zeitpunkt seiner Entlassung war er an Tuberkulose erkrankt und wohl auch seelisch gebrochen. Seine Frau, ohne jede Kenntnis seines Doppellebens, hatte durch den Schock über seine Verhaftung den Verstand verloren. 1902 starb Adam Worth 58jährig als vergleichsweise armer Mann. Unsterblich wurde er jedoch durch Sir Arthur Conan Doyle, der ihn als Vorbild für die Figur des Professor Moriarty verwendete, den einzig würdigen Gegenspieler seines Helden Sherlock Holmes.
1999 gab es Berichte, daß Robert Redford die Hauptrolle in einem Film mit dem Titel »Napoleon of Crime: The Life and Times of Adam Worth, Master Thief« übernehmen will.

Quellen & Literatur: Geringer, Joseph: Adam Worth, The World is in his Pocket. URL: http://www.crimelibrary.com/classics/worth/index.html; Macintyre, Ben: Der unglaubliche Mr. Worth. Ein Gentlemanverbrecher der guten alten Zeit. München 1997.

002

THE MAK

KING OF...



02



03









Die Erfindung des Bankraubs –
von den schwierigen Anfängen zur Blüte des Delikts

014

Marcel Boldorf

An einem Abend des Jahres 1787 legten zehn Mitglieder der Lautner-Bande in der gebirgigen Landschaft des Spessarts einen Hinterhalt. Ziel ihres Überfalls war eine Postkutsche. Die Räuber überwältigten die Reisenden und beraubten den Kutscher des Schlüssels zur Geldkiste, aus der sie über 5.000 Gulden erbeuteten. Die Bande verübte während der 1780er Jahre weitere Überfälle in Göttingen, Marburg, Mühlhausen, Schmalkalden und Kaiserslautern (Küther 1976, 48).

Der Postkutschenraub des 18. Jahrhunderts entsprach den heutigen Überfällen auf Geldtransporter, allerdings wurden die Taten damals in wenig besiedelten Gebieten verübt. Manchmal sammelten sich die Räuber zuvor auf einem benachbarten staatlichen Territorium und schlugen von dort aus zu. Die Flucht erfolgte wieder getrennt, man verabredete sich aber in einem Zwischenlager, das an der Grenze verschiedener Landgerichtsbezirke liegen konnte. Von dort konnte man schnell auf das Gebiet eines anderen Gerichtsbezirks entkommen, wo man vor der Verfolgung sicherer war (Küther 1984, 17ff.). Die Weite des ländlichen Terrains bot sowohl Unterschlupfmöglichkeiten als auch ein günstiges Fluchtfeld. Raubüberfälle wie der geschilderte waren in den ummauerten Städten kaum möglich, dort funktionierten die soziale Kontrolle und Überwachung besser.



04









Banken und andere Geldinstitute blieben deshalb von Überfällen verschont. Die Institution ›Bank‹ existierte bereits in den mittelalterlichen Städten Europas und nahm die Funktionen Geldanlage, Geldtausch und Geldverleih wahr. Diese Geschäfte hatten sich mit dem ausweitenden Handel entwickelt. Die früheste Form der persönlichen Schuldverschreibung war der Wechsel. Man gewährte einem Handelspartner Kredit, den dieser nach einer vereinbarten Frist einlösen konnte. Versehen mit einem Indossament, einem Vermerk, der die Übertragbarkeit herstellte, begannen die Wechsel zu zirkulieren und stellten eine erste Form des Papiergelds dar. Nur als alltägliches Zahlungsmittel taugten sie kaum. Das Geld in Europa bestand bis zum 19. Jahrhundert fast immer aus Edelmetall. Es handelte sich um Gold- bzw. Silberumlaufwährungen, das heißt der geprägte Geldwert entsprach dem Edelmetallgewicht. Für lange Zeit war allein das Münzgeld als Raub- oder Diebesgut begehrenswert. Wechselstuben waren weit verbreitete kleine Geldinstitute an allen Orten, wo Handel getrieben wurde. Ihre Existenz war erforderlich, weil der Geldwechsel auf Grund des Zirkulierens hunderter unterschiedlicher Münzen unabdingbar war. Auch ihnen gewährte die Stadt Schutz, so daß sie wie die anderen Geldinstitute wohl kaum Ziel räuberischer Überfalle wurden.

02 Tresoreinbruch (ca. 1930)
03/04 Räuber der Vogelsberger und Wetterauer Bande (18. Jhdt.)

Solche Straftaten waren auch noch in den frühneuzeitlichen Städten eher selten. In Köln – zu Beginn der Neuzeit mit circa 40.000 Einwohnern die größte deutsche Stadt mit bedeutenden Handelskontakten – wurden die wenigen Raub- und Diebstahlfälle dennoch hart bestraft (Schwerhoff 1991). In 76 Prozent der 146 untersuchten Hinrichtungen lag eines dieser beiden Verbrechen zugrunde. In der detaillierten Dokumentation wird kein Überfall auf ein Geldinstitut erwähnt. Sicherlich kann man vereinzelte Fälle, die der Gattung ›Bankraub‹ zuzurechnen waren, nicht ausschließen, so gibt es eine Notiz zu einer 1751 verübten »Bankräuberei« im schweizerischen Bülach (Neues Bülacher Tageblatt, 28.11.1998). Als quantitativ ins Gewicht fallendes Phänomen existierte das Delikt allerdings nicht.

Da das Operationsgebiet der Räuberbanden fast immer auf dem platten Land lag, konnten die meist unkoordinierten Strafverfolgungsbehörden der Frühen Neuzeit die umherziehenden Räuber kaum fassen. Und wenn die Behörden von der Zerschlagung einer Bande sprachen, irrten sie sich oft. Die Überlebenden hielten sich nur eine Weile zurück oder verlagerten ihre Aktivitäten an einen anderen Ort (Küther 1976, 125). Erste Schritte zu einer professionellen und institutionellen Verbrechensbekämpfung erfolgten Mitte des 18. Jahrhunderts, als auf dem Land verstärkt paramilitärische Polizeieinheiten wie Husaren und Landreiter eingesetzt wurden und die Fahndung durch Steckbriefe zunahm (Schwerhoff 1999, 110).

Weil wirksame Strafverfolgungsmethoden fehlten, richteten die Verfolger ihre Aufmerksamkeit auf die vermutete personelle und ideelle Basis des Banditentums. Gemeint war die umherziehende ländliche Unterschicht, zu der Landstreicher, Gaukler, fahrendes Volk und auch Juden zählten. Diese Randgruppen standen außerhalb der ständischen Gesellschaft, sie galten als verdächtig, weil sie nur wenig Chancen hatten, sich auf legalem Wege zu ernähren – sieht man von Betteln und Hausieren ab. Doch selbst diese aus der Not geborenen Tätigkeiten wurden meist kriminalisiert, und eine reguläre Armenfürsorge konnten Bedürftige nach dem Heimatrecht nur an ihrem Geburtsort erhalten. Aufgrund ihrer Nichtseßhaftigkeit waren sie allerorts der staatlichen Repression ausgesetzt.

Die meisten Delikte der vorindustriellen Zeit bewegten sich im Rahmen der vorgegebenen Ordnung, von der Teile als ungerecht empfunden wurden. Hieraus rührte der Topos des Delinquenten als Sozialrebell (Hobsbawm 1962), dessen Handeln der Bevölkerung legitim erschien. Mit dem Bankraub moderner Prägung verbinden sich hingegen Wünsche wie der nach dem schnellen Geld, mit dem der Traum vom sozialen Aufstieg verbunden ist. Eine solche Vision bot die Ständegesellschaft nicht, in ihrer reglementierten Lebenswelt war die Legalisierung der Beute ein entscheidendes Problem. Heute ist Geldwäsche nur noch bei der Legitimierung äußerst großer Geldsummen schwierig, in der Ständegesellschaft war sie aber generell geradezu unmöglich. Zu differenziert waren die sozialen Kontrollmechanismen, zu undurchlässig war das soziale Gefüge, in dem ein sozialer Aufstieg nur ausnahmsweise vorgesehen und nicht ohne weiteres durch den Besitz von Geld zu erkaufen war.



05

Ausgangspunkt USA Den USA fiel im Laufe des 19. Jahrhunderts in vielen modern anmutenden Bereichen eine Führungsrolle zu. Die aus Europa bekannten Formen räuberischer Aktivität entwickelten sich jenseits des Atlantiks zu ungeahnter Perfektion und Größenordnung. Im Wilden Westen mit seiner verbreiteten individuellen Bewaffnung und Weite des Raumes gediehen verschiedene Überfallvarianten prächtig. Als wesentliche Weiterentwicklung des Postkutschenraubs kam es zu Überfällen auf Eisenbahnzüge, die Blütezeit dieses Metiers begann um 1870 und hielt sich bis zur Jahrhundertwende auf hohem Niveau (→ Hoffmann/Wilder Westen). 017

Am 6. Oktober 1866 verübte die Reno-Gang den ersten historisch belegten Zugüberfall auf den Ohio & Mississippi Express in Indiana (Outlaws of the Old West). Die erbeutete Summe wird auf 10.- bis 15.000 Dollar geschätzt. Die Pinkerton-Detektive, also die Angehörigen der 1852 gegründeten, über die Grenze der Bundesstaaten hinweg agierenden Privatpolizei, faßten wenig später den Anführer, John Reno. Nachdem seine Befreiung mißlang, zog sein Bruder Frank mit der Bande weiter und verübte in Iowa mehrere Banküberfälle sowie einen weiteren Zugüberfall. Der Fluchtweg führte sie nach Ontario, Kanada, in die Stadt Windsor. Dieser Ort diente Outlaws oft als Fluchtstätte vor den US-Gesetzeshütern. Auf dem Verhandlungswege erreichten die USA jedoch die Auslieferung der Reno-Gang. Im Dezember 1868 saßen die Gangmitglieder in einem Gefängnis des Staates New York ein, dort wurden sie eines Nachts von einer Art Bürgerwehr brutal ermordet.

Jesse James und seine Gang waren die wohl berühmtesten Bank- und Zugräuber, und um sie ranken sich zahlreiche Legenden und Mythen. Die Bande galt als die erfolgreichste ihrer Zeit, werden ihr doch 20 Banküberfälle auf ländliche Geldinstitute sowie ein spektakulärer Zugraub am 21. Juli 1873 zugeschrieben. Nach die-

05 William Pinkerton (1870)

ser Tat wurde die Gang von den Pinkertons gejagt. Die Gebrüder James flüchteten 1874 nach Texas, um dort Viehzucht zu betreiben (Der Neue Pitaval 1883, 20). Die Möglichkeit der Seßhaftwerdung schien für sie – im Unterschied zum alten Kontinent – dort zu bestehen, blieb aber nur von kurzer Dauer. Ein weiterer Banküberfall am 7. September 1876 auf die First National Bank in Northfield, Minnesota, wurde zum Fiasko. Die Bande geriet in einen von den Einwohnern gelegten Hinterhalt; der größte Teil der Gang wurde gefaßt und erhielt lebenslange Haftstrafen. Jesse James selbst wurde als Opfer einer Kopfgeldjagd von zwei Verwandten erschossen.

Diese Fälle werfen ein Licht auf die Organisation der Verfolgung. Wenn auch die staatenübergreifend agierende Privatpolizei Pinkertons gewisse Erfolge erzielte, wurde viel auf dem Weg der privaten Vergeltung geregelt. Die Behörden bzw. die Betroffenen, beispielsweise Eisenbahngesellschaften, unterstützten diese Methode durch Aussetzung eines Kopfgeldes auf einen Räuber: »lebendig oder tot«. Am Tathergang änderte sich in den USA bis zum Ersten Weltkrieg wenig, noch 1915 fand ein berittener zweifacher Banküberfall in Stroud, Oklahoma, statt, bei dem sich Bürger der Stadt mit den Räubern eine Schießerei lieferten.

Die spektakulären Fälle wurden in Deutschland als typisch amerikanisches Phänomen wahrgenommen, so auch im Neuen Pitaval, »einer Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.« Stark übertreibend heißt es im Band des Jahres 1883: »Im Westen der Vereinigten Staaten, an den Grenzen der Civilisation, besonders in den Gegenden, wo durch den Bergbau edle Metalle zu Tage gefördert werden, haben sich seit Jahren Hunderte und Tausende von wilden, gesetzlosen Menschen zusammengefunden. Leute, welche mit der Justiz in Conflict gekommen sind, Abenteurer, Glücksjäger, Spieler von Profession, Männer, denen weder das Eigenthum noch das Leben anderer heilig ist, pflegen in großer Anzahl gerade in jene Districte zu gehen, weil dort die Verhältnisse noch ungeordnet sind und die Behörden geringe Autorität besitzen« (Der Neue Pitaval 1883, 1). Der Autor brachte die Mentalität, die sich im Westen der USA entwickelt hatte, mit den Ereignissen des Bürgerkrieges (1861-1865) in Verbindung, der zu einer verbreiteten Zügellosigkeit geführt habe: »Als Friede geschlossen war, verwandelten sich Freischärler und Jayhawkers in gewöhnliche Räuber- und Mörderbanden. Unter selbstgewählten Führern brandschatzten sie die Städte und Dörfer, plünderten die Banken, überfielen die Eisenbahnzüge und verbreiteten eine Schreckensherrschaft, die fast schlimmere Zustände erzeugt als vorher der Bürgerkrieg.« Derlei Mythen griff der sächsische Schriftsteller Karl May für seine Romane dankbar auf.

Bankräuber in den USA hatten außer der Weite des Landes und der schwachen überregionalen Fahndung einen weiteren Vorteil. Während viele europäische Länder, allen voran das Deutsche Reich, noch Ende des 19. Jahrhunderts nur sehr große Banknoten herausgaben, die im alltäglichen Zahlungsverkehr keine Rolle spielten, existierten dort bereits kleine Geldscheine statt Münzen (Born 1981, 370f.). Dadurch war es möglich, größere

Summen problemlos abzutransportieren, was die Verbreitung des Deliktes im allgemeinen begünstigte und eine weitere Bankraubvariante eröffnete: die in Großstädten angesiedelte Tresorknackerei. Der Boom dieses Typus begann ebenfalls nach dem Bürgerkrieg und hatte in New York City ein Zentrum. Beispielhaft steht hierfür Adam Worth (→). Im Gegensatz zu den Überfällen der Revolverhelden des Wilden Westens waren seine Tresoreinbrüche eine handwerklich geprägte und auch eine gewisse Intellektualität voraussetzende Erwerbsform. Dies betraf die Logistik, die Durchführung der Tat und die Legalisierung der Beute. Diese Bankräuber genossen in der New Yorker Unterwelt ein hohes Ansehen, sie galten als ›kriminelle Oberklasse‹ und wurden sogar von der Gegenseite geachtet: Allan Pinkerton bemerkte hierzu: »Anstelle des tölpelhaften, ungeschickten, übel aussehenden Schurken früherer Zeiten haben wir es heute mit dem intelligenten, systematisch und berechnend vorgehenden Einbrecher zu tun, der ein Fachmann im Gebrauch von Werkzeug und ein Gentleman in seiner Erscheinung ist« (Macintyre 1997, 44).

Führt Industrialisierung zum Bankraub? In Kerneuropa veränderten sich Wirtschaft und Gesellschaft während des 19. Jahrhunderts auf engerem Raum als in den USA. Der industrielle Sektor wuchs erheblich und die neue Organisationsform der Fabrik setzte sich durch. Bessere Ernährung und medizinische Versorgung führten zu einem starken Bevölkerungswachstum. Mit der Verstädterung einher ging in den wachsenden Großstädten der rapide Bau von Mietskasernen. Auf der Seite der Finanzen erforderten die neuen industriellen Projekte, allen voran die Eisenbahnen, neue Formen von Geldinstituten, die Aktienbanken. Mit dem steigenden Finanzvolumen wuchs die Zahl der Kreditinstitute, und für die Geldanlage der Kleinsparer entstanden in Deutschland die Sparkassen. 019

In der Frühphase der Industrialisierung stieg die Gesamtzahl der Straftaten in Deutschland, was aber auch ein Effekt der verbesserten statistischen Erfassung sein könnte. In der Zeit der Hochindustrialisierung (1880-1914) war der Anstieg der Delikte nur noch schwach ausgeprägt. Zeitgenössische Vermutungen zählten die »Umgestaltung der Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse durch die industrielle Entwicklung« zu den Hauptursachen der Kriminalität. Die These basierte auf der diffusen Annahme, daß Verstädterung und Bevölkerungswachstum zu einer Störung der sozialen Beziehungen und folglich zu Kriminalität führten. Diese Theorie kann aber als widerlegt gelten, zumal ländliche Gebiete weiterhin Spitzenwerte der Delinquenz erreichten. Hier nahm beispielsweise die Diebstahlshäufigkeit zu, wenn die Getreidepreise stiegen. Im internationalen Vergleich blieb die Kriminalität auf einem niedrigen Niveau, insbesondere im Vergleich zu den Verhältnissen in den Slums der US-amerikanischen Großstädte (Wehler 1995, 521ff.).

Die Vermutung liegt nahe, daß Banken mit ihrem zunehmenden Gewicht ins Blickfeld räuberischer Begierde rückten. Die erste preußische Kriminalitätsstatistik für den Zeitraum von 1854 bis 1884 nannte trotz detaillierter Erfas-

sung der Deliktkategorien dennoch den Bankraub nicht (Illing 1885, 73ff.). Auch »Raub« jeglicher Form rangierte mit nur 100 bis 250 Nennungen pro Jahr unter ferner liefen. Die Nichtexistenz des Phänomens Bankraub – auch für die Folgezeit fehlen belegte Delikte – ist nur spekulativ zu erklären, denn das von potentiellen Bankräubern abzuerntende Feld entwickelte sich eigentlich günstig: Seit 1840 sprossen Sparkassen aus dem Boden und verbreiteten sich rasch (Wandel 1998, 4). Zunächst waren sie als Kreissparkasse nur in regionalen Zentren inmitten einer urbanen Umgebung ansässig. Für einen Überfall waren sie nicht verlockend, denn ein Entfernen vom Tatort hätte wohl nur zu Fuß erfolgen können. Wie in früheren Zeiten erzeugte die funktionierende Kontrolle im städtischen Raum ein reales Risiko, sogleich gefaßt zu werden.

Auch in den folgenden Jahrzehnten sahen einfache Arbeiter einen Bankraub offensichtlich nicht als praktikable Methode, um aus ihrer Klassenlage auszubrechen. Dafür sorgte vielleicht auch die wachsende Überwachungstätigkeit des Staates – immerhin gilt die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als Modernisierungs- und Expansionsphase der Berufspolizei. Das Beispiel des Ruhrgebietes als eines stark wachsenden Ballungsgebietes zeigt, wie die Polizei in ihre Rolle »einer allzuständigen und permanent verfügbaren Ordnungs- und Disziplinierungsinstanz« hineinwuchs (Jessen 1991, 111). Während das Sparkassengebäude noch zweigstellenlos die Geldmarktfunktionen des Alltags übernahm, entstanden in den Stadtvierteln die Bezirkswachen, die in ihren Revieren für die polizeiliche Überwachung sorgten. Seit

1874 wuchs aber die Zahl der Sparkassen rasch an, so daß eine Betrachtung des statistischen Zusammenhangs von Geldinstituten und Ordnungskräften lohnt.

Als Einflußfaktoren können die Sparkassen- und die Polizeidichte verglichen werden. Eine Verdoppelung der Zahl der Sparkassen zwischen 1874 und 1915 bedeutete angesichts der stark wachsenden Bevölkerung, daß die Bankendichte lediglich um ein Zehntel zunahm (Pohl 1982, 325ff.). Ganz anders die Polizeidichte: Pro Kopf der Bevölkerung zählte man am Vorabend des Ersten Weltkriegs fast drei Mal so viele Ordnungshüter wie während der Gründerjahre des Kaiserreiches. Dies bedeutete nicht nur, daß sich die Zahl der Staatsbeamten, die für die Bewachung der Geldinstitute zur Verfügung stand, gewaltig erhöhte. Generell herrschte eine Überwachung des Alltäglichen, die als »merkwürdiger Ordnungssinn« im Ausland manchmal mit Hohn und Spott bedacht wurde. Jedenfalls stand die deutsche staatliche Überwachung, Gängelung und Reglementierung des Einzelnen in krassem Gegensatz zu der Gesellschaftsordnung der USA, wo zum Beispiel der Waffenbesitz den Anspruch auf freie Entfaltung der Person untermauerte. Offenbar setzte die Existenz des Bankraubdeliktes ein gewisses Maß an Freiheit, Mobilität und Freizügigkeit voraus. Möglicherweise war die niedrige Kriminalitätsrate und das Fehlen des Bankraubdeliktes ein Ergebnis der autoritären Herrschaft des wilhelminischen Kaiserreiches und der verbreiteten Verinnerlichung einer Duckmäuserstruktur.



06

Auch die Bankgebäude selbst luden nicht zu einem problemlos abzuwickelnden Überfall ein. Betrachten wir das gut belegte Beispiel der Ludwigshafener Stadtsparkasse (Reinfried 1988, 11ff.). Erst 1888 gegründet, bezog sie ein spärlich möbliertes Zimmer im Gebäude der Stadtverwaltung. Drei Mal in der Woche waren die Schalter geöffnet, morgens für Einlagen, nachmittags für Rückzahlungen. Wie überall wuchs der Guthabenstand des Geldinstituts sehr rasch, nach sechs Jahren überstieg er eine Million Mark und verzehnfachte sich nochmals bis 1914. Eine große Beute wäre also möglich gewesen. Es ist jedoch anzunehmen, daß die Institution wegen ihrer räumlichen Unterbringung und ihres besonderen Engagements für kommunale Fürsorge und Wohlfahrtspflege als spezieller Teil der öffentlichen Verwaltung angesehen wurde. Vielleicht entzog sie sich dadurch der räuberischen Begierde. 021

1909 zog die Ludwigshafener Sparkasse in ein eigenes Gebäude um, was dem landesweiten Trend entsprach (Wysocki 1975, 178f.). Die neue Schalterhalle war an fünf Werktagen geöffnet und das Gebäude verfügte nun auch über einen Tresor. In kleineren Städten siedelten die Sparkassen erst während der Weimarer Republik in separate Räumlichkeiten über (Listl 1967, 35). Stellten diese Neuerungen nun vielleicht einen Anreiz für einen Überfall dar, so hemmte weiterhin die Enge des städtischen Raumes eine rasche Flucht.

Entsprechend enttäuschend verlief ein Raubüberfall auf eine Reichsbanknebenstelle im hessischen Friedberg im Juni 1910 (→ Entfesselung der Produktivkräfte). Zuerst wurde im Rathaus eine schwere Explosion verursacht, dann drangen zwei mit schwarzen Masken und Pistolen versehene Männer in den Kassenraum ein. Der Beamte rang trotzdem mit den Räubern und schlug die Täter mit gellenden Hilferufen in die Flucht. Der verächtliche Kommentar des Pitavals zu den »primitiven Abenteurern«: »Im Hintergrund stand die naive Ansicht des Kleinräubers: ›Raub ist nicht so kompliziert wie Einbruch‹« (Lang 1912, 216f.).

06 »Zeitgemäße Sicherungen gegen Raubüberfälle« Werbung der Bode Panzer-Geldschrankfabriken AG (ca. 1930)

Tresoreinbrüche sind in Deutschland nicht nachzuweisen, sie erforderten vor dem Ersten Weltkrieg offenbar einen anonymen, unübersichtlichen Raum. Die Zustände in Paris 1871 nach der Niederlage gegen Preußen und dem Aufstand der Commune glichen denen in New York nach dem Bürgerkrieg und boten Bankräubern ein günstiges Betätigungsfeld (Macintyre 1997, 67). Das Chaos der stark zerstörten französischen Hauptstadt wirkte auf die amerikanischen Bankräuber anziehend, zumal die Pinkertons in jener Zeit größere Fahndungserfolge erzielten. Adam Worth und andere reisten nach Europa und erkoren die Pariser American Bar zu ihrem Treffpunkt, hier wurden auch Bankeinbrüche geplant; die Entwicklung dieser Deliktform in Europa beruhte also auf US-amerikanischer Entwicklungshilfe.
Der Bankraub war auch im viktorianischen London bekannt, wo sich im großstädtischen Treiben eine Unterwelt entwickelt hatte. Als Einbruchsziele wählte man Banken, Eisenbahnkassen, Privathäuser reicher Personen, Postämter und Lagerhäuser. Selten verübten die großen Ganoven die Taten selbst. Ein System der Verschwiegenheit – durch Geldzuwendungen gestützt – und der Einsatz von Strohmännern sicherten ihre legale Existenz in einer Großstadt, die ausreichende Anonymität versprach.

Der Durchbruch des Delikts Die Geschichte des Bankraubs ist einer »kriminologischen Untersuchung an Bankräubern« der frühen siebziger Jahre nur diese Fußnote wert: »Über die Bankraubkriminalität im Deutschland der Vorkriegszeit war nur wenig in Erfahrung zu bringen. Die Bedeutung dieser Deliktart kann jedoch nicht sehr groß gewesen sein« (Reffken 1972, 12). Allerdings gab es in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts umwälzende organisatorische Veränderungen im Geldwesen, die sich auf die Handlungstrategien potentieller Bankräuber auswirkten. Das Transaktionsvolumen der privaten Haushalte stieg so stark, daß verbesserte Methoden des Geldtransfers zwischen den Geldinstituten notwendig wurden. Im Deutschen Reich führte ein Gesetz von 1908 das Girokonto als Verrechnungskonto ein und mit der im Zuge des Ersten Weltkrieges 1918 gegründeten Deutschen Girozentrale wurde der bargeldlose Zahlungsverkehr reichsweit institutionalisiert. Das reduzierte die Zahl der großen Geldtransporte und rückte das Bankgebäude selbst ins bankräuberliche Interesse. Durch die Inflation von 1922/23 hatte die Münze nur noch einen geringen Wert und Papiergeld wurde zum eigentlichen Zahlungsmittel. Nun war auch hierzulande der Millionencoup machbar, denn das Problem des Abtransports ließ sich jetzt lösen.
Nach dem Vorbild der amerikanischen Safeknacker arbeiteten 1929 die Brüder Sass (➤), als sie den Tresor der Disconto-Gesellschaft am Berliner Wittenbergplatz leerten (Schwerk 1984). Kein Raub, der mit Schnelligkeit und Gewaltandrohung vorging, sondern ein heimliches, geschickt ausgeführtes Verbrechen: Der Bankeinbruch hatte Deutschland erreicht. Der Banküberfall ließ nicht lange auf sich warten. In den politischen Auseinandersetzungen am Ende der Weimarer Republik griff insbesondere in Hamburg (Ebe-



07



08

ling 1980) auch der KPD-nahe (illegale) Rotfrontkämpferbund (RFB) auf das Mittel der »Enteignungen« wie im vorrevolutionären Rußland zurück (→ Hedeler/Josef der Räuber).

Nach dem Zweiten Weltkrieg bauten die Geschäftsbanken ein weitverzweigtes Filialnetz auf. Diese Entwicklung verhalf dem Bankraub in Deutschland zu einem Durchbruch. Die sechziger Jahre sind – auch international – seine Boomphase. 1970 klagte eine kriminalistische Studie, der Überfall auf die Ein-Mann-Zweigstelle von Geldinstituten sei eine Art »deutscher Volkssport« geworden (Middendorff 1980, 44). In der BRD verzehnfachte sich die Zahl der erfaßten Überfälle innerhalb von eineinhalb Jahrzehnten. Zählte man 1962 bundesweit 57 Fälle, waren es 1978 bereits 565 (Middendorff 1980; Császár 1975, 11). Zusätzlich gab es 1978 noch 152 Überfälle auf Geld- und Werttransporte. Die USA stachen den alten Kontinent allerdings weiterhin klar aus. Hier waren es zwischen 1967 und 1973 jährlich bis zu 2.600 Delikte, die der Kategorie Banküberfall zugerechnet wurden – auch pro Kopf der Bevölkerung mehr als in Deutschland. 023

Mit der Masse sank die Klasse. In Kontrast zu den Safeknackern vergangener Tage waren die Bankräuber der Nachkriegszeit häufig Amateure, denen Spezialkenntnisse für andere Delikte fehlten und die beim Überfall primitive Methoden bevorzugten: Hineinrennen, Geld geben lassen und weglaufen. Die zu erzielende Beute überschätzten sie meist. In Deutschland erzielten die Bankräuber – zumeist Einzeltäter – pro Raub durchschnittlich 30.000 Mark (Servay/Rehm 1987, 48). Nicht wenig, aber keinesfalls

07 Innenaufnahme mit den Sparkassenmännern Schett, Mauß und Münning (Diepholz 1913)
08 Durchbruch als Delikt (ca. 1930)

Gebrüder Sass

Vorsprung durch Technik

Johannes Mahn

Wer hat den Reichstag angezündet? Wer in der Pogromnacht von 1938 Synagogen und andere jüdische Einrichtungen zerstört? In Berlin hieß es hinter vorgehaltener Hand: die Gebrüder SASS, gemeint waren SA und SS. Natürlich war die Schreibweise des Nachnamens von Franz und Erich Sass die einzige Grundlage dieses Wortspiels. Aber es zeigt, wie bekannt die Brüder waren.

Ihr Meisterstück war 1929 der Einbruch bei der Disconto-Gesellschaft am Berliner Wittenbergplatz. »Das große Verbrecher-Lexikon« bezeichnet ihn als »sensationellste[n] Bankraub der deutschen Kriminalgeschichte«.

In wochenlanger Vorarbeit hatten die Sass-Brüder vom Keller eines Nachbarhauses aus einen Tunnel zum Luftschacht des Tresorraums gebaut. Von dort hatten sie Zugang zur Silberkammer und dem eigentlichen Tresor, in dem sich 181 Kundensafes befanden. Bis auf zwei brachen sie alle auf. Bei der Auswahl ihrer Beute konnten sie sich Zeit lassen, wie zwei am Tatort gefundene leere Weinflaschen bewiesen. Weil viele Kunden aus Angst vor dem Finanzamt ihre tatsächlichen Verluste nicht preisgeben wollten, wurde nie ganz geklärt, wie groß die Beute letztendlich war. Von zwei Millionen Reichsmark ist die Rede. Jedenfalls erlaubten sich die Sass', ganze Bündel von Geldscheinen und andere Kostbarkeiten im Tresorraum zurückzulassen – nur das Feinste nahmen sie mit.

024

Zuerst wurde der Einbruch gar nicht bemerkt. Als die von außen unversehrte Tresortür nicht zu öffnen war, ging man in der Bank von einem technischen Defekt aus und entschied sich erst nach drei Tagen, den Tresor aufbrechen zu lassen. Anschließend war der Skandal groß und ganz Deutschland hatte seine Sensation.

Von Anfang an wurden Franz und Erich Sass verdächtigt. Allein, der Polizei gelang es trotz langer Verhöre und Gewaltanwendung nicht, ihnen irgend etwas nachzuweisen. Zu professionell waren die beiden, und so mußten sie wieder freigelassen werden. Prompt hielten sie mit ihrem Rechtsanwalt eine Pressekonferenz ab, wo sie ihre Unschuld beteuerten und der Polizei Vorwürfe machten. Während ihr Bekanntheitsgrad und ihr Ansehen stiegen, wurde die Polizei zur Zielscheibe allgemeinen Spotts.

Schon seit 1926 versuchten sich die Brüder an verschiedenen Tresoren – stets ohne Fingerabdrücke zu hinterlassen und mit einer damals neuen Technik: dem

09



09/10 Erich und Franz Sass vor Gericht (1934/35)

Schneidbrenner. Das Aufschweißen der Tresortüren war zuvor nicht bekannt gewesen und leitete eine Wende in der Geldschrankkriminalität ein. Freilich waren die großen Projekte der Gebrüder Sass bis dahin stets gescheitert. In der Nacht zum 20. Mai 1928 hatten sie Hals über Kopf aus der Oberfinanzkasse fliehen und den Inhalt des bereits geöffneten Tresors zurücklassen müssen. Eine ganze Reparationsrate an Frankreich – neun Millionen Reichsmark – ging ihnen dabei durch die Lappen.

Die Coups der Sass-Brüder zeichneten sich durch Perfektion aus: profunde Ortskenntnis, intelligente Planung, saubere Durchführung. Ihre Arbeit sicherten sie mustergültig ab, nie vergaßen sie, in den entscheidenden Momenten Schmiere zu stehen. Um ihre Mauerdurchbrüche zu tarnen, benutzten sie täuschend echt wirkende Attrappen. Der Tunnel zum Tresor der Disconto-Gesellschaft war handwerklich sauber mit Holz verschalt. Sie zeichneten sich auch durch fast geräuschloses Arbeiten aus.

Wofür sie ihre Einnahmen ausgaben, beziehungsweise wo sie sie versteckten, ist nicht bekannt. Solange sie noch in Berlin lebten, wohnten sie bei ihren Eltern in einer kleinen Arbeiterwohnung in einem Moabiter Hinterhaus. Der einzige Luxus, den sie sich leisteten, waren noble Maßanzüge, ein schnelles Auto und ab und zu eine Reise ins Ausland – nach Kopenhagen etwa.

10



Dorthin zieht es sie auch 1933, als es ihnen im Nazi-Deutschland zu gefährlich wird. Ihre Aufenthaltserlaubnis müssen sie fälschen, was ihnen 1934 zum Verhängnis wird. Durch die falschen Papiere aufmerksam geworden, erkundigt sich die dänische Polizei bei ihren deutschen Kollegen und durchsucht anschließend das Hotelzimmer der Sass-Brüder. Dort findet sie allerlei Gegenstände, die kurz zuvor in Kopenhagen gestohlen worden waren. Erstmals kann dem Brüderpaar ein Einbruch nachgewiesen werden. Zu ihrem vielleicht intelligentesten Coup kommt es so nicht mehr: Beim Umbau einer Sparkasse hatten die Gebrüder mitgearbeitet. Sie besaßen Kopien aller Türschlüssel und die Tresortür hatten sie so manipuliert, daß sie sie später problemlos hätten öffnen können.

025

Franz und Erich werden zu vier Jahren Haft und anschließender Abschiebung verurteilt. Ihr Rechtsanwalt will letzteres unbedingt verhindern, jedoch vergebens. Im März 1938 werden die Sass-Brüder an Nazi-Deutschland ausgeliefert. Zwei Jahre sitzen sie in Berlin-Plötzensee in Untersuchungshaft, am 27. Januar 1940 schließlich wird Erich Sass zu elf und Franz zu dreizehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Zwei Monate später liefert die Justiz sie an die Gestapo aus. Im Alter von 33 und 35 Jahren läßt sie Rudolf Höß am 28. März 1940 im KZ Sachsenhausen ermorden. Der spätere Kommandant von Auschwitz stempelt sie in seinen Aufzeichnungen zu »unverbesserlichen Berufsverbrechern« ab, die selbst bei ihrer Hinrichtung noch Ärger bereiteten: »Sie wollten sich absolut nicht an den Pfahl stellen, und ich mußte sie festbinden lassen. Mit aller Gewalt wehrten sie sich dagegen. Ich war heilfroh, als ich den Feuerbefehl geben konnte.«

Paul Gurks Roman »Tresoreinbruch« setzte den Gebrüdern Sass bereits 1934 ein literarisches Denkmal, und Erich Kästners »Emil und die Detektive« wurde von ihnen inspiriert. Und auch heute erinnern Berliner Stadtrundgänge und Zeitungsartikel gerne an sie.

Quellen & Literatur: Flesch, Hans: Wer ein Safe mietet, kommt darin um! In: Die Weltbühne, Nr. 7/25. 12.2.1929, S. 257-259; Höß, Rudolf: Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen. Stuttgart 1961; Schwerk, Ekkehard: Die Brüder aus der Birkenstraße: Franz und Erich Sass. In: Gurk, Paul: Tresoreinbruch. Berlin/Darmstadt 1981; Schwerk, Ekkehard: Die Meisterdiebe von Berlin. Die »Goldenen Zwanziger« der Gebrüder Sass. Berlin 1984; Sinn, Dieter: Das große Verbrecher-Lexikon. Herrsching 1984.

genug, um mit einem Schlag aller finanziellen Sorgen ledig zu sein. Anschauungsmaterial lieferten oft Film und Fernsehen, als ungewollter Ideenspender fungierte seit 1967 besonders die ZDF-Sendung »Aktenzeichen XY ... ungelöst«. Schon der Zusatz »ungelöst« war in den Ohren eines jeden Möchtegernbankräubers ein Wohlklang und die vorgestellten Fälle lieferten einige praktische Tips.

Bei der Häufung von Banküberfällen spielte die Zunahme der kleinen Geldinstitute eine Rolle, vor allem in ländlichen Gebieten fanden Täter günstige Bedingungen: ruhige Lage, geringe Größe der Bank und gute Fluchtmöglichkeiten. Die individuelle Motorisierung durch Mopeds und Autos ermöglichte ein schnelles Entkommen. Bei der Flucht und der Verheimlichung der Tat kam den Räubern die gewachsene gesellschaftliche Anonymität zustatten. Betrachtet man die zahlreichen Einschränkungen der Vergangenheit, verfügten die Täter nun über ein ungleich günstigeres Betätigungsfeld.

»XY Zimmermann ... ungelöst«

Mainz. »Aktenzeichen XY ... ungelöst« macht seinem Namen alle Ehre. Die einst von Ede Zimmermann 1967 begründete Sendung beschäftigte sich im Laufe ihrer Geschichte mit insgesamt 310 Banküberfällen. Trotz Fernsehfahndung und Mobilisierung des gesamtgesellschaftlichen Verfolgungspotentials konnten bis Anfang April 2000 nur 79 mutmaßliche Täter festgenommen werden. Während bei anderen Deliktarten in der Sendung etwa 40 Prozent Aufklärungserfolg besteht, sind es beim Bankraub gerade mal 25 Prozent. Insofern dürfte der Hinweis »ungelöst« fast als Ansporn wirken. Wenn laut Bundeskriminalamt die Aufklärungsquote bei Banküberfällen im Jahr 1998 insgesamt 63,2 % betrug, dann lag das weniger an der Mithilfe der Bevölkerung als an der Tatsache, daß Bankräuber zu einem großen Teil sogenannte Ersttäter sind, die häufig aus Not oder Verzweiflung handeln. **Quellen:** Hamburger Morgenpost, 4.4.2000; Berliner Zeitung, 21.12.1999. (KS)

026

Auf der subjektiven Seite rätselten die Kriminologen über die Herkunft der Täter und deren Motivation (➤ Timm/Kriminologie). Noch 1960 tauchten zu ihrer Charakterisierung Vokabeln wie »Gewinnsucht«, »Vergnügungs- und Genußsucht« und »arbeitsscheu« auf. Solche Deutungen verweisen nicht nur auf urdeutsche Erklärungstraditionen, sondern entbehren auch jeder Logik. Sozialpsychologen entgegneten zurecht, was für eine Art von Sucht – gemessen an modernen psychologischen Kategorien –»Gewinnsucht« oder »Genußsucht« denn sein soll? (Servay/Rehm 1987, 48). Die Kriminologie der sechziger und siebziger Jahre tappte im Dunkeln.

Auf einem anderen Blatt steht das Verhältnis zwischen Volkswirtschaft und Bankraub. Der jeweilige Schaden, vor allem des betroffenen Geldinstituts, ist oft unerheblich; zudem mildern Versicherungen die größten Verluste. Im Regelfall waren die erbeuteten Summen auch nicht so hoch wie vielleicht erwartet. Schon deshalb fällt Bankraub volkswirtschaftlich kaum ins Gewicht. Abzuwarten bleibt, ob angesichts der Ausbreitung des elektronischen Zahlungsverkehrs die Hortung von Bargeld in den Banken so weit zurückgedrängt wird, daß Bankraub nicht mehr lohnend wirkt. Geldbetrug könnte dem Bankraub den Rang ablaufen, womit letzterer seine Blütezeit bereits im 20. Jahrhundert beendet hätte.

Man kann das Ganze auch so sehen: Insgesamt bleibt bei einem Bankraub das einer Volkswirtschaft zur Verfügung stehende Geld erhalten – weil es wieder in den Geldkreislauf einfließt. Der Bankräuber beschleunigt die Zirkulation des Geldes sogar, weil zu vermuten ist, daß er sein Geld schneller als andere Konsumenten wieder ausgibt. In diesem Sinne entsteht durch ihn kein volkswirtschaftlicher Schaden, sondern er gereicht der Gemeinschaft sogar zum Nutzen.

Quellen & Literatur

Born, Karl Erich: Geldtheorie und Geldpolitik II: Geldgeschichte. In: Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften, Bd. 3. Stuttgart u.a. 1981, S. 360-374.
Csészár, Franz: Der Überfall auf Geldinstitute. Eine kriminologische Untersuchung (Kriminologie Abhandlungen, Neue Folge, Bd. 11). Wien u.a. 1975.
Ebeling, Helmut: Schwarze Chronik einer Weltstadt. Hamburger Kriminalgeschichte 1919 bis 1945. Hamburg 1968.
Hobsbawm, Eric: Sozialrebellen. Archaische Sozialbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert. Darmstadt 1962.
Illing, J.: Die Zahlen der Kriminalität in Preußen für 1854 bis 1884. In: Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus 25 (1885), S. 73-92.
Jessen, Ralph: Polizei im Industrierevier. Modernisierung und Herrschaftspraxis im westfälischen Ruhrgebiet 1848-1914. Göttingen 1991.
Küther, Carsten: Räuber und Gauner in Deutschland. Göttingen 1976.
Küther, Carsten: Räuber, Volk und Obrigkeit. Zur Wirkungsweise und Funktion staatlicher Strafverfolgung im 18. Jahrhundert. In: Reif, Heinz (Hg.): Räuber, Volk und Obrigkeit. Studien zur Kriminalität in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1984.
Macintyre, Ben: Der unglaubliche Mr. Worth. Ein Gentlemanverbrecher aus der guten alten Zeit. München 1997.
Oberlandesgerichtsrat Lang in Darmstadt: Der Bombenanschlag auf das Friedberger Rathaus. In: Der Pitaval der Gegenwart. Almanach interessanter Fälle, Bd. VII. Tübingen 1912, S. 216-230.
Listl, Alfons: 125 Jahre Kreissparkasse Abensberg. Abensberg 1967.
Middendorff, Wolf: Bankraub. Eine kriminologische Studie im Anschluß an den Fall V. In: Archiv für Kriminologie 165 (1980), S. 41-56.
Outlaws of the Old West. URL: http://www.geocities.com/Nashville/Opry/1185/outlaws.html.
Pohl, Manfred: Festigung und Ausdehnung des deutschen Bankenwesens zwischen 1870 und 1914. In: Institut für bankhistorische Forschung (Hg.): Deutsche Bankengeschichte, Bd. 2. Frankfurt/Main 1982, S. 223-351.
Reifken, Hermann: Kriminologische Untersuchungen an Bankräubern. Göttingen 1972.
Reinfried, Marcus: Im Spiegel der Zeit 1888-1988. 100 Jahre Stadtsparkasse. Ludwigshafen 1988.
Schwerhoff, Gerd: Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die Historische Kriminalitätsforschung. Tübingen 1999.
Schwerhoff, Gerd: Köln im Kreuzverhör. Kriminalität, Herrschaft und Gesellschaft in einer frühneuzeitlichen Stadt. Bonn 1991.
Schwerk, Ekkehard: Die Meisterdiebe von Berlin. Die »Goldenen Zwanziger« der Gebrüder Sass. Berlin 1984.
Servay, Wolfgang/Rehm, Jürgen: Bababank-Überfall. In: psychologie heute, März 1987.
Straßen-, Eisenbahn- und Bankräuber in Amerika. In: Der Neue Pitaval, Neue Serie Bd. 18 (1883).
Wandel, Eckhard: Banken und Versicherungen im 19. und 20. Jahrhundert. München 1998.
Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3: Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849-1914. München 1995.
Wysocki, Josef: 75 Thaler sind schon ein Capital. Jubiläumsschrift zum 150jährigen Bestehen der Stadtsparkasse Osnabrück. Frankfurt/Main 1975.

11



11 Einbruch in den Tresorraum der Berliner Diskonto-Gesellschaft (1929)



»Nur wer überlebt, hat Recht« – Bankraub im Wilden Westen

Andrea Hoffmann

Vier oder fünf Reiter galoppieren durch die Hauptstraße eines Ortes, Staub wirbelt auf und verdeckt den Blick auf hölzerne Hausfassaden. »Blacksmith« ist dort zu lesen, oder »Johnson Supplies«. Ihre Hüte haben die Männer tief ins Gesicht gezogen, Tücher bedecken Nase und Kinnpartie. Vor der Bank ziehen sie die Zügel straff, unter Aufbäumen kommen die Pferde zum Stehen. Zwei Reiter sitzen ab, stürmen das Bankgebäude, während die anderen die Straße sichern. Die Szene ist vorzugsweise in schwarzweiß zu denken: Man erkennt unschwer das Szenario einschlägiger Genrefilme wieder. Dieses vielfach variierte Western-Image ist nah an der Realität konstruiert. Meist war es eine kleine Gruppe, die sich zusammengetan hatte, um mit Waffengewalt Geld zu beschaffen. Überfälle auf Postkutschen oder Eisenbahnen waren die bevorzugten Methoden, da hier größere Geldsummen transportiert wurden und die Bewachung auf der Strecke nie so gut war wie bei einem Gelddepot in einem Ort. Da jedoch auch Gelder für oder von Geldinstituten über Land transportiert wurden, können diese Raubzüge als mittelbarer Bankraub gesehen werden, vergleichbar mit dem Ausrauben eines Geldtransporters. Keiner der bekannteren Banditen hatte sich ausschließlich auf Bankraub spezialisiert, er war nur eine mögliche Form der Geldbeschaffung.



12

Die Daltons der Familienbetrieb als Vorbild für den Comic strip Wie im Film waren auch die ›guten‹ Helden eher Einzelpersonen, die zu Ruhm gelangten, wohingegen die ›Bösewichte‹ vorzugsweise Banden bildeten. Die berühmtesten waren die Younger Brüder, die Gang von Jesse James oder die Daltons. Letztere sind vielen aus den Lucky Luke-Comics als Horde verblödeter Trottel bekannt, was ihrem ebenso fatalen wie für die Mehrheit der Bande letalen Überfall in Coffeyville geschuldet sein mag, der als »one of the most idiotic ventures in outlaw history« (eine der schwachsinnigsten Unternehmungen in der Geschichte der Gesetzlosen) gelten kann (Horan 1977, 151).

Es war nicht ungewöhnlich, daß es sich bei den Banden um Familienclans handelte. Die Brüder Grat, Bill, Bob und Emmett Dalton, die in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts zu Outlaw-Ruhm kamen, waren ebenso eine Familiengang wie die Earps oder die James' und die Youngers. Diese Brüdergemeinschaften galten laut Kriminologie bei dem riskanten Job als Outlaw als eine Art Lebensversicherung: »Sie waren verratfrei. Furcht vor der Rache der Brüder bedeutete meist ... einen beträchtlichen Lebensschutz. Sie waren die natürliche Ur-›Gang‹. In diese eng geschlossenen Gruppen von Brüdern gliederten sich die Cowboys willig ein« (Hentig 1954, 151). Diese besondere Loyalität der

12 Die toten Dalton-Brüder (1892)

Outlaw-Gangs hat sicher auch zu ihrer Verklärung und Mythologisierung beigetragen.
Von den 15 Kindern, die Adeline und ihr 21 Jahre älterer Ehemann James Lewis Dalton bekamen, starben zwei als namenlose Neugeborene. Vier Brüder, Grattan »Grat«, William Marion »Bill«, Emmett und Robert Renick »Bob«, der Anführer, bildeten den Kern der Dalton-Gang. Die anderen fünf Söhne und die drei Töchter des Ehepaares kamen nicht nachweisbar mit dem Gesetz in Konflikt und ein Sohn, Franklin »Frank« war sogar eine Zeitlang Deputy-US-Marshal unter dem als »Hanging-Judge« berühmt-berüchtigten Richter Isaac J. Parker (Rosa/May 1977, 44ff.). Zunächst verdingten sie sich als Farmarbeiter und Angehörige der »Indian Police«, die nach Whiskey-Schmugglern jagte. Bald verlegten sie sich jedoch auf Eisenbahnüberfälle, wobei sie sich an ihren Vorbildern, der Jesse-James-Bande und den Youngers, orientierten. Sie brüsteten sich aber damit, daß sie nie die Passagiere, sondern nur die Safes ausraubten. Wirklich berühmt wurden sie durch den blutigen Überfall in Coffeyville am 5. Oktober 1892, wo sie das bisher nie Dagewesene versuchten: Zwei Banken zur selben Zeit auszurauben! Das große Vorbild Jesse James wollten sie nach eigenem Bekunden ausstechen: »He never tried this!« wird ein Bandenmitglied zitiert (Horan 1977, 152). Die Daltons waren nicht nur bekannt in der kleinen Stadt, ihre »Wanted«-Steckbriefe hingen auch überall aus. Bob und Emmett wurden erkannt, als sie die First National Bank ausraubten, die alarmierten Stadtbewohner kamen bewaffnet zusammengelaufen und nach einer heftigen Schießerei war die

Gang ausgelöscht. Die Fotografien der toten, mit Handschellen gefesselten Banditen, machten die Runde. Nur Emmett Dalton überlebte, er wurde zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Nach 14 Jahren kam er frei und verbrachte seinen Lebensabend in Kalifornien, wo er als Berater für Western-Filme tätig war. Er starb 1937 in Los Angeles.

Die James/Younger-Brüder und die verhassten Yankees Jesse James und seine Mannen sind – auch durch eine Vielzahl von Verfilmungen – die wohl hierzulande bekanntesten Wild-West-Banditen. Der Predigersohn Jesse Woodson James kam am 5. September 1847 bei Kearney, Missouri, zur Welt; sein Bruder und späterer Komplize Frank war vier Jahre älter. Als 1849 der Goldrausch ausbrach, hängte ihr Vater Robert James seinen Beruf als Baptistenprediger an den Nagel und zog – ohne seine Familie – nach Kalifornien.
Die James-Brüder schlossen sich früh Banden an, die aus dem Südstaat Missouri bereits im Vorfeld des Bürgerkrieges versuchten, das neue Territorium Kansas auf die Seite des sklavenhaltenden Südens zu ziehen. Frank James ritt mit der berüchtigten Bande William Clark Quantrills; Jesse, den Quantrill wegen seines jugendlichen Alters abgelehnt hatte, kam bei William Anderson unter, der unter dem Namen »Bloody Bill« bekannt war (Blumenberg 1970, 16). Die immer wieder kolportierte Geschichte, daß ein gewalttätiger Übergriff marodierender Soldaten auf die Familie den jugendlichen Jesse aus der Bahn geworfen habe (Heinzlmeier 1981, 7; Rosa/May 1977, 28), ist

wohl ebenso den Mythen zuzuordnen, wie die Robin Hood-Legenden über Jesse James. Er hat nie nur von den Reichen geraubt und auch nichts an Arme verschenkt. Jedoch bekamen die Taten der James, gerade im gespaltenen Missouri, einen politischen Beigeschmack.

Nach dem Bürgerkrieg, den Jesse James auf Seiten der Südstaaten verlor, taten er und sein Bruder Frank sich mit den Brüdern Cole, James, Bob und John Younger zusammen, die in der Nachbarschaft wohnten, und früher auch mit Quantrill geritten waren. Die übrigen zehn Kinder von Charles und Busheba Younger »schlossen sich dem Outlaw-Quartett der Familie nicht an« (Blumenberg 1970, 16). Unter der Führung von Jesse James bildeten die Brüder den harten Kern der Gang, der sich immer wieder andere Outlaws anschlossen.

Als die Brüder James-Younger nach dem Bürgerkrieg am 13. Februar 1866 einen Überfall auf die Bank von Liberty (Missouri) unternahmen, war man im besiegten Missouri bereit, den kriminellen Unternehmungen der Bande einen politischen Sinn unterzuschieben. Man sah die Gang als eine Art Widerstandskämpfer gegen die verhaßten Yankees. Für die Anhänger der Konföderierten wurde Jesse James zum romantisches Symbol des Südens.

Hier liegt auch der Schlüssel zur Jesse James-Legende (Horan 1977, 2), wonach die Überfälle uneigennützig gewesen wären – Desperados wurden zu Ersatzhelden für die geschlagenen Heerführer des Bürgerkrieges stilisiert (Heinzlmeier 1981, 12).

Ein Hauch von Freiheit und Abenteuer, von Romantik haftet ihnen an, den Banditen des Wilden Westens. So ranken sich auch um einzelne der Räuber Mythen von Wohltat und Rettung. Jesse James, dessen Bande die Zusammensetzung häufig wechselte, wird zum Prototyp des Wildwestbanditen stilisiert. »Die Aura des Großartigen hüllt ihn ein, Fans verehren ihn, Züge wie Kaltblütigkeit und Brutalität, Furchtlosigkeit und Rücksichtslosigkeit mögen ambivalent sein und moralisch verwerflich, in der Wertskala der amerikanischen Pionierzeit – und nicht nur da – leuchten sie positiv auf: Nur wer überlebt, hat recht« (Heinzlmeier 1981, 11). In ihrer 16 Jahre währenden kriminellen Karriere plünderte die James-Younger-Bande elf Banken, raubte sieben Züge und drei Postkutschen aus, dabei erschossen sie auch einige Kassierer, Kutscher oder Lokomotivführer. In St. Joseph, einem kleinen Ort in Missouri, versuchte Jesse James unter dem Decknamen Thomas Howard mit dem gesetzlosen Leben Schluß zu machen, doch er entkam den Häschern nicht. 1882 erschoß ihn sein Cousin Robert »Bob« Ford von hinten. Der Mythos Jesse James blieb jedoch. Regelmäßig kamen Gerüchte auf, er lebe noch und käme wieder, um Rache zu üben. Bereits unmittelbar nach seinem Tod erzielten Gegenstände aus seinem Besitz sehr hohe Preise auf einer Versteigerung. Der Erwerber des Pferdes mußte dieses sogar gegen Andenkenjäger verteidigen, die sich von Mähne oder Schweif ein Devotionalienbüschel abschneiden wollten (Der neue Pitaval 1883, 51f.). Bis heute hält sich der Ruhm, wie die touristische Aufbereitung diverser »Jesse James-Homes« und die Internet-Präsenz belegen.

John H. Dillinger

first »Public Enemy Nº One«

Rudi Maier



13

Der 6. März 1934 war für Sioux Falls im US-Bundesstaat South Dakota ein spannender Tag. Tausende Menschen hatten sich aufgemacht um einer Filmproduktion beizuwohnen, in der es um einen Bankraub gehen sollte. Die örtliche Polizei hatte sich in voller Stärke eingefunden und spielte wunderbar mit. Als die Gangster kamen, hatten sie die ganze Kulisse, allerdings kein Interesse daran, Teil eines Films zu sein. Die Gang von John H. Dillinger betrat die Security National Bank, räumte die Kassen leer, und verschwand mit der fetten Beute von 49.000 Dollar. Als die Cops merkten, daß etwas nicht stimmte, nahmen sie die Verfolgung auf. Diese endete aber abrupt wenige Meilen hinter der Stadtgrenze, irgendwer hatte die Straße mit Dachpappenägeln gespickt. Tags vorher hatte sich Homer van Meter, ein Gangmitglied, bei der Bank und den Cops als Filmproduzent aus Hollywood ausgegeben und die Bevölkerung eingeladen, zuzusehen ...
Dies ist lediglich eine Geschichte aus dem Leben des legendären John H. Dillinger, der als Jugendlicher Kohle aus vorbeifahrenden Güterzügen, später Autos und Hühner klaute. Am Ende seines nur 31 Jahre dauernden Lebens war er ein Mythos und Volksheld, ein Robin Hood unter den US-amerikanischen Bankräubern der Depressions-Ära – er gab den Leuten zwar nichts von seiner Beute, aber er ließ schon mal den einen oder anderen Schuldschein mitgehen.

Dillinger war Schulabbrecher und Gelegenheitsarbeiter, er desertierte vom Militär und bewunderte Jesse James (→ Hoffmann/Wilder Westen). Diese Attribute und ein Überfall auf einen alten Mann brachten ihm 1924 eine fast 20jährige Haftstrafe ein. Er ließ sich in das Gefängnis nach Michigan verlegen und begegnete dort Homer van Meter und Harry Pierpont, die ihn in die Gefängnis-Elite einführen: allesamt erstklassige Bankräuber. Dort erlernt er bald das Einmaleins des Bankraubs. Nach neun Jahren wird Dillinger am 22. Mai 1933 freigelassen, nicht jedoch ohne seinen Kumpels versprochen zu haben, sie herauszuholen.
Im Juni 1933 legt er mit anderen Gangmitgliedern los: Morgens wird eine Bank beraubt, nachmittags ein Drugstore und anschließend ein Supermarkt überfallen. In schneller Folge sammelt er Geld für die geplante Befreiung seiner Kumpels. Doch kurz vor dem Termin der Befreiungsaktion wird Dillinger am 22. September 1933 selbst verhaftet. Derweil waren die benötigten

13 John H. Dillinger und Freundin Mary Longnaker (1933)

Waffen schon im Knast gelandet und Homer van Meter, Harry Pierpont und andere fliehen am 27. September aus dem Gefängnis in Michigan. Am 12. Oktober revanchieren sie sich und befreien Dillinger gewaltsam aus der Haft. Zwei Tage später beginnt eine neue Serie: Bei Überfällen auf Polizeistationen werden Maschinenpistolen und kugelsichere Westen erbeutet. Die Central National Bank in Greencastle, Indiana, wird am 23. Oktober um 74.782 Dollar erleichtert. Der Gouverneur des Staates Ohio fordert Unterstützung durch die Nationalgarde an, worauf die Gang nach Chicago ausweicht. Mitte Januar 1934 überfällt sie dort die National First Bank. Die Überfälle laufen meistens ähnlich ab, ein Gangmitglied erkundet die Örtlichkeit, anschließend werden die Aufgaben verteilt: Wer geht in die Bank, wer kümmert sich um die Absicherung, wer fährt das Fluchtfahrzeug. In der Bank stellt meist Dillinger selbst die Frage, ob er den Geschäftsführer sprechen kann. Dem teilt er freundlich mit, daß dies ein Überfall sei und er das im Safe aufbewahrte Geld haben möchte. Sollte der Geschäftsführer zögern, hat er eine Pistole unter der Nase. Beim Überfall auf die National First Bank wird ein Wachmann von Dillinger erschossen – der erste und einzige Mord, der ihm zur Last gelegt wird.
Am 22. Januar wird Dillinger erneut verhaftet und in das »ausbruchsichere« Hochsicherheitsgefängnis Crown Point verlegt. Doch schon am 3. März nimmt er mit einem selbstgeschnitzen Holzrevolver zwei Geiseln, besorgt sich scharfe Waffen und sperrt 26 Angestellte des Gefängnisses ein. Anschließend klaut er ein Auto und verschwindet. Die Obrigkeit mußte jede Menge Spott über sich ergehen lassen, und Dillinger kam auf die Titelseite des »Columbus Evening Dispatch«. Informell wird er zum ersten »Public Enemy Number One« und J. Edgar Hoovers FBI sucht die zweite Dillinger-Gang mit Nachdruck.
Drei Wochen nach seinem letzten Überfall in South Bend wird Dillinger am 22. Juli 1934 nach einem Kinobesuch von zwei Polizisten hinterrücks erschossen. Eine Frau, die sich das Kopfgeld erhoffte, hatte ihn verraten. Angeblich tauchten hunderte Menschen ihre Taschentücher in die Blutlache vor dem Kino, um etwas von Dillinger mitzunehmen. Der Leichnam wurde aufgebahrt und 15.000 Menschen kondolierten, heimlich wurde eine Totenmaske angefertigt. Dillinger hatte sich in die Herzen der Menschen geschlichen und die verklärende Frage, ob es überhaupt Dillinger war, der da erschossen wurde, wird noch heute gerne gestellt. Im John Dillinger Museum in Nashville/Arizona ist seine Geschichte dokumentiert.

Quellen & Literatur: Hellmer, William/Mattix, Rick: Public Enemies. Americas Criminal Past 1919-1940. New York 1998; Fischer, Bob/Hegle, Chris: The John Dillinger File – The John Dillinger Story. In: Outlaw Archives 1997. This site is provided as a source of information on John Dillinger, the 1930's desperado. URL: http://www.geocities.com/~jdillinger/index.html; Bardsley, Marilyn: John Dillinger. Darkhorse Multimedia 1998. URL: http://www.crimelibrary.com/americans/dillinger/dillingermain.htm.

1 Tatsächlich war Europa den USA hier voraus: Die Bonnot-Bande (→) verwendete bereits 1912 beim Überfall auf eine Bank ein Automobil.

Henry Starr vom Pferd zum Automobil. Unter den vielen Einzeltätern soll hier nur einer vorgestellt werden, der wegen des angeblich ersten motorisierten Bankraubs[1] und auch – ganz US-amerikanisch – als Filmstar Berühmtheit erlangte: Der am 2. Dezember 1873 bei Fort Gibson geborene Henry »the Cherokee Badman« Starr hatte indianische Vorfahren und brüstete sich damit, in seiner 32jährigen Karriere mehr Banken ausgeraubt zu haben als die James-Younger- und die Dalton-Gang zusammen – 21 Überfälle werden ihm zugeschrieben. 1893 beging er seinen ersten Bankraub, bei seinem letzten Überfall auf eine Bank 1921 fuhr er mit dem Automobil vor. Der auch als »Buck« oder »the Bearcat« bekannte Gangster ist eine Übergangsfigur zwischen den Outlaws des alten Wilden Westens und den modernen motorisierten Banditen des 20. Jahrhunderts (Helmer 1998).

Seine Karriere gleicht der vieler anderer Wildwest-Gestalten: Das Elternhaus früh verlassen, um als Cowboy oder Hilfskraft auf Farmen zu arbeiten; Alkoholschmuggel oder Diebstahl führten zu ersten Verhaftungen, die den Pfad für den weiteren Werdegang außerhalb der Gesetze wiesen. Nach Raubzügen in Ladengeschäften oder Eisenbahndepots nahmen die Gesetzeshüter die Verfolgung auf und die klassische Eskalationsspirale folgte: Flucht, Geldbeschaffung, Verhaftung, erneute Flucht oder Befreiung. Durch das Verfolgtsein war Arbeit nicht möglich, Geld mußte schnell, effizient und in größeren Mengen beschafft werden: Banken boten die Möglichkeit und am 28. März 1893 raubte Henry Starr in Caney, Kansas, zusammen mit einigen anderen seine erste Bank aus, der 20 weitere folgten. In all dem unterschied er sich nicht von anderen Bankräubern. Zu seiner näheren Verwandtschaft gehörte übrigens der berüchtigte Sam Starr, der mit Belle Starr verheiratet war, der »Outlaw Queen«.

Im November 1909 wurde Henry Starr in Canon City zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt, die er dazu nutzte, seine Autobiographie »Thrilling Events, Life of Henry Starr« zu schreiben. Nach der vorzeitigen Freilassung im September 1914 wurde Starr sofort wieder aktiv, 14 Banküberfälle werden ihm zugeschrieben, bis er Ende 1914 bei einem Doppelbankraub in Stroud, Oklahoma, von Bürgern unter Beschuß und in Gewahrsam genommen wurde. Auch von dieser 25jährigen Haftstrafe büßte er nur vier Jahre ab. Am 18. Februar 1921 fuhr er mit einem Auto zu seinem letzten Bankraub, in dessen Verlauf er angeschossen wurde. Am 22. Februar 1921 erlag er seinen Verletzungen. Er war der einzige Outlaw, der schon zu Lebzeiten mittels moderner Medien weiteres Kapital aus seinen Gesetzesübertritten schlug: Nach der Veröffentlichung seiner Autobiographie verarbeitete er nach seiner Freilassung 1919 den Doppelbankraub von Stroud zu einem

14 Banken im Wilden Westen waren oft einfach zu überfallen

Stummfilm mit dem Titel »A Debtor to the Law«, in dem er selbst mitspielte. Einige weitere Rollen folgten, aber ein Angebot aus Hollywood mußte er ablehnen – dort war ein Verfahren gegen ihn anhängig.



14

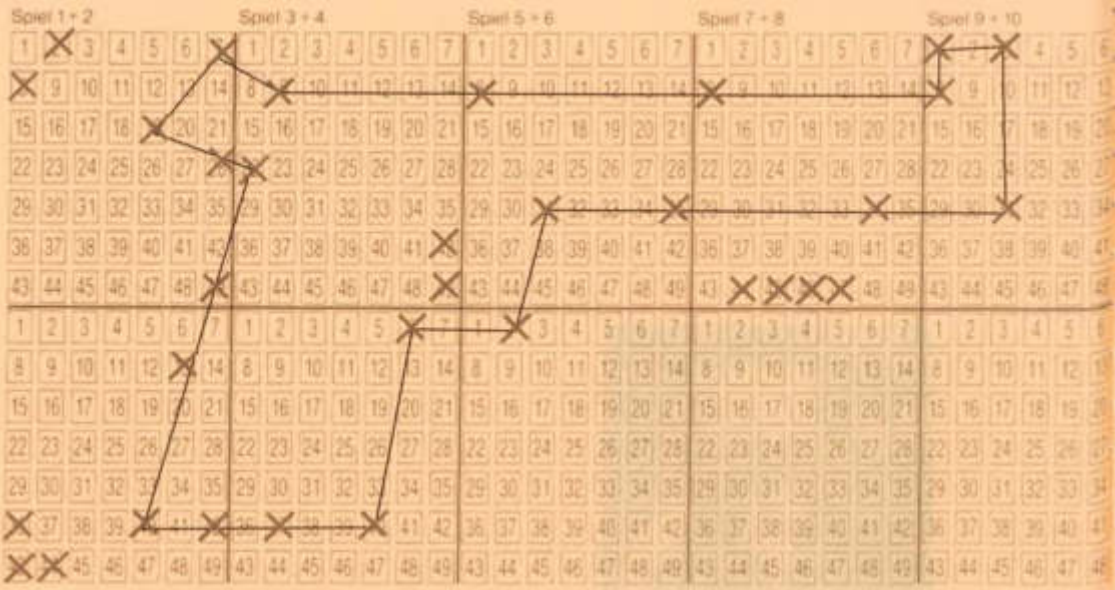
Quellen & Literatur

Blumenberg, Hans C.: Wanted. Steckbriefe aus dem Wilden Westen. Düsseldorf 1970.
Heinzlmeier, Adolf: Raub und Mord. Banditen, Sozialrebellen in Leben, Legende und Film. Frankfurt/Main 1981.
Helmer, William J.: Public Enemies: America's Criminal Past, 1919-1940. New York 1998.
Hentig, Hans von: Der Desperado. Ein Beitrag zur Psychologie des regressiven Menschen. Berlin u.a. 1956.
Horan, James: The Authentic Wild West: The Outlaws. New York 1977.
Rosa, Joseph G./Max, Robin: Gun Law. A Study of Violence in the Wild West. Chicago 1977.
Straßen-, Eisenbahn- und Bankräuber in Amerika. In: Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Neue Serie, Bd. 18. Leipzig 1883.
Zahlreiche Informationen bieten verschiedene Websites zu den Outlaws und Banditen im Wilden Westen.
URL: http://www.gunslinger.com/henry.htm; Western Outlaw Lawman Association. URL: http://home.flash.net/~pggreen/WOLA/.

THEORIE DE



S BANKRAUBS



15

»Jeder will doch Geld haben« – Bankraub oder Lottogewinn

Klaus Schönberger

»Die Lotterie, die mächtigste Zauberin unserer Welt, erregt sie nicht geradezu magische Hoffnungen?«[1] fragte 1841 in einer Erzählung der französische Schriftsteller Honoré de Balzac und bezeichnete die Spielleidenschaft als das »Opium des Elends«. Erst jüngst wurde an die Parallelen zwischen Religion und Kapital sowie an die Marxsche Rede vom in Schatzform aufgehäuften Geld als dem »Allerheiligsten« erinnert: »Die im Geldvermögen angelegte ›Utopie‹, nämlich die Verheißung privater Verfügung über die Totalität der menschlichen Möglichkeiten, holt das Reich Gottes auf die Erde und stellt es dem Individuum zur Disposition« (Deutschmann 1999, 104). Der Begründer der italienischen KP und marxistische Theoretiker Antonio Gramsci (1998, 1793), verwies in seinen Gefängnisheften ebenfalls darauf, daß es zwischen Lotto und religiösen Vorstellungen einen engen Zusammenhang gebe: »Die Gewinne zeigen, daß man ›auserwählt‹ worden ist, daß man der besonderen Gnade eines Heiligen oder der Muttergottes teilhaftig geworden ist.«

1 In der Erzählung »Eine Junggesellenwirtschaft«.

Mit der Ausbreitung des Bankfilialwesens (→ Boldorf/Die Erfindung) tritt eine weitere »magische Hoffnung« auf die Bühne der

kollektiven Phantasien und Wünsche. Die Geldtresore und Geldreserven der Banken haben von Anfang an die Phantasie der Subjekte beflügelt. In ihnen befand und befindet sich jenes Medium im Übermaß, an dem es den meisten Menschen ständig mangelt. Ein Großteil menschlicher Lebenszeit muß damit verbracht werden, sich Geld als »allgemeines Äquivalent« (Karl Marx) zu beschaffen. Da aber in der bürgerlichen Gesellschaft die für die Mehrzahl der Individuen vorgesehene Form der Geldbeschaffung, die Lohnarbeit, wenn sie denn überhaupt vorhanden ist, nicht sehr weit führt, treten ständig Engpässe auf. Angesichts der abnehmenden Bereitschaft, Arbeitskraft zu kaufen, dürften solche Engpässe in Zukunft bei einer immer größeren Anzahl von Lohnabhängigen zu Tage treten. Was ein Engpaß ist, darüber sind die Vorstellungen der Individuen sehr verschieden. Welche Mittel zu dessen Überwindung eingesetzt werden können, dürfen und sollen, ebenso.

Lotto spielen oder Bank ausrauben?[2] Neben die (statistisch gesehen vergebliche) Hoffnung auf einen Lottogewinn tritt der »Bankraub – eine heimliche Phantasie von vielen« (Ortner 1982, 96), die einen vermutlich wahrscheinlicheren Weg, reich zu werden, imaginiert.[3] Während die Entscheidung, auf einen Lottogewinn zu hoffen, der religiösen Vertagung des Glücksverlangens auf unbestimmte Zeit entspricht, stellen die Phantasien und Träumereien von einem gelungenen Bankraub eine konkrete Utopie im Sinne Ernst Blochs dar. Im Gegensatz zum Warten auf den Lottogewinn, das zur Passivität verdammt, stellt der Bankraub einen zwar gefährlichen und nicht immer von Erfolg gekrönten, aber immerhin im Rahmen des individuellen Möglichkeithorizonts gangbaren Weg dar, Elend, Armut oder Geldprobleme zu überwinden. Es handelt sich dabei genau um denjenigen Unterschied, den Bloch (1973) in »Prinzip Hoffnung« zwischen dummer (»abstrakter«) und tätiger (»konkreter«) Utopie ausmacht.

Wer hat nicht schon einmal, unabhängig davon, ob man sich in finanziellen Schwierigkeiten befindet oder nicht, dem Tagtraum vom Sechser im Lotto, vom Gewinn der Sofortrente oder vom erfolgreichen Bankraub nachgehangen? Die Vorstellung, danach erst einmal ausgesorgt zu haben, ist verführerisch. »Eine Bank ausrauben« ist ebenso ein geflügeltes Wort geworden wie »im Lotto gewinnen«. Derlei Tagträume sind kollektive gesellschaftliche Phantasien, die ihren Ausgang in den sozialen Konsequenzen der bürgerlichen Eigentumsordnung und der ihr zugrundeliegenden kapitalistischen Produktionsweise nehmen. Sie sind zugleich ein Ausdruck des Wunsches, die gröbsten Folgen der daraus resultierenden Sozialordnung individuell zu korrigieren.

2 In welcher Weise die Geschichte des Bankraubs eine vergessene ist, zeigt der erst späte Fund eines Sammelbandes von autobiographischen Zeugnissen von Bankräubern nach Abschluß der redaktionellen Arbeiten. Der Herausgeber Helmut Ortner formuliert in den achtziger Jahren eine vergleichbare Position wie sie in diesem Beitrag vertreten wird. Vgl. Ortner 1985, 6f.

3 Allerdings gibt es auch historische Versuche, mit kriminellen Methoden dem Lotto-Glück ein wenig nachzuhelfen. Vgl. den Nürnberger Lotto-Coup von 1819 (Hilgard 1830).

15 Bank ausrauben oder Lottospielen – das ist hier die Frage

Während der Lottogewinn eine in der bürgerlichen Rechtsordnung prinzipiell zugelassene Variante darstellt, knüpft die Vorstellung vom Bankraub an eine aus Sicht der hegemonialen Rechtsordnung »ungleichzeitige«[4] Phantasie an, die das Ergebnis der »ursprünglichen Akkumulation« (Marx) mit den ihr historisch entsprechenden kriminellen Methoden zu verändern sucht.

In den allermeisten Fällen wählen die Betreffenden jedoch den unwahrscheinlicheren Weg zur Veränderung ihrer Lage, nämlich den in die nächste Lottoannahmestelle. Das bleibt folgenlos. Die *Berliner Zeitung* (4.7.1995) merkt richtig an, daß es bei der Ziehung der Lottozahlen »nie Gewähr für Gewinn (gab), aber der Tippzettel ist für den lohnabhängig Beschäftigten doch zumindest ein Anrechtsschein auf die Chance, vielleicht doch eines Tages nicht mehr auf die Gehaltsabrechnung angewiesen zu sein.« Denn »da das Goldgraben mühselig ist, der Status des Millionenerben nur für einige erreichbar und Bankraub nicht jedermanns Sache« sei, könne man sich eben nur »mit Hilfe eines Sechsers oder, besser noch, durch Knacken des Jackpots auf alle Zeiten aus der Leistungsgesellschaft verabschieden«. Auf eine Umfrage der Berliner *tageszeitung* (31.8.1996) »Schon mal einen Bankraub geplant?« bestätigen die meisten Befragten zwar, schon einmal daran gedacht zu haben; aber ernsthaft haben es weder ein 34jähriger Umzugshelfer noch eine 20jährige Schülerin vor: »Wenn es ganz sicher wäre ... dann würde ich es tun. Warum nicht?«

Es ist kein Zufall, daß Bankraub und Lottogewinn als Phantasien der Umverteilung gemeinhin im Doppel auftreten. Das hat mit dem Inhalt, dem Ziel des Delikts zu tun. Während ein Überfall auf eine einzelne Person den Moralvorstellungen der meisten Menschen zuwiderläuft, erscheint ein Bankraub nicht als direkter Angriff auf eine Person, die womöglich auch Schaden nehmen könnte. Ein Bankraub richtet sich im Gegensatz zum Griff in die Privatschatulle einer natürlichen Person gegen eine abstrakte Institution. Die Bank haftet in der Regeln nicht einmal selbst für die gewährten Einlagen. Wenn das Geld gestohlen wurde, ist es für den Privatkunden dennoch nicht weg, sondern es entsteht nur ein Versicherungsfall.

Nicht zuletzt deswegen kann ein handwerklich guter Bankraub sich der Sympathie eines großen Publikums sicher sein. Eine Rolle spielt auch jenes Unverständnis, das der Zirkulationssphäre beziehungsweise einem auf Zinsen und Spekulation beruhenden kapitalistischen Finanzsystem entgegengebracht wird. Brechts Diktum »Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank« spielt auf dieser Klaviatur ebenso wie Albert Spaggiari (→), der legendäre und populäre Kopf des »Coup von Nizza« im Jahr 1976: »Übrigens glaube ich, daß jeder Akt gegen die Gesell-

4 Bei Bloch (1985, 104ff.) meint »Ungleichzeitigkeit« eine gegenwartskritische Haltung, die sich aus dem Festhalten an alten Produktions- oder Kulturformen auszeichnet.

16



schaft ein politischer ist. Allen voran das Stehlen ich rede nicht vom gemeinen Diebstahl, der, legal oder nicht, darin besteht, arme Leute zu überfallen, sondern vom STEHLEN, einst erbliche Tugend und traditionelle Kunst ... und überragende Hoffnung des Menschen, sein Ziel mit seinen eigenen Mitteln zu erreichen. Die anderen Möglichkeiten heißen: Pferderennen oder Lotto« (Spaggiari 1987, 12).

Gegen die Arbeit – der Traum vom besseren Leben Bankraub-Phantasien sind mitunter eine gegen die entfremdete Lohnarbeit gerichtete konkrete Utopie. Hauptsache, die Plackerei nimmt ein Ende. Vielleicht ist es kein Zufall, daß man sich das Ende der Arbeit in erster Linie als Frucht eines im Sinne der bürgerlichen Ordnung illegitimen Handelns vorstellt: »Schnell Geld verdienen und ein sorgenfreies Leben« (Schwäbisches Tagblatt, 17.9.1999), benannte ein 24jähriger Bankräuber als Gründe für seine Banküberfälle und weitere Raubzüge vor dem Tübinger Landgericht. Konsum ist in der bürgerlichen Gesellschaft eine fast zwangsläufige Wunschvorstellung. Zwei 21jährige Lehrlinge wollten »endlich mal ein richtiges Auto besitzen und nicht nur so einen Fiat Panda. Oder wenigstens den Honda Sport behalten, was allerdings die Zahlung der Kfz-Steuern und der Haftpflichtversicherung voraussetzte« (Berliner Morgenpost, 27.1.1999).

16 Werbeplakat der *Bild-Zeitung* (2000)

Ein Bankräuber-Trio aus Köln, das »in sechs Jahren vier Mio. erbeutet« hatte, lebte »bis zur Festnahme ... in Saus und Braus: Es gibt nichts Schöneres im Leben als Geld, sagte Günter B. vor Gericht. Er wuchs in ärmlichen Verhältnissen in Nippes auf, teilte sich mit Bruder Andreas das Bett ... Mit Anführer Joachim W. arbeitete Günter in der Kaufhalle. Sie beschlossen: Wir arbeiten beide zu viel für zu wenig Geld. Das muß sich ändern.« Dann »verprassten« sie laut *Kölner Express* (6.10.1999) das Geld »in Bordellen«.
Ein weiterer Grund sind Schulden. Denn häufig hat ein Bankräuber bereits jede Menge Geld schon ausgegeben, das nun nachträglich beschafft werden muß. Dabei wäre klassische Lohnarbeit aus ökonomischer Sicht ein wenig ertragreiches Unterfangen.

Gelderwerbsphantasien Die Aktualität dieser Phantasien zeigt sich durch mediale Präsenz und im Alltagsbewußtsein aktivierbare kollektive Denkfiguren. Ein von der *tageszeitung* (15.8.1994) interviewter ehemaliger Bankräuber, der sieben Jahre hinter Gitter verbringen mußte, kann auf die Frage »Sind Sie anders als die meisten Menschen?« völlig zu Recht antworten: »Nicht unbedingt. Jeder will doch Geld haben.«
In Zeitungen werden Bankraubphantasien unterschiedlichster Couleur fortgeschrieben. *Bild* warb für sich Anfang 2000 mit einer Plakatserie, in der Lottogewinn und Bankraub als Optionen des Geldverdienens auf zwei verschiedenen Plakaten erwähnt wurden: »Reich heiraten? Testament fälschen? Bank ausrauben? Zu Geld kommt man auch anders. BILD sagt Ihnen wie.« Auch
042 rhetorisches Verwerfen re-aktualisiert die Phantasie. In seinem »Offenen Brief an meinen Neffen Hansi« (»Ohne Faulheit kein Fortschritt!«, Junge Welt, 19.11.1999) schreibt Terenz Abt er rate vom Bankraub als Gelderwerbsquelle unter Verweis auf die hierzulande geltenden gesetzlichen Normen ab: »Am Anfang jeden großen Vermögens steht ein Verbrechen, hat ein lebenserfahrener Mann gesagt. Der kürzeste Weg, diese Empfehlung zu beherzigen, wäre ein gediegener Bankraub.« Da die Kassierer oft nur noch Kleingeld in der Kasse haben und das Strafgesetzbuch in den §§ 256 bis 259 das Strafmaß regelt, stellt er fest: »Gelderwerb mittels Gewalt« sei »ein riskantes Unternehmen. Man kann Nachbarvölker überfallen, aber nicht Banken und Sparkassen. Das tut man nicht, das ist unmoralisch.« Unausgesprochen präsentiert er Bankraub aber als erwägenswerte Option, so bleibt selbst in der Negation eine immerhin denkbare Phantasie im Gedächtnis. Eine Umfrage der *tageszeitung* (22.3.1997), »Wie kommt man schnell zu Geld? Pferdewetten, Lotto oder Banküberfall?«, beantwortete ein Polizeibeamter erwartungsgemäß mit »Geld verdient man durch seine Arbeit. Andere Möglichkeiten kann ich mir nicht vorstellen«. Demgegenüber weiß ein 40jähriger arbeitsloser Bauarbeiter: »Um viel Geld zu haben, müßte ich eine Bank überfallen.«

Schadenfreude, Abenteuersehnsucht und Volkshelden Sympathie wie Indifferenz gegenüber einem Bankraub finden sich für Täter, Stil, und Ziel. Nicht nur wegen kollektiver Geld-Phantasien, sondern auch, weil ein trotz

aller sozialer Ungleichheit offenbar unzerstörbarer Gerechtigkeitssinn und eine prinzipielle Distanz zur staatlicher Obrigkeit existiert. Auch die Abenteuersehnsucht im Publikum dürfte das Feld für Volkshelden (jeglicher Art) bereiten.

Das Ziel – die Bank Bankräuber und Ausbrecher Willie »the Actor« Sutton, dessen aktive Zeit zwischen 1926 und 1950 lag, und der seinen Spitznamen für seine phantasievollen Verkleidungen erhielt (➛ Timm/Maskentreiben), faßte den Grund für seine Banküberfälle für alle nachvollziehbar zusammen: »Because that's where the money was« (Helmer 1998, 46).[5] Insbesondere in Zeiten wie der großen Depression Anfang der dreißiger Jahre hatten Banken – nicht nur in den USA – ein denkbar schlechtes Image. Mit den zahlreichen Bankzusammenbrüchen war auch des Geld Millionen einfacher Malocher weg. In der Folge wurden Bankräuber wie die Dillinger-Bande (➛ John Dillinger) von der Bevölkerung nicht als schreckliche Kriminelle gesehen. Ein Mitglied der Dillinger-Gang, Harry Pierpont, brachte eine weitverbreitete Sichtweise auf den Punkt: »Ich stahl von den Banken, die das Volk bestohlen haben«. Wenn sie in den Banken, die sie ausraubten, gelegentlich noch die Hypothekenbriefe und Schuldscheine vernichteten, erwarben sie sich sogar das Image eines Robin Hood (Bardsley 1998). Solche Einstellungen kommen nicht nur in Krisenzeiten oder nur in den USA vor. Beispielsweise erklärt sich die Popularität eines Bankräubers in Israel, der 1990 eine Art »Volksheld« wurde, einerseits daraus, daß »bei seinen Überfällen noch niemand ernstlich zu Schaden« gekommen war und andererseits aus einer prinzipiellen Stimmung gegen die Banken: »Denn in der Bevölkerung ist der Bankenkrach von 1983 nicht vergessen, bei dem viele Sparer ihre Einlagen verloren. So sehen es die Israelis nicht ohne Schadenfreude, wenn Banken ihr Geld verlieren« (taz, 5.10.1990). Wenn dann ein/e Institut/ion wie die Post in Italien noch dem Generalverdacht der Ineffizienz (➛ Ruggiero/Der Niedergang) ausgesetzt ist, oder wie in der Schweiz aufgrund ihres Geschäftsgebarens ganz allgemein unbeliebt ist[6], dann sind Überfälle wie der Zürcher Postraub von 1997 allemal Anlaß für massenhafte Schadenfreude: *Weltwoche*-Kolumnist Oskar Nebel (4.9.1997) fragte sarkastisch »warum fünf Mann an einem Montagmorgen einfach mit Maschinenpistolen in die Fraumünsterpost hineingehen, 53 Millionen Franken einpacken und der Post sogar noch 17 Millionen schenken können, weil sie nicht genug Transportkapazität haben.« Der weitere Dienst der Schalterbeamten, insbesondere in der Fraumünsterpost, soll kein Zuckerschlecken gewesen sein: »Ich will die restlichen 17 Millionen« und andere »Scherzchen«, sollen nach Meinung der Betroffe-

5 Später dementierte Sutton das ihm zugeschriebene Zitat. Ein Journalist soll ihm den Satz untergeschoben haben. Immerhin enthält auch der Titel seiner Memoiren dieses Zitat: »Where the Money was« (Sutton 1976).

6 Der Ruf der Schweizer PTT ist nicht sonderlich verwunderlich, wenn man bedenkt, was ihr Generaldirektor sich für die kleineren Kunden auszudenken pflegt. So müssen die Kunden der Post damit rechnen, daß ihr Konto aufgelöst wird, wenn sie weniger als 100 Franken darauf ruhen lassen (Weltwoche, 23.10.1997).

nen »die Grenzen des guten Geschmacks überstiegen« haben (Tagesanzeiger, 5.9.1997). Anderthalb Monate nach dem Überfall mußte sich die Belegschaft in der Fraumünsterpost immer noch »faule Sprüche« anhören: »Und das tut weh« (Tagesanzeiger, 18.10.1997).

Das Publikum: Abenteuersehnsucht Erfolgreiche Banküberfälle bedienen den Traum vom Ausbruch aus dem Alltag. Für Woody Allen, der in seinem ersten Film »Take the money and run« (1968) einen Bankräuber spielte, ist »die Vorstellung, ein Bankräuber zu sein, ... etwas Romantisches, nicht, daß ich Leuten etwas antun wollte, aber Räuber wollt', ich schon sein.« Er habe bereits »als Kind alles über Gangster gelesen. Als ich älter wurde, dachte ich, das sei kein schlechter Beruf, jedenfalls besser als ein langweiliger Bürojob als Versicherungsangestellter oder Immobilienmakler« (taz, 20.4.1995).
Gewagte Überfälle bei Tag und geschickte Fluchten wie die der Zehlendorfer »Tunnelgangster« (s.u.) gelten als glamourös, insbesondere, wenn die Räuber höflich und fotogen sind. Auch deshalb wurden die Mitglieder der Dillinger-Bande zu Berühmtheiten, deren Beutezüge von einer depressionsgeschüttelten amerikanischen Öffentlichkeit interessiert verfolgt wurde, wobei jedes Abenteuer wie die neue Folge einer gutgehenden Fernsehserie goutiert wurde. Natürlich fand nicht jedermann die neuen amerikanischen Volkshelden gleichermaßen unterhaltsam. FBI-Chef J. Edgar Hoover war regelrecht empört, daß Amerika den gutaussehenden Dillinger zu verehren schien und so völlig hingerissen von der Extravaganz seiner Abenteuer war.

Er sah bürgerliche Werte und Moral in Gefahr (Bardsley 1998).

Volkshelden »Das Merkmal einer echten Gaunerei ist, daß der Gesellschaft auf eine unmoralische Weise eine moralische Lehre erteilt wird. ... So genießen die echten Gauner ... seit je den Beifall aller Gutgesinnten ... Wie glücklich muß man ein Volk schätzen, von Zeit zu Zeit noch einen echten Gauner hervorzubringen« (Peter Bamm, zit. n. Schwerk 1984, 8).
Der Zürcher Postraub von 1997 wurde nicht nur in der Boulevard-Presse als »freche[r] Blitzcoup« und als einer der »weltweit größten Raubüberfälle aller Zeiten« (Bild, 2.9.1997) gefeiert. Es gelang ein »gigantische[s] Räuber-Stück – so erschreckend einfach« (ebd.), das in seiner Schlichtheit die Phantasieproduktion beflügeln mußte. Die Wiener *Presse* (3.9.1997) beschreibt nicht nur die Reaktionen der Schweizer Öffentlichkeit: »Nicht wenige Eidgenossen sind fasziniert von den cleveren Räubern und gestehen ihnen eine große Professionalität zu. Kleine Raubüberfälle in Bahnhöfen und auf den Straßen belasten das Sicherheitsbedürfnis in letzter Zeit jedenfalls mehr als der Zürcher Postraub.«
Schon einen Tag nach der Tat läßt die Schweizer Variante der *Bild*-Zeitung, der *Blick* (3.9.1997), »Alt-Posträuber Ronald Biggs ... seine Nachahmer« bewundern (➛ Schindelbeck/Ronnie Biggs Superstar). Als der Besitzer des für den Postraub gestohlenen Fiat Fiorino am Tag des Postraubs aus den Ferien zurückkam (und noch nichts von seiner unfreiwilligen Beteiligung

wußte), las er die »Schlagzeilen über den Millionenraub und dachte: schön für die Räuber« (ebd., 4.9.1997). Auch der Vorsitzende der rechtspopulistischen SVP, Ueli Maurer, konnte nicht umhin, in einer Talkshow »eine gewisse Sympathie« zuzugeben (Tagesanzeiger, 12.9.1997). Die Durchführung (»dreist« und ohne Gewaltanwendung), die erbeutete Summe und die Macht und Größe des Ziels lassen die Posträuber zeitweilig zu Volkshelden avancieren: »Endlich ein Verbrechen, das jeder versteht.« Der Beute-Weltrekord und der Verzicht auf Blutvergießen hob die Gang »in den Rang von Gentlemen-Verbrechern«. Zwar wollte sich Daniel Suter im Zürcher *Tagesanzeiger* (6.9.1997) nicht ausmalen, was die Herrschaften bei entsprechenden Widerstand mit ihren Schußwaffen gemacht hätten, aber das sei nun einmal nicht passiert. Er verweist auf das Unbehagen gegenüber dem Verschieben von Vermögenswerten im kapitalistischen Geldkreislauf, welches »diese diffuse Kumpanei mit den Räubern, als wären sie ein fünffacher David, der den gelben Goliath [d.i. die Schweizer PTT, K.S.] besiegt hat«, begünstige. Deshalb sei »nach dem Postüberfall kein Aufschrei durch Zürich gegangen« (Tagesanzeiger 6.9.1997).

Die Höhe der Beute, sein Stil als Bankräuber und seine erfolgreiche Flucht durch einen spektakulären Sprung aus einem Vernehmungszimmer im Justizgebäude von Nizza auf die Straße machten 1976 auch aus Albert Spaggiari (→) »ein[en] Volksheld[en], eine Art Mandrin[7] der Moderne. Der Beweis: Er hatte sich nicht selbst von dem rechtswidrig angeeigneten Geld bedient.« Er erfreute das Publikum mit seinem »Coup von Nizza« gegen die Société Générale: »Zum einen waren die Bestohlenen Reiche, und der waghalsige Plan wurde ohne Gewalt ausgeführt. Und jedermann fragte sich, wer war der Urheber dieses Bankraubs, der wie ein Krimi ersonnen war« (L'Humanité, 3.7.1999). 045

Es ist der Alltag selbst, die Notwendigkeit zur Lohnarbeit und die ständige Gängelung durch Gebühren, Abgaben, Steuern sowie bürokratische Verordnungen, die Verdruß erzeugen, aber auch die Träume von einem Leben jenseits den Zumutungen der gesellschaftlichen Ordnung. Insofern ist »die Sehnsucht ... nach einem Ausbruch aus den gesellschaftlichen Zwängen und Konventionen« eine kollektive Phantasie und »jeder träumt ... von einem neuen Anfang und dem großen Coup« (Bittermann 1997, 221). Wer wie Spaggiari solche Wünsche erfolgreich und mit Stil in die Tat umsetzt, der liefert die Projektionsfläche zum Volksheldenepos.

(Horst Bosetz)-ky (1994, 147) bezeichnet die hier zugrundeliegenden Phantasien als das »Dagobert-Bedürfnis«. Für ihn erfüllen Taten wie die des Kaufhauserpressers Arno »Dagobert« Funke das Bedürfnis nach Gegenwehr in einer Welt, in der alle Macht vom Kapital ausgehe. Die eigene Ohnmacht werde kaschiert, indem

7 Louis Mandrin (1724-1755), »Schmugglergeneral«, bekämpfte vor allem in Südfrankreich mit seiner bis zu 300 Mann zählenden Truppe, die Steuerpächter. Da er das Privateigentum schonte, wurde er zu einem »bandit bien aimé«. Trotz seiner großen Popularität wurde er 1755 von der französischen Armee gefangengenommen und auf dem Rad hingerichtet.

Bonnie und Clyde

Leben und Mythos

Frank Rumpel

Bonnie und Clyde erfreuten sich schon zu Lebzeiten in den dreißiger Jahren eines regen Interesses. Als Liebes- und Gangsterpärchen waren Bonnie Parker und Clyde Barrow absolut medientauglich. Bereits für ihre Zeitgenossen stiegen sie zu einem Mythos auf, der 1967 durch Arthur Penns Film neu belebt wurde: Faye Dunaway und Warren Beatty spielten die Hauptrollen in »Bonnie und Clyde«. Anders als der Film glauben machen will, waren sie nicht für spektakuläre Banküberfälle bekannt, sondern wurden wegen einer Vielzahl anderer Delikte gesucht. Hierzu gehörten zahlreiche Überfälle auf Händler, Einbrüche, Autodiebstähle – möglichst neue Ford-Modelle –, Entführungen und nicht zuletzt einige Todesfälle.

Die Barrow-Bande überfiel lediglich vier Banken. Zwei Überfälle im November 1932 schlugen fehl, erst im Februar 1934 erbeuteten sie in Lancaster rund 4.000 Dollar und zwei Monate später in Kansas 2.800 Dollar. Das kann sie kaum berühmt gemacht haben. Und obwohl die Geschichte meist auf Bonnie und Clyde reduziert wird, operierten sie nie allein. Die beiden arbeiteten mit wechselnden Bandenmitgliedern und einige der insgesamt zwölf Todesfälle gingen auf das Konto solcher Kumpane, wurden aber letztlich Parker und Barrow zugeschrieben.

Die Bande war gefürchtet und strahlte doch eine gewisse Faszination aus. Je weiträumiger man sie suchte, um so häufiger wurde sie gesehen, auch wenn sie nicht vor Ort war. Einige Überfälle, die von anderen begangen wurden, verbuchte die Polizei auf ihrem Konto.

Typisch war der weite Aktionsradius. Die Bandenmitglieder waren heute in diesem, morgen in einem anderen Staat, schlüpften nach einem Überfall gekonnt durch Straßensperren, tauchten für zwei Wochen unter und an anderer Stelle wieder auf. Insgesamt entgingen sie drei Hinterhalten. In einem Fall lagen rund hundert bewaffnete Polizisten und Farmer im Gebüsch und eröffneten das Feuer. Sie konnten verletzt entkommen.

Barrow und Parker waren sich ihrer Publicity sehr wohl bewußt. In einem überstürzt verlassenen Appartement ließen sie verschiedene Zeitungen zurück, in denen über ihre Aktivitäten berichtet wurde. Außerdem fand man Schnappschüsse, darunter das berühmte Bild von Bonnie, die mit Zigarre und Pistolen vor einem Ford Sedan posiert, sowie eines von Clyde, mit zwei automatischen Gewehren vor demselben Auto. Die Zeitungen

17



17 »Tell the papers I don't smoke cigars. I smoke cigarettes.«
18 Clyde Barrow posiert mit automatischer Waffe

stürzten sich darauf, bedienten die Fotos doch gerade die Klischees, die man ihnen nur allzu gern zuschrieb (➝ Roller/Bankladies). Bonnie hatte sechs Wochen vor ihrem gewaltsamen Tod Gelegenheit, das Bild zu korrigieren. Sie tat es mit einem ironischen Wink, als sie einem entführten Sheriff auf dessen Frage, ob sie eine Botschaft habe, sagte: »Tell the papers I don't smoke cigars. I smoke cigarettes.«
Anfang 1934 setzte sich ein kleiner Suchtrupp der Regierung auf ihre Fährte und legte sich schließlich außerhalb von Arcadia im US-Bundesstaat Louisiana auf die Lauer. Als am Morgen des 23. Mai 1934 der Ford Sedan auftaucht, eröffnen die Beamten ohne vorherigen Anruf mit schweren Maschinengewehren das Feuer. Am Tag der Exekution war Parker 23 und Barrow 24 Jahre alt. An den Beerdigungen von Bonnie und Clyde nahmen einige hundert Menschen teil.
Der Ford Sedan, in dem die beiden erschossen wurden, steht heute im Foyer eines Hotels in Stateline, Nevada. Bonnie und Clyde hatten das Auto am 29. April 1934 gestohlen. Die ehemalige Besitzerin forderte den von über 160 Kugeln durchsiebten und noch blutdurchtränkten Wagen zurück und vermietete ihn. Von 1940 bis 1952 stand er in einem Vergnügungspark in Cincinnati, Ohio.



18

047

Quellen & Literatur: Geringer, Joseph: Bonnie & Clyde: Romeo and Juliet in a Getaway Car. URL: http://www.crimelibrary.com/americana/bonnie/main.htm; Milner, E. R.: The Lives and Times of Bonnie and Clyde. Carbondale/Edwardsville 1996; Neal, John: Running with Bonnie and Clyde. The ten fast Years of Ralph Fults. Oklahoma 1996; Neal, John: Die Wahrheit über Bonnie & Clyde. München 1969; Treherne, John: The strange History of Bonnie and Clyde. London 1984.

man sich über die Herrschenden lustig mache. Er sieht Dagobert nicht als Zufall, sondern als »eine historische Notwendigkeit« an: »Gäbe es ihn nicht, man müßte ihn erschaffen. Vielleicht ist er ja gar nicht real, sondern eine kollektive Wunschvorstellung. Dagobert steckt in jedem von uns. Wir brauchen ihn für unsere Projektionen.« Allerdings ist ihm mit Blick auf die historische Dimension des »Dagobert-Prinzips« nicht zuzustimmen, wenn er das Phänomen in Anlehnung an bestimmte Mode-Soziologen als »das typische Produkt einer Inszenierungsgesellschaft« bezeichnet (ebd, 152). Vielmehr tauchen solche Identifikationsfiguren in unterschiedlichen Epochen immer wieder von neuem auf. Die Geldschrank knackenden Gebrüder Sass (➝) bündelten im Berlin der Weimarer Republik diese Hoffnungen ebenso wie in den sechziger Jahren die britischen Posträuber die Projektionsfläche für all diejenigen abgaben, die vom großen Coup träumen, aber dann doch lieber Lotto spielen.

Georg Seeßlen sieht »die Gründe dafür, warum aus einem normalen Banditen ein Volksheld wird, ... nicht in seiner Person oder seinen Taten, sondern in der Beziehung zwischen ihm und dem Volk« (zit. n. Bittermann 1997, 225). Es kann dahingestellt bleiben, ob die Popularität eines Spaggiari tatsächlich aus den »in jedem Menschen steckenden geheimen Wünschen, gegen die Gesellschaft zu rebellieren« (Bittermann 1997, 221) entspringt. In jedem Fall übersieht eine solche Interpretation, daß Banditen wie Pierre Goldman (➛) und Roger Knobelspiess (➛) im Frankreich der siebziger Jahren aus politischen Gründen (sie galten als linksradikal) sowie Jacques Mesrine (➛), der ein Mörder war, nicht zu Volkshelden aufstiegen. Im Falle Spaggiaris war aber nicht seine rechtsextreme politische Einstellung von Bedeutung (sie spielte in den Medien eine untergeordnete Rolle), sondern die perfekte Durchführung seiner einzigen Aktion. Dieser Tresoreinbruch hatte Stil, die Beute war unermeßlich hoch, er narrte die Justiz und bespielte mit seinen Memoiren und klandestinen Presseterminen erfolgreich die mediale Bühne. Bei Bankraub geht es nur teilweise, wenn überhaupt, um eine Auflehnung gegen die Zeichen der Macht oder ›die da oben‹. Mitunter handelt es sich sogar um eine Rebellion mit der und nicht gegen die Gesellschaft (wenn nachgefragt wird, was man denn mit dem erträumten Geld anzustellen gedenke, werden überwiegend gesellschaftskonforme Wünsche genannt). Banküberfälle geben in erster Linie (positive wie negative) Projektionsflächen für nicht gelebte Träume innerhalb wie außerhalb der gesellschaftlichen Normalität ab.

Der Stil In der Öffentlichkeit bestimmt neben der Höhe der erzielten Beute der Stil eines Banküberfalls den Wert des erwerbbaren symbolischen Kapitals. Die Durchführung beeinflußt die Rezeption und die Chance, Volksheldenstatus zu erreichen, entscheidend. Wichtig ist der Umgang mit unbeteiligten Dritten: Geiselnahme und rücksichtsloser Schußwaffengebrauch verhindern die Identifikation mit einem Bankräuber. Sicherheitsmaßnahmen der Bankinstitute beförderten allerdings eine solche Brutalisierung und begünstigen Geiselnahmen (➛ Neumann/Sicherheitsmaßnahmen). Um so populärer können diejenigen werden, die mit pfiffigen Aktionen eine Bank ausrauben oder der Polizei ein Schnippchen schlagen. Dabei wäre zu vermuten, daß, je weniger Gewalt gegen Bankangestellte oder gar unbeteiligte Kunden angewendet wird, die Chancen beim Publikum steigen. Es stimmt schon: Gewaltlose Bankräuber oder sogenannte Gentlemen-Verbrecher haben es in der Öffentlichkeit leichter. Aber selbst bewaffnete Überfälle mit Geiselnahmen können ausnahmsweise große Popularität erzielen.
In der jüngeren Vergangenheit gelang das den Zehlendorfer Tunnelgangstern. Vier »Zehlendorfer Bankräuber« erpreßten im Juni 1995 in einer kleinen Berliner Commerzbank-Filiale fünf Millionen Mark. Was zunächst wie ein mißlungener Banküberfall mit anschließender Geiselnahme aussah, war in Wirklichkeit eine überaus professionell vorbereitete Erpressung. Es gibt Vermutungen, daß beim Leeren der Schließfächer mehr als acht Millionen

Mark abgegriffen, aber nur zwei Millionen Mark gemeldet wurden. Offensichtlich wurde eine unbekannte Summe Schwarzgeld abgeräumt (taz, 16.11.1995). Unter der Überschrift »Das perfekte Verbrechen« berichtete die *Berliner Zeitung* (29.6.1995) über den für die Bankräuber glimpflichen Ausgang, über »dumme Gesichter bei der Polizei« sowie über die »Freude bei den Geiseln und ihren Angehörigen. Der Banküberfall von Zehlendorf ist zu Ende, keiner der bedrohten Menschen wurde verletzt, aber die Räuber sind weg ... Die Tat bewegt die Gemüter. Bei nicht wenigen löst sie auch eine gewisse Portion Bewunderung aus.« Die Bankräuber und Geiselnehmer hatten in monatelanger Wühlarbeit einen Tunnel von außen an das Gebäude gegraben: »Die Flucht der Geiselnehmer durch einen vorbereiteten unterirdischen Gang ist in der Kriminalgeschichte einmalig.« Die Räuber konnten auf diese Weise »aus einem hermetischen Belagerungsring ... entkommen« und hinterließen keine verwertbaren Spuren« (ebd.). Sie werden in der Folge in den Medien mit Dagobert und den Gebrüdern Sass verglichen. In den Berliner Kneipen ist der gelungene Coup »natürlich das Gesprächsthema«. Die Geiselnahme »fanden meine Gäste nicht gut«, berichtet eine Wirtin, aber auch, daß »manche sich darüber gefreut haben, daß der Polizei ein Schnippchen geschlagen wurde« (Berliner Zeitung, 30.6.1995). »Die Herzen all jener, die ... schon lange vom ganz großen Genie-Coup träumen, selbst aber lieber Lotto spielen, wurden im Sturm erobert« (taz, 26.7.1995). Genauso schnell ist die mediale Zuneigung aber auch wieder verspielt.

19



19 Fraumünsterpost Zürich (1997)

Die »dummen Bankräuber« Wenn sich am Ende herausstellt, daß »Superhirne‹ ...doch nicht so schlau [waren]« (Rhein-Zeitung, 17.7.1996) und die Täter »so gar nicht der Vorstellung von Superhirnen, die der brave Banksparer hinter so einem (fast) perfekten Banküberfall vermutet« (taz, 16.7.1996) entsprechen, werden sie umgehend demontiert. Nicht nur *Bild* (17.7.1996) kommentierte nach dem Offenbarwerden regelrechter Anfängerfehler: »Tunnelgangster – Doch nur kleine Gauner ... « Auch die eher bankraubfreundliche *tageszeitung* spielte sich in diesem Moment zum Anwalt der »Reality-Krimi-Freaks« auf: »Was zunächst als Geniestreich anmutet(e)« erscheine nun »immer mehr als Gaunerstück mit argen Schnitzern ... dümmer, als die Polizei erlaubt« (taz, 26.7.1995).

Nicht anders erging es den Zürchern Posträubern von 1997. Bereits zwei Tage nach dem Überfall auf die Fraumünsterpost prophezeite David Suter: »Das Liebäugeln mit der Tat bleibt möglich, solange die Täter noch kein Gesicht haben. Auf die weiße Fläche lassen sich die Züge von Robin Hood projizieren – unge-

8 Bemerkenswert ist, daß nach Bekanntwerden der ausländischen Staatsbürgerschaften eines Großteils der Bandenmitglieder in Zürich wie in Zehlendorf, der ansonsten dominante mediale Diskurs der Ausländerkriminalität keine explizite Rolle spielte.

achtet der Tatsache, daß die Räuber nur sich selbst bereichert haben. Die Idealisierung verpufft aber schnell, wenn die fünf einmal identifiziert sind. Wehe, es sind simple Mafiafiguren, oder sie gehören gar einer Nationalität an, die das Volk noch tiefer einstuft. Blitzartig schließt sich dann der emotionale Riß wieder. Plötzlich ist es ›unsere Post‹, die überfallen wurde, ›unser Geld‹, das gemeine Verbrecher gestohlen haben« (Tagesanzeiger, 6.9.1997). Und (fast[8]) so kam es denn auch. Die Medien ließen die Posträuber in dem Moment fallen, als sich herausstellte, welche »dummen Fehler« (Bild, 9.9.1997) sie begangen hatten. »So dumm waren die Posträuber« titelte der *Blick* (9.9.1997). »Zu viele Fehler« hätten die Posträuber begangen, »weil die Täter zwar dreist, aber nicht übermäßig intelligent waren« (Die Presse, 10.9.1997). So rächt sich die Journaille, wenn sich bei einem zunächst »perfekt wir-

Bankräuber statt Lottokönig

Köln. Ein 31 Jahre alter Mann gab sich zeitweise als Lottomillionär aus, um ein zentrales Problem aller Bankräuber zu lösen: Wie erkläre ich den plötzlichen Reichtum? Besagter Lottokönig hatte nämlich 1995 bei zwei Banküberfällen mehrere Hunderttausend Mark erbeutet. Danach ließ er Freunde und Bekannte monatelang an seinem »Gewinn« teilhaben. Er machte teure Geschenke und schmiß in der Kneipe eine Runde nach der anderen. Nach drei Jahren nahm seine Glückssträhne allerdings ein jähes Ende. Ein Verkäufer in einer Zoohandlung war ob eines Schecks, der aus dem ersten Überfall stammte, mißtrauisch geworden und alarmierte die Polizei. Womit einmal mehr die Volksweisheit bestätigt wäre, daß Lottospielen die unwahrscheinlichste Methode für plötzlichen Reichtum ist. **Quelle:** dpa, 12.6.1998. (KS)

kende[n]« Überfall die Täter als »Dilettant(en) entpupp(en)« (Tagesanzeiger, 25.9.1997). Demnach wirke die Schweizer Öffentlichkeit nach der Bekanntgabe der Verhaftungen »wegen des stümperhaften Vorgehens der Täter fast etwas enttäuscht« lautete die Diagnose aus Österreich (Die Presse, 10.9.1997). »Aber die Posträuber! Die machen einen Jahrhundertcoup, und dann stellt man fest, daß sie dumm sind« (Tagesanzeiger, 26.9.1997). Die internationale Presse hält den Gangstern »eine fast unglaubliche Reihe amateurhafter Fehler« vor, nachdem sie Zug um Zug festgenommen wurden. Wie schon bei den Zehlendorfer »Tunnelgangstern« heißt es hämisch: »Dümmer als die Polizei erlaubt« (Berliner Morgenpost, 2.10.1997).

»Postraub will gelernt sein.« Standen die Medien bisher bei den Gangstern, wechselten sie nun die Seite: »Hohn hatte zuerst nur die Polizei geerntet. Nun trifft der Spott die richtigen« (Die Presse, 2.10.1997). Das ist keine neue Entwicklung. Bereits 1974 machte sich die *Neue Revue* (Nr. 8, 18.2.1974) unter der Überschrift »Die Trottel bitten zur Kasse Diese Bankräuber sind dümmer, als es die Polizei erlaubt« über »Einfaltspinsel unter den Verbrechern[, die]

ans große Geld wollen« lustig. Zwei Jahre später feiert dieselbe Postille dessen ungeachtet die Flucht des Posträubers Ronnie Biggs: »Renn, Ronnie, renn!« (Neue Revue Nr. 7, 11.2.1974).
Eine Erklärung für dieses Schwanken könnte (neben kommerziellem Opportunismus) darin liegen, daß der erfolgreiche wie der mißglückte Bankraub die Tag- und Wunschträume bedient. Der Erfolg befriedigt die Schadenfreude gegenüber den geschädigten Institutionen und der Machtlosigkeit der staatlichen Behörden. Ein Mißerfolg bestätigt im Nachhinein die Entscheidung der KäuferInnen, doch lieber Lotto gespielt zu haben.

Vom immateriellen Schaden zum ideologischen Delikt Demnach kann man sagen, daß Bankraub unter bestimmten Bedingungen eines der wenigen Delikte ist, das auf Sympathie von seiten Dritter hoffen kann. Hierfür lassen sich in in diesem Buch zahlreiche Belege finden. Diese Popularität handwerklich sauber und beherzt durchgeführter Banküberfälle oder Tresoreinbrüche zieht sich durch die Geschichte seit den Gebrüdern Sass (→) im Jahr 1929. Der leitende Zürcher Bezirksanwalt Rolf Jäger wehrte sich gegen die Heroisierung der Urheber des »Jahrhundert-Postraubs« von 1997. Er könne keinerlei Sympathie für die Täter empfinden (Tagesanzeiger 26.9.1997), beschwerte er sich angesichts der Hochachtung der Schweizer Öffentlichkeit für den »dreisten Coup« (Blick, 2.9.1997).
In einer durch kriminelles Handeln erreichbaren Rangordnung stehen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Bankräuber und insbesondere die Geldschrankknacker ganz oben (Macintrye 1997, 43). Gerade den 051
»Schränkern« zollen die kriminelle Subkultur selbst und auch aktive Kriminalisten unverhohlen ihre Anerkennung: »Diese Männer haben Ehrgefühl. Sie sind sozusagen die Crème unter den Verbrechern«, bescheinigt ihnen der Berliner Hauptkommissar Jürgen Salow (Berliner Zeitung, 1.3.1999).
Solche Hochachtung entspringt einem Handwerkerethos, für das Geschicklichkeit und Körperkraft, gepaart mit spezialisiertem Wissen, vorbildhaft sind: »Geldinstitut- und Geldschrankeinbrecher genießen in den Kreisen der Kriminellen höchstes Ansehen. Jungen Kriminellen gelten sie als Helden und Vorbilder. Diese Idealisierung hängt einmal mit offensichtlichen Befähigungen und Fertigkeiten des Einbrechers wie Mut, Zuverlässigkeit, Umsicht, Körperkraft, Fachkenntnis zusammen, zum zweiten mit der faszinierenden Wirkung der großen Beute, drittens mit der Resonanz der Öffentlichkeit auf die Tat (Presseschlagzeilen) und schließlich mit sehr selten vorkommenden, aber nach sozialpsychologischen Regeln sich schnell und tendenziös verbreitenden Berichten beispielsweise der Art, daß große (amerikanische) Banken in Notlagen ihre Zuflucht zu aus dem Zuchthaus vorgeführten Einbruchsspezialisten nehmen, die dann auch den Safe fachmännisch öffnen (von Hentig 1954)« (Handwörterbuch 1966, 126).
Angesichts zahlreicher Symphatisanten beklagen die Kriminologen den ideologischen Flurschaden. Reffken (1972, 22f.) bezeichnet in Anlehnung an Bader (1952, 15f.) die »Romantisierung der Räuber« oder die clevere und

erfolgreiche Darstellung von Räubern als Filmhelden als nicht »ohne Belang« für deren Selbstbild und die Haltung der Bevölkerung. Insbesondere dem Film »Die Gentlemen bitten zur Kasse« wird in den sechziger Jahren ein großer Einfluß zugeschrieben. Der Streifen ließe den Posträubern und »nicht etwa den Opfern oder der Polizei die Sympathien der Zuschauer« zukommen. Reffken ärgert, daß auch außerhalb der Filmwelt solche Taten »in der Bevölkerung auf Verständnis, wenn nicht sogar auf Sympathien« stoßen. So sei der »Robin-Hood-Gedanke ... beim Raub immer noch untergründig im Bewußtsein der Bevölkerung vorhanden« (Reffken 1972, 18).

1986 begründen die BKA-Wissenschaftler Büchler/Leineweber (1986, 13) die Notwendigkeit einer erneuten Untersuchung des Themas Bankraub (trotz bereits recht breiter Literatur) mit den aus ihrer Sicht ambivalenten Reaktionen der Öffentlichkeit: »Die Reaktionen auf einen Bankraub in der Öffentlichkeit sind nach wie vor äußerst vielfältig. Für die Massenmedien bietet der Banküberfall vielfach Gelegenheit zur sensationellen und detaillierten Berichterstattung. Die Einstellung der Bevölkerung zu dieser Verbrechensform reicht vom Ruf nach strengeren Gesetzen bis zur Behandlung des Bankraubes als reinen Versicherungsfall.« Schubert (1972, 87) zitiert zustimmend den nichtveröffentlichten Bericht eines baden-württembergischen Staatsanwaltes, der beklagt, daß die Medien »aus dem primitiven Gewalttäter mit Neigung zur Spießerhaftigkeit einen Gangster von Format mit attraktiven Zügen« (Leibinger 1968, 28) machen.

Ihr sozialwissenschaftliches Interesse sehen die Hauskriminologen des BKA

Büchler/Leineweber (1986, 13) nicht in der »eigentlichen Gefährlichkeit des Banküberfalls« oder »in dem für die Geldinstitute ohnehin ›unbedeutenden‹ materiellen Schaden«. Vielmehr geht es in erster Linie um den ideologischen Schaden. Die Kriminologie allgemein sieht im Bankraub weniger den »für Geldinstitute meist bald verschmerzten materiellen Schaden« als vielmehr symptomatische Entwicklungstendenzen und Besonderheiten für die Massenkriminalität insgesamt. Dem durch »das Gewinnstreben bei möglichst geringem eigenen Aufwand« sowie die Bereitschaft, Gewalt anzuwenden, entstehenden »immateriellen Schaden« schreibt beispielsweise Császár (1975, 1) die »eigentliche Gefährlichkeit« zu. Er erhebt den Bankraub zu einem Verbrechen mit ideologischem Charakter: »Die Verletzung einer allgemeines Vertrauen erweckenden Eigentumssicherung« (ebd.) macht den Unrechtsgehalt des Bankraubs für diese Sorte Kriminologie aus. Bankraub avanciert daher ungeachtet der konkreten Absichten des Täters zu einem nichtdeklarierten politischen Verbrechen. Er wird von den ideologischen Wächtern der herrschenden Gesetzgebung als Desertion aus dem Wertekanon der heiligen bürgerlichen Gesellschaft empfunden und entsprechend verfolgt.

Das Paradoxon besteht nun darin, daß nicht wenige BankräuberInnen die Werte der bürgerlichen Gesellschaft verdoppeln, wenn sie das »Allerheiligste« (Marx) der herrschenden Ordnung begehren. Dieses Begehren schreibt den religiösen Charakter des Kapitals fort und setzt es implizit erneut ins

Recht. Bankraub und Bankkonten sind nur zwei Manifestationen desselben Phänomens. Daß sich Bankräuber bei ihrer Tat am Wertehorizont der bürgerlichen Gesellschaft orientieren, ist nicht so überraschend. Pierre Bourdieu (1987, 617) hat darauf hingewiesen, daß Rebellion gegen die hegemoniale Kultur im Prozeß der »Reaffirmation kultureller Würde« zumeist mit einer Unterwerfung unter ihre Normen und Werte einhergeht. Die Subversion des Bankraubs besteht vielmehr in dem ihm eingeschriebenen Sozialprotest gegen die ungleiche Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums, auf den das Vergehen ungeachtet aller Wenns und Abers jedesmal neu verweist.

Quellen & Literatur

Bardsley, Marilyn: John Dillinger. Darkhorse Multimedia 1998. URL:
http://www.crimelibrary.com/americans/dillinger/dillingermain.htm.
Bittermann, Klaus: Der Gangster als Volksheld. Über die Laufbahn und den Mythos eines Verbrechers. In: Spaggiari, Albert: Die Klauen zum Paradies. Ein Bericht über den »Coup von Nizza«. Berlin 1997, S. 221-239.
Blasius, Dirk: Kriminalität und Alltag. Göttingen 1978.
Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung. Bde. 1-3. Frankfurt/Main 1973.
Bloch, Ernst: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt/Main 1985.
Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/Main 1987.
Büchler, Heinz/Leineweber, Heinz: Bankraub und technische Prävention. Sicherungstechnische Einrichtungen und ihre Auswirkungen auf das Täterverhalten bei Raubüberfällen auf Geldinstitute. Berichte des Kriminalistischen Instituts. Wiesbaden 19862.
Császár, Franz: Der Überfall auf Geldinstitute. Eine kriminologische Untersuchung. Wien u.a. 1975.
Deutschmann, Christoph: Die Verheißung des absoluten Reichtums. Zur religiösen Natur des Kapitalismus. Frankfurt/Main 1999.
Gramsci, Antonio: Die Religion, das Lotto und das Opium des Elends. In: Ders.: Gefängnishefte. Bd. 8, 16. bis 21. Heft. Hamburg 1998, S. 1791-1794.
Handwörterbuch der Kriminologie. Hrsg. von Rudolf Sieverts. Berlin 1966.
Helmer, William/Mattix, Rick: Public Enemies. America's Criminal Past 1919-1940. New York 1998.
von Hentig, Hans: Zur Psychologie der Einzeldelikte. Bd. I: Diebstahl, Einbruch, Raub. Tübingen 1954.
Hilgard, Christian: Annalen der Rechtspflege in Rheinbayern, oder Darstellung merkwürdiger Rechtsfälle. Zweibrücken 1830.
-ky: Das Dagobert-Bedürfnis. In: (Benetz)-ky (Hg.): Phantastische Wahrheiten über Dagobert. Zwölf Geschichten um den Kaufhaus-Erpresser. Berlin 1994, S. 141-158.
Leibinger, Rudolf: Raubüberfälle auf Geldinstitute, Öffentliche Kassen sowie Dienststellen der Bundesbahn und der Bundespost. Unveröff. Bericht für das baden-württembergische Justizministerium. Stuttgart 1968, zit. n. Schubert 1972.
Ortner, Helmut: Bankgeschäfte. In: Jonas, Jörg/Ortner, Helmut (Hg.): Klauen. Texte zum alltäglichen Diebstahl. Bensheim 1982, S. 89-101.
Ortner, Helmut: Bankräuber. Abenteuerberichte und -geschichten. Mit Beiträgen von Bankräubern, Dekektives und anderen Leuten. Frankfurt 1985.
Reffken, Hermann: Kriminologische Untersuchungen an Bankräubern. Göttingen 1972.
Scheub, Ute: Der Körper zählt mehr als der Besitz. In: tageszeitung, 5.10.1996.
Schubert, Dieter: Zur Phänomenologie des Bankraubs. In: Schubert, Dieter/Volker May: Bankraub in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1 (Kriminologie. Abhandlungen über abweigiges Sozialverhalten, Nr. 7). Stuttgart 1972, S. 7-108.
Schwerk, Ekkehard: Die Meisterdiebe von Berlin. Die »Goldenen Zwanziger« der Gebrüder Sass. Berlin 1984.
Servay, Wolfgag/Rehm, Jürgen: Bankraub aus der Sicht der Täter. Täterleitende Faktoren bei Raubüberfällen auf Geldinstitute (BKA-Forschungsreihe, Nr. 19). Wiesbaden 1986.
Sutton, Willie: Where the Money was. New York 1976.

20



21





22

Der Niedergang des unabhängigen Verbrechens

Vincenzo Ruggiero

1 Cesare Lombroso, italienischer Arzt des 19. Jahrhunderts und einer der Begründer der wissenschaftlichen Kriminologie. Lombroso vertrat die These vom geborenen Verbrecher und versuchte, dessen kriminelle Anlagen anhand körperlicher Merkmale dingfest zu machen.

Im Jahr 1999 erscheint in einem Postamt in Rom ein Paar mit einem außerordentlich großen und schweren Paket. Der Postangestellte öffnet den Sicherheitsschalter und erlebt, bevor er ihn wieder schließen kann, eine böse Überraschung: Das Paket öffnet sich, und ein Zwerg mit einer automatischen Pistole taucht auf. Es liegt in diesem Raubüberfall etwas Komisches, und doch ist er ernst, professionell, von Erfolg gekrönt. Gehören die drei vielleicht zu einem Zirkus in Geldnot? Oder sind sie gar Teil jenes ›bizarren Menschengeschlechts an den Rändern der Gesellschaft‹, dort wo Kriminologen ›Krüppel und Schwachsinnige‹ als ›physisch und psychisch unzulängliche Wesen‹ zum Gegenstand ihrer Studien machen? Was hätte Cesare Lombroso[1] über dieses extravagante Trio gesagt und vor allem über jenen Zwerg mit Revolver? In Lombrosos Logik wäre seine Kriminalität auf seine Statur zurückzuführen, seine Ruchlosigkeit auf das Verhältnis von Schädelmaßen und Länge der Arme. Oder vielleicht hätte derselbe Lombroso dies für einen Fall von ›Kriminalität des Genies‹ erachtet, das neue Wege geht, unerwartete Methoden erfindet, unmöglich zu fassen ist und dem auch nach einer Festnahme pünktlich der Ausbruch gelingt.

20 Ruchlosigkeit im Verhältnis zu Schädelmaßen und Länge der Arme
21 Cesare Lombroso
22 Erstäter oder Profi?

Tatsache ist, daß unter den Zeugen des Überfalls und den Leuten der Nachbarschaft die Mißbilligung der Tat vage bleibt, gleichsam gedämpft durch ein sonderbares Gefühl von Lächerlichkeit und Narretei. Das Opfer wiederum, nämlich das Postamt, ist unter den Anwohnern als ineffizient bekannt und das Personal als unhöflich, ein Ort mithin, der eine Entwürdigung verdient und, warum nicht, auch einen Überfall. Einer der Zeugen versichert, daß ein solcher Überfall sicherlich harmloser und humaner sei als jene Kriminalität von Politik und Bürokratie, die die Leute ausraubt, ohne dabei ein Risiko einzugehen.

Es findet sich ein wenig von allem in dieser Geschichte, wir können aus ihr sogar eine Reihe der theoretischen Vorschläge herauslesen, die der Devianzsoziologie und Kriminologie von gestern wie von heute so teuer sind. Die Neopositivisten könnten in diesem Überfall ein Beispiel von angeborenem oder vielleicht auch von atavistischem Verhalten erahnen im Hinblick auf die unvollendete Menschengestalt des Haupttäters, dessen Aussehen lediglich die Anormalität seines Verhaltens widerspiegele. Die Funktionalisten könnten geltend machen, daß es sich bei dieser Form von Kriminalität lediglich um eine illegitime Betätigung zur Verfolgung eines legitimen Ziels handele, nämlich der Bereicherung. Dieser Überfall wäre also, kurz gesagt, insofern kein Anlaß zur Sorge, als der Täter im Grunde die herrschenden Werte der offiziellen Gesellschaft teilt, auch wenn er zu ihrer Umsetzung auf unorthodoxe Methoden zurückgreifen muß. Der Vorfall bringe daher ebenso wie andere Delikte, die von benachteiligten Personen begangen werden, den Triumph der Immoralität über den moralisch verordneten Mißerfolg zum Ausdruck. Einige Etikettierungstheoretiker könnten dagegen darauf hinweisen, daß ein Zwerg angesichts dessen, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach als abweichend behandelt werde, sich an die Wahrnehmung der anderen anpaßt und sich auch in seinem eigenen Handeln als abweichend bestätige. Indem er sich so verhält, vermeide er jene ›kognitive Dissonanz‹, die zu den typischen Leiden einer schwachen Identitätsbildung führen würde. Indem diese Person und diese Handlung als kriminell etikettiert werden, würde im übrigen die Aufmerksamkeit von der Kriminalität der Mächtigen abgelenkt, die dieses Attribut für sich zurückweisen und es anderen nach Gutdünken zuschreiben. Schließlich könnte mancher kritische Kriminologe (oder Konfliktkriminologe) den Vorfall als Beispiel des Kampfes zwischen sozialen Gruppen um die verfügbaren Ressourcen analysieren, auch wenn dieser Kampf im vorliegenden Fall mit Methoden ausgetragen wird, die offiziell als illegitim gelten.

Kurz und gut, wir haben es mit einer der [hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Wertung, d.Ü.] umstrittensten Formen illegaler Bereicherung zu tun, vor allem deshalb, weil zwischen Täter und Opfer ein starkes Machtgefälle besteht: Der Täter hat weitaus weniger soziale Macht als sein Opfer. Von welchen anderen Verbrechen ließe sich das in gleichem Maße sagen? Ich glaube, daß genau diese strittige Charakteristik den Ausgangspunkt der Politik von Prävention und Repression in Bezug auf den bewaffneten Raub darstellt,

und daß diese letztlich das Ziel verfolgt, ihm gegenüber eine eindeutigere Form der Ablehnung zu erwecken. Es geht darum, daß dieses Delikt anders, vor einem anderen ethischen Hintergrund wahrgenommen werden soll. In den Kommentaren der Zeugen des ›Zwergenüberfalls‹ findet sich eine typische Leugnung der Unschuld des Opfers, eine Leugnung seiner Moralität, die es sozusagen verdientermaßen den Räubern ausliefert. Es findet sich weiterhin eine spitzfindige Leugnung des Schadens, denn keiner der Anwesenden hat ja direkt Geld verloren. Im übrigen nämlich verschwendet und vergeudet die staatliche Post das Geld, und wenn man ihr ein bißchen davon stiehlt, schadet ihr das nicht mehr, als sie ihrerseits die Bürger schädigt. Schließlich finden wir eine Verurteilung dessen, der verurteilt: Wie kann sich ein derart ineffizienter Staat, der es nicht einmal schafft, funktionierende Postämter einzurichten, beschweren, wenn jemand eines dieser heruntergekommenen Postämter ins Visier nimmt? Sind die unfähigen und korrupten

»85 Prozent der Bankräuber sind Ersttäter«

Wien. Max Edelbacher, Chef des Wiener Sicherheitsbüros, schlägt Alarm. Wenn's ums Geld geht, haben fleißige und anständige Bürger oft keine Skrupel mehr. Sie rauben und betrügen: »85 Prozent der Bankräuber sind Ersttäter.« Hierzu zählt auch der 69jährige Pensionist Kurt L., der vor Gericht meinte: »Eigentlich ist es unglaublich, was ich da getan habe«. Für die Bravgebliebenen (Geschworene, Medien, Publikum etc.) sind die beiden Banküberfälle des ein Leben lang unauffällig Arbeitenden, mit 1,2 Millionen Schilling Abfindung und einer monatlichen Pension von 20.000 Schilling in den Ruhestand Getretenen, unverständlich. Er wollte seiner Lebensgefährtin einen gewissen Standard bieten, rechtfertigte sich der zu sieben Jahre Gefängnis Verurteilte. Er ist kein Einzelfall. Die Wiener Polizei muß sich immer häufiger mit rechtschaffenen Bürgern auseinandersetzen. Die Medien beklagen: »Im Konsumrausch verlieren offenbar immer mehr Menschen ihre letzte ▸▸

Politiker vielleicht weniger kriminell als so ein Zwerg, der im Grunde doch ein netter Kerl ist? Nun, ich glaube, daß die Entwicklung des Deliktes des bewaffneten Raubs durch eine zunehmende Verschiebung dieser Dynamik von Leugnung und Verurteilung gekennzeichnet ist, und zwar in dem Sinne, daß sowohl institutionelle Interventionen als auch die Eigendynamik des Delikts dazu beigetragen haben, seine moralische Bewertung im Laufe der Zeit eindeutiger zu machen. Illustrieren wir das anhand einiger Beispiele.

Von den fünfziger bis in die siebziger Jahre galt bewaffneter Raub als das Delikt par excellence, sowohl in den Augen der Institutionen wie unter den Gesetzesbrechern selbst. Für die Institutionen bildeten bewaffnete Überfälle eine außerordentliche Quelle von gesellschaftlicher Beunruhigung und Law-and-Order-Hysterie, dazu imstande, Veränderungen der Gesetzgebung und des Strafvollzugs zu bewirken. Die Überfälle, die am ehesten institutionelle Interventionen hervorriefen, waren wohlgemerkt diejenigen, die schwierige, aber lohnende Ziele wie Banken oder Warenhäuser trafen. Die Kühnheit und Sicherheit, mit der die Räuber agierten, entfesselten die Wut von Presse und Regierungsorganen, wobei die Mißbilligung weniger mit dem Akt des Überfalls an sich zusammenzuhängen schien als mit der erbeuteten Geldsumme. Auch Überfälle ohne Blutvergießen wurden in das Licht

einer rein symbolischen Gewalt getaucht, so, als ob die dem Akt des Raubens innewohnende Greueltat schwerer wiege als der physische Schaden, der dem Opfer tatsächlich zugefügt wurde. Die gesellschaftliche Hysterie verbreitete Bilder von Räubern, die bereit waren, sich auf unbewaffnete Opfer und wehrlose Bürger zu stürzen, obwohl die Statistiken darauf hinwiesen, daß die Mehrzahl der Anzeigen wegen bewaffneten Überfalls von sozial bessergestellten Personen oder wirtschaftlichen und finanziellen Gruppen erstattet wurden, die in gesellschaftlichem Sinne alles andere als wehrlos waren. Als eine der ersten Antworten auf diese ›Greuel‹ wurde in vielen europäischen Ländern auf Maßnahmen des ›target hardening‹ zurückgegriffen, will sagen auf die zunehmende Verstärkung des technologischen Schutzes von Objekten und, parallel dazu, auf die Einführung eines menschlichen, militärischen Elements in das Repertoire der Sicherheitsmaßnahmen. Man denke an den Erfolg von privaten Sicherheitsdiensten und ›verei-

Hemmung.« Auch die Wiener Polizei zelebriert den Verfall der guten Sitten: »Die Zeiten, wo derartige Kapitalverbrechen zum Großteil von einschlägigen Kriminellen verübt wurden, sind vorbei«. Ein Fahnder der Wiener Polizei: »Für uns wird die Arbeit deshalb nicht leichter.« Zwar würden die meisten Banküberfälle am selben oder darauffolgenden Tag aufgeklärt, doch sei der Räuber einmal über alle Berge, würden auch die Chancen der Verfolger sinken: »Denn niemand ist schwerer zu fassen, als der brave Mann von nebenan«, berichten die Kripo-Leute. Die Wiener Zeitung *Die Presse* resümiert: »Zum Glück greift nicht jeder Bürger, der sich gerade keinen Urlaub in der Karibik leisten kann, zur Pistole und geht in eine Bank.« Abwarten.
Quelle: Die Presse, 13.6.1998. (KS)

057

digten Wächtern‹ in Ländern wie Großbritannien, Frankreich und Italien, der im Laufe der Zeit zum unaufhaltsamen Aufstieg der Sicherheitsindustrie geführt hat. Für staatliche Stellen und private Gruppen ging es darum, die Kosten-Nutzen-Rechnung dieser Form von Delikt radikal zu verändern. Also wurden den Tätern indirekt vor allem detaillierte technische Kenntnisse, eine harte Lehrzeit und hohe professionelle Geschicklichkeit abverlangt, die nun erforderlich waren, um die Ziele des Überfalls präzise zu bestimmen und Zugang zu ihnen zu erlangen. In zweiter Linie wurde den Räubern selbst ein menschlicher Kostenpunkt, ein Preis der Gewalt, auferlegt: Dieser Preis bemißt sich in der Entscheidung, das eigene Leben und das anderer (des privaten Wachpersonals) einer tödlichen Gefahr auszusetzen (→ Neumann/Geld oder Leben?).

Ich schlage vor, den nachfolgenden Satz nochmals umzustellen, nämlich:

Aus der überfallenen Bank, einer gesellschaftlich außerordentlich mächtigen Einrichtung, wird nun also durch die Einführung eines humanen Faktors ein schwaches Opfer – dank dieses Anhangs aus Fleisch und Knochen, den der private Sicherheitsdienst darstellt.

In einer einfachen moralischen Umstrukturierung des bewaffneten Raubs wird dieser insgesamt eher zu einem Personen- als einem Eigentumsdelikt.

Ma Barker

und die Barker-Karpis-Gang

Martin Jung

Zweifellos hatte Arizona Donnie »Kate« Barker, geborene Clark (*1872) bei der Erziehung ihrer vier Söhne versagt. Ihr ältester Sohn Herman (*1894) hatte in den zwanziger Jahren als Mitglied der Kimes-Terrill-Gang an einigen Banküberfällen teilgenommen. Nach einem Überfall am 19. September 1927 kommt es zu einer Schießerei. Nachdem er einen Polizisten erschossen hatte und selbst verwundet wurde, begeht Herman Selbstmord. Der zweite Sohn Lloyd (*1896) verbrachte nach einem Überfall auf eine Postfiliale in Oklahoma im Jahre 1922 16 Jahre im Gefängnis von Leavenforth, danach war er als Gastronom tätig. Er wurde 1949 von seiner Ehefrau getötet.

Die beiden jüngeren Söhne Arthur »Dock« (*1899) und Frederick (*1902) bildeten zusammen mit Alvin Karpis (*1908) die Barker-Karpis-Gang, der zeitweise weitere wechselnde Personen angehörten. Frederick Barker, der sich wegen eines Einbruchs im Staatsgefängnis von Kansas aufhielt, hatte dort 1931 Alvin Karpis kennengelernt.

An dem ersten grösseren Banküberfall der Barker-Karpis-Gang waren neben Frederick Barker und Alvin Karpis auch der ehemalige Polizist Bernard Phillips, der Safeknacker Lawrence DeVol sowie der Postzugräuber Thomas Holden beteiligt. Am 29. März 1932 erleichterten die fünf die Filiale der Northwestern National Bank in Minneapolis um 266.500 Dollar. Der nächste Überfall am 17. Juni auf eine Bank in Fort Scott (Kansas) brachte nur 47.000 Dollar; drei andere ausgebrochene Häftlinge, die an diesem Tag gefaßt wurden, wurden der Tat verdächtigt und später irrtümlich dafür verurteilt.

Ein weiterer erfolgreicher Banküberfall der Barker-Karpis-Gang trifft am 25. Juli die Cloud County Bank in Concordia (Kansas), die Beute beträgt 250.000 Dollar. Nach dem Überfall auf eine Bank in Redwood Falls (Minnesota) am 23. September werden die Räuber vom Sheriff verfolgt; es gelingt ihnen, das Auto des Sheriffs abzuhängen, indem sie Nägel auf die Fahrbahn streuen. Später werden auch für diesen Überfall die falschen verurteilt. Bei dem Überfall auf eine Bank in Minneapolis am 16. Dezember werden zwei Polizisten und ein Passant getötet. Nach dem Überfall auf die First National Bank in Fairbury (Nebraska) am 4. April 1933 können Karpis, Fred und Dock Barker und die fünf weiteren Räuber mit der Beute von 151.350 Dollar fliehen, doch bei der



23

23 Vermeintliche »Gangleaderin« Ma Barker zu Lebzeiten

vorausgegangenen Schießerei wird einer von ihnen, Earl Christman, verwundet, und stirbt wenig später. Im Januar 1934 entführt die Barker-Karpis-Gang den Bankdirektor der Commercial State Bank von St. Paul, Edward G. Bremer, den sie im Februar nach der Zahlung von 200.000 Dollar Lösegeld wieder freiläßt. Bei dieser Aktion hinterlassen die Täter Spuren, so daß sich Dock Barker und Alvin Karpis auf der Fahndungsliste wiederfinden. Daraufhin läßt sich Karpis bei dem Unterweltarzt Joseph Moran operativ die Fingerabdrücke entfernen. Morans Versuch, die Gesichtszüge von Karpis und Fred Barker zu verändern, scheitert kläglich.

Am 8. Januar 1935 wird Dock Barker in Chicago festgenommen. Am 16. Januar entwickelt sich in Florida aus dem Versuch, Fred Barker festzunehmen, eine mehrstündige Schießerei, bei der Fred und seine Mutter getötet werden. Über die Rolle von Ma Barker gibt es völlig unterschiedliche Darstellungen. Nash stellt sie als ›Gangleader‹ dar, die die Banküberfälle und die Entführung Bremers geplant habe. In einer früheren Veröffentlichung stilisierte Nash Ma Barker gar zur lesbischen Lustmörderin (Nash 1981). Wahrscheinlicher ist aber die Version von Helmer/Mattix, wonach Ma Barker von ihren Söhnen als Tarnung mitgenommen wurde, aber keine aktive Rolle spielte. Karpis charakterisierte Ma Barker später als ziemlich begriffsstutzig. Vermutlich war FBI-Chef J. Edgar Hoover in Erklärungszwang, nachdem seine Leute in der Schießerei eine harmlos wirkende ältere Dame getötet hatten, und setzte deshalb die Legende in Umlauf, sie sei der eigentliche Kopf der Bande gewesen. Dock Barker wurde am 13. Juni 1939 beim Versuch, aus dem Gefängnis auszubrechen, getötet. Alvin Karpis verbrachte die Zeit von 1936 bis 1969 in Gefängnissen (überwiegend in Alcatraz); nach seiner Entlassung antwortete er auf die Frage eines Journalisten, was er zuerst tun wolle, er werde sich den Kinofilm »Bonnie and Clyde« ansehen. Er lebte dann in Kanada und Spanien, wo er 1979 starb.

Der Boney-M.-Produzent Frank Farian hat Ma Barker ein Lied gewidmet, das aus unerfindlichen Gründen »Ma Baker« (nur ein r!) heißt und es auch sonst mit den historischen Fakten nicht so genau nimmt.

Quellen & Literatur: Edge, L. L.: Run the Cat Roads. A true Story of Bank Robberies in the 30's. New York 1981. Helmer, William/Mattix, Rick: Public Enemies. America's Criminal Past 1919-1940. New York 1998. Karpis, Alvin/Trent, Bill: The Alvin Karpis Story. New York 1971. Nash, Jay Robert: Bloodletters and Badmen. New York 1995. Nash, Jay Robert: 1981: Look for the Woman. New York 1981.

Diese Maßnahmen beseitigten den bewaffneten Raub nicht, aber sie beeinflußten seine Dynamik und seine Verbreitung. Zum Beispiel bewirkt der Schutz der Objekte durch Technologie und Menschen eine professionelle Selektion unter den Tätern, wonach nur die am besten Vorbereiteten und Organisierten Zugang zu lohnenden Zielen erlangen können. Zugleich allerdings werden Überfälle auf andere, weniger geschützte aber auch weniger lohnende Ziele umgelenkt. Langsam aber sicher führt das dazu, daß Überfälle vor allem dort stattfinden, wo wenig Geld zu holen ist.

Auch in der Unterwelt genießt, wie gesagt, der bewaffnete Überfall eine positive, ja sogar heroische symbolische Ausstattung. Der Räuber ist mutig, unabhängig, liebt die starken Emotionen und den luxuriösen Konsum. Im Gefängnis tragen ihm seine Kühnheit und sein Lebensstil Bewunderung und Respekt ein. Tatsächlich gründet diese Bewunderung auf einem zumindest im Rahmen der vorherrschenden Kultur der Unterwelt verständlichen Motiv. Die Räuber sind niemandem untertan, sie haben weder einen Boß noch sind sie in einer hierarchischen Weise organisiert, die einigen die Rolle von Planern und anderen die von Ausführenden zuweist. Im Allgemeinen gehorcht der bewaffnete Überfall dem Prinzip einer rein technischen Arbeitsteilung, gemäß der jeder seiner eigenen Aufgabe nach Erfahrung und Fähigkeiten nachkommt. Die Gruppe weist die Aufgaben gemeinsam zu, plant die Aktion und teilt die Beute, bevor gemeinsam eine neue Aktion geplant wird. Man könnte all das eine Art von ›genossenschaftlicher Kriminalität‹ nennen, bei der Planende und Ausführende eins sind.

Meiner Ansicht nach erfährt der bewaffnete Überfall in seiner jüngsten Entwicklung eine weitere Umstrukturierung sowohl im Hinblick auf die offizielle Wahrnehmung und Propaganda als auch im Hinblick auf die innere Logik des Delikts. Im Gefolge der oben beschriebenen Prozesse und mit dem Wachstum der Sicherheitsindustrie haben viele der Überfälle, die in den größeren europäischen Städten begangen werden, mittlere Geschäftsbetriebe und Büros ohne besondere finanzielle Ausstattung zum Ziel. Diese Ziele befinden sich darüber hinaus oft in denselben städtischen Gegenden, in denen die Täter wohnen. Man könnte sagen, daß es den Institutionen gelungen ist, das Delikt so einzugrenzen, daß sich Täter und Opfer immer ähnlicher werden. Viele Geschäfte von Indern in London werden von anglo-karibischen Jugendlichen oder von Gruppen indischer Jugendlicher ausgeraubt. Zudem haben viele Überfälle nicht mehr die Aneignung der Beute als eigentliches Ziel, sondern sie dienen als Mittel zum Erwerb illegaler Drogen: Sie begünstigen also nicht Modelle eines unabhängigen Lebens, sondern dienen dazu, sich einem Markt zu versklaven, einem Dealer, einem Boß. Andere Überfälle bereiten die Einrichtung eines Geschäftes vor, eines kleinen legitimen oder illegitimen Unternehmens. Was ist heroisch daran, eine Bank auszurauben, um dann den Krämer zu machen? Die Institutionen ihrerseits sind bereit, auch unbewaffnete Diebstähle als Raub zu klassifizieren und verschieben so die Schwelle des Deliktes nach ihrem Belieben. Die Zahl der Banküberfälle ist in den letzten Jahren in besorgniserregender Weise gesun-

ken, während die Zahl der Gesetzwidrigkeiten, die von den Banken gegen die Bürger und von den Bürgern gegen ihresgleichen und gegen sich selbst begangen wurden, schwindelerregend angewachsen ist.
Das unabhängige Verbrechen selbst beklagt insofern einen sichtbaren Niedergang, als in den Organisationen der Unterwelt immer mehr eine soziale, nicht technische Arbeitsteilung vorherrscht. Die Organisationen bestehen aus Individuen, die planen, und anderen, ihren Untergebenen, die diese Pläne ausführen: Die ›Arbeitsbiene‹ und der ›Architekt‹ sind nicht mehr in derselben Gruppe oder demselben Individuum vereint. Außerdem scheint in derselben Unterwelt die Art und Weise, wie man Geld macht, nicht mehr besonders wichtig zu sein, sondern lediglich, wieviel Geld man macht, egal ob illegal oder nicht.

Ich hoffe, daß diese pessimistische Anmerkung, der Intention dieses Buches folgend, eine Diskussion anregt über Möglichkeiten, den Architekten und die Arbeitsbiene wieder zusammenzubringen – nicht um dem Bankraub seine heroische Aura zurückzugeben, sondern damit jedermann das Bewußtsein der eigenen Unabhängigkeit und der Kontrolle über die eigenen Entscheidungen wiedererlangen möge. Wie Sherlock Holmes einmal zu Watson sagte: »Natürlich bin ich bereit, gegen das Gesetz zu verstoßen, wenn mir das hilft, der Wahrheit näherzukommen.«

Aus dem Italienischen von Michael Zaiser.

24



24 Nun immer noch zu Lidl?

AKTEU

062

RE





Ronnie Biggs Superstar – vom Wert der Öffentlichkeitsarbeit beim Postraub

Dirk Schindelbeck

In ihrem Buch »Die Posträuber-Methode. Erfolgsstrategien für Selbst- und Projektmanagement« gibt die Unternehmensberaterin Hedwig Kellner Tips, wie jederman/frau die in ihm/ihr schlummernde kriminelle Energie optimal einsetzen könne, ohne mit den Normen und Regeln der Gesellschaft in Konflikt zu geraten. Nicht von ungefähr bemüht der Titel ihres Ratgebers den legendären Postraub in England und erklärt eine der damals beteiligten Personen zum Leitbild zeitgemäßer Lebensgestaltung: »Ich halte den berühmten englischen Posträuber für erfolgreich. Von dem hat man in der Tat immer nur gehört, wie gut es ihm am Strand in Südamerika ging. Ich nehme an, daß es sein Ziel war, mit viel Geld an einem schönen Flecken der Erde in netter Gesellschaft zu leben. Gut gemacht. An dem sollten Sie sich ein Beispiel nehmen und nicht an bastelnden Dagoberts« (Kellner 1996, 19). Kellner meint Ronnie Biggs, ohne sich bewußt zu sein, wie sehr sie einem Mythos aufsitzt. Daß der Name Biggs ein Qualitätsbegriff ist, offenbart indessen auch der Schreiber der angesehenen Zürcher *Weltwoche* Oskar Nebel: »Biggs ist ohne Zweifel der führende Posträuber dieses Jahrhunderts; Biggs ist erklärter Anhänger des humanen Postraubs ... Postraub ist für ihn eine Kunstform. Vielleicht erbarmt sich Ronald Biggs unser und eröffnet in Rio de Janeiro endlich die längst überfällige Schule für klassischen Postraub« (Weltwoche 19.12.1996).

Die Basis: das »Superding« So viel Ruhm kommt nicht von ungefähr. Er ist das Ergebnis glücklich sich verkettender Umstände, aber auch kluger und zäher Öffentlichkeitsarbeit. Am Anfang stand natürlich der große Coup, oft kopiert, aber bis heute unerreicht: der Postraub vom 8. auf den 9. August 1963. Da war die sagenhafte Beute: 2.631.784 Pfund, nach damaligem Wechselkurs 30 Millionen Mark. Bei einem Durchschnittsverdienst eines englischen Arbeiters von 80 Pfund im Monat war dies eine Summe, die das Maß alles Vorstellbaren sprengte. Da war die Ausführung, eine Mannschaftsleistung von 16 Männern, die über eineinhalb Jahre hinweg alles generalstabsmäßig durchgeplant hatten, um im richtigen Moment mit einfachen Mitteln einen ganzen Postzug anzuhalten und auszurauben.

Gegen drei Uhr in der Nacht hält ein von Glasgow kommender Postzug vor einem roten Signal bei Sears Crossing nahe der Brigedo-Brücke in dünn besiedelter Gegend. Bis zum Zielort London ist es noch eine gute dreiviertel Stunde. Zwar ist der Stop an dieser Stelle außergewöhnlich, doch Lokführer Mills schöpft zunächst keinen Verdacht. Indessen ist der Zug durch einen Trick angehalten worden: Das grüne Signallicht, das freie Fahrt gegeben hätte, ist durch einen Wollhandschuh verhängt und durch eine rote, von Autobatterien gespeiste Lampe ersetzt worden. Im zweiten Waggon hinter der Lokomotive befinden sich 125 Säcke mit alten Pfundnoten. Es handelt sich um eine turnusmäßige Austauschaktion alter Scheine durch die Bank von England. Wie üblich ist aus Sicherheitsgründen der Geldwaggon zusammen mit vier Beamten bei der Abfahrt von außen verschlossen worden. Zwar befinden sich weitere 75 Postbeamte im Zug, allerdings in einem der hinteren Waggons, sie sind mit dem Sortieren von Briefen beschäftigt. 065

Im Dunkel der Nacht haben sich sechzehn Männer an den vorm Signal wartenden Zug herangepirscht. Sie arbeiten in drei Gruppen. Während die einen Lokführer und Heizer überwältigen, koppeln die anderen unbemerkt den hinteren Teil des Zugs ab. Nun kann die Lokomotive mit dem Geldwaggon davonfahren. 1.200 Meter weiter wird der Rumpfzug von der dritten Gruppe erwartet: Hier überquert die Eisenbahnbrücke eine kaum befahrene Landstraße, der ideale Platz, um von hinten in den Geldwaggon einzudringen – nunmehr ein leichtes Unterfangen. Die Beamten werden überwältigt, alle 125 Geldsäcke in wenigen Minuten auf zwei unterhalb der Brücke wartende Land-Rover und einen Bedford-Laster verladen. Dem Begleitpersonal wird nahegelegt, sich in der nächsten halben Stunde nicht von der Stelle zu rühren; unterdessen rollt das Geld zur etwa 30 Kilometer entfernten Leatherslade-Farm. Diesen Unterschlupf hatte die Gruppe eigens für ihr großes Ding angekauft und mit Feldbetten, Lebensmitteln und Fernseher ausgestattet. Nachdem die Beute gezählt und verteilt worden ist, setzen sich die Mitglieder der Bande mit ihrem Anteil von jeweils knapp 150.000 Pfund ab und tauchen im Großraum London unter.

Posträuber – Deutschlandausgabe Es versteht sich von selbst, daß, wenn die Realität so traumhafte Dimensionen annimmt, Geschichtenerzähler jeg-

licher Couleur angezogen werden. Im vorliegenden Fall gibt es sogar eine spezifisch deutsche Erzähltradition; Popularität gewann »the great train robbery« hier vor allem durch den Film, dessen Titel schon zum geflügelten Wort geworden ist: »Die Gentlemen bitten zur Kasse« von Claus Peter Witt. Es fügt sich ins Bild, daß darin zwei Personen, die seither in der ersten Reihe deutscher Fernsehstars agieren, die Hauptrollen spielen: Horst Tappert und Siegfried Lowitz, *die* deutschen Serienkommissare. In Witts Dreiteiler treten sie noch als Superhirne gegeneinander an: Tappert als Bruce »Major« Reynolds, der Kopf der »Gentlemens League«, und Lowitz als Scotland-Yard-Chef.

Klopft man die Postraub-Story auf ihre fiktionalen Elemente hin ab, so zeigt sich, wie sehr sie das Werk des Journalisten Henry Kolarz ist, der schon im Frühjahr 1964 unter dem Titel »Das Superding« eine 13teilige Serie im *Stern* veröffentlicht hatte (Stern Nr. 13-27, 1964). Kolarz war es auch, der 1966 das Drehbuch zu besagtem Fernsehfilm schrieb. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß er die Rezeption des Postraubs in Deutschland entscheidend beeinflußte – wobei er sich des vorhandenen Bewußtseinsbestands geschickt bediente.

The quality crime: Made in England »Made in England« hatte in den frühen sechziger Jahren in westdeutschen Augen deutlich an Sympathie zugelegt; nicht nur schickten sich zur Zeit der *Stern*-Serie die Beatles an, den internationalen Durchbruch zu schaffen und Swinging London zum Markenartikel zu machen. Auch eine aus der angelsächsischen Literaturtradition erwachsene Spezialität erfreute sich zunehmender Beliebtheit: Die gut gemachte Criminal-Story. Wer erinnert sich nicht an die endlosen Edgar-Wallace-Verfilmungen mit Heinz Drache, an Heinz Rühmann alias Pater Brown, von den Krimi-Altmeistern wie Alfred Hitchcock oder Agatha Christie gar nicht zu reden? Stets transportierten diese Storys auch eine sehr englische Idee, für die es im Noch-Adenauer-Deutschland kein Gegenstück gab: Das perfekte Verbrechen, das sowohl den Reiz des Abartigen in die Wohnstuben deutscher Biedermänner trug als auch auf eine heimliche Weise ihrem bürgerlichen Leistungskodex entsprach. Der Verbrecher, der bei seiner Tat Arbeitsethos zeigt und Wertarbeit abliefert, darf auf besondere Sympathie hoffen, wenn es gewaltfrei und somit stilvoll durchgeführt wird. Bleibt das Verbrechen im Rahmen dieser Spielregeln, sieht sich selbst Scotland Yard zur Respektbezeugung genötigt. Damit ist eine weitere sehr englische Qualität aufgerufen: Sportsgeist, »fair play«.

Gentlemen versus Proleten Aus solchen Zutaten komponierte Kolarz seine Posträuber. Schaut man etwas näher hin, sind sie ihm nur zu Snobs geraten. Wenn im Film einer von ihnen spricht, so geschieht dies stets vor dem Plenum, spricht er die anderen gespreizt mit »Gentlemen« an, als ob man sich im »House of Lords« befände. Schon zu einem Zeitpunkt, als sie noch mittellos sind, da sie sich ihr Betriebskapital für das Husarenstück erst



26

durch einen Überfall am Londoner Flugplatz (Beute: 66.000 Pfund) beschaffen müssen, fahren sie standesgemäß im Rolls-Royce-Konvoi vor. Selbst wenn man einen Raub ausführt, so soll der Fernsehzuschauer glauben, fährt ein echter Gentleman nicht unter Niveau in einem unauffälligen Austin oder Lieferwagen. Gentlemanlike wird am Flugplatz auch die Wachmannschaft mit der Humanwaffe Regenschirm außer Gefecht gesetzt. John Steed und Emma Peel lassen grüßen.

All dies ist natürlich blanker Unsinn, ausschließlich dazu inszeniert, »Gentlemen« vorzustellen. Doch selbst dieses Stilmittel hat Kolarz nicht ausgereicht, und so bedient er sich einer Negativ-Folie und konstruiert innerhalb der Gang einen Klassengegensatz: Auf der einen Seite der Gentlemen-Clan, der allein die Kopfarbeit macht, Verantwortung trägt, gewaltlose Ausführung garantiert und dem es beileibe nicht nur um Geld, sondern immer auch um Distinguiertheit, Sportsgeist, Stilerlebnis geht. Auf der anderen Seite eine dumpfe Proletentruppe, die von den Gentlemen für anfallende Drecksarbeiten schlicht angemietet wird. Zu diesen »fulham-boys« gehört auch Ronald Biggs. Der konstruierte Klassengegensatz hat indessen Methode: Da Kolarz nicht wissen konnte, was nach dem Raub auf der Farm wirklich passierte, kann

25/26 Unterstützt beim Gefängnisbesuch: Biggs' Ehefrau Charmian

er so die Wissenslücke durch spannungsreiche Dialoge auffüllen. Da unternimmt es beispielsweise der »Major« Tappert-Reynolds, den Proleten zu vermitteln, wo's langgeht: »Wenn sie mit uns arbeiten wollen, dann müssen sie sich unserem Stil anpassen.« Natürlich gelingt dies nicht, und so folgen weitere Abmahnungen: »Für Leute wie Sie haben wir eigentlich keine Verwendung!« Doch die fulham-boys werden für das Umstellen des Signals und das Abkoppeln der Waggons, Drecksarbeiten also, sehr wohl gebraucht. Nur hält sich hiervon tunlichst fern, wer ein Gentleman sein soll, denn »das gibt Ränder unter den Fingernägeln, die geh'n nicht wieder raus!«
Nachdem das »große Ding« komplikationslos über die Bühne gegangen ist, läßt Kolarz den sozialen Konflikt zwischen den Gruppen in aller Schärfe aufbrechen. Nun werden die vom »Major« verordneten Verhaltensregeln unterlaufen: Die fulham-boys offenbaren ihre Pöbelherkunft, bewerfen sich mit Geld, zünden den Ofen damit an, spielen Monopoly. Selbst auf die notwendige Ruhepause vor der großen Flucht pfeifen sie. »›Ich wüßte was Besseres als Schlafen‹, dröhnte der vierschrötige Biggs, ›Wir machen mal richtig ein Faß auf!‹ ... Plötzlich hatte Biggs eine Whiskyflasche in der Hand. ›Wo haben Sie die her, Biggs?‹ fragte Reynolds scharf: ›Ich habe doch ausdrücklich verboten, Alkohol mitzubringen.‹ – ›Scheiß drauf!‹ dröhnte Biggs vergnügt und wischte sich mit dem Ärmel seiner Drillichjacke den Mund ab: ›Mit soviel Zaster in der Tasche bin ich mehr als jeder Gentleman.‹« Unweigerlich bleibt der Eindruck zurück: Das im Kern gewaltlose, eben perfekte Verbrechen wurde durch die Beteiligung von zum Pöbel stilisierten Mitarbeitern entweiht und darum letztlich auch aufgedeckt.

Bekenntnisse eines Kleinkriminellen Kolarz' »unüberbrückbare gesellschaftliche Kluft« hat es so niemals gegeben, wenngleich verschiedene Autoren immer wieder von mehreren Londoner Untergrund-Gangs, die für das Postraub-Projekt eine Zweckallianz bildeten, berichtet haben. Herkunft und kriminelle Karriere Buster Edwards (Read 1979, 13ff.) beispielsweise unterscheiden sich kaum von der Ronald Biggs', Vorstadtkriminelle beide, die durch eine lange Reihe von Diebstählen und Einbrüchen polizeibekannt geworden waren. Für seinen Teil hat Biggs seine frühen Jahre ausführlich beschrieben.
1929 als eines von vier Kindern eines Busfahrers geboren, beteiligt sich schon der Zehnjährige regelmäßig an kleinen Ladendiebstählen einer Straßengang. Mit sechzehn steht er das erste Mal wegen Diebstahls vor Gericht. Er wird in ein Erziehungsheim gesteckt, wo er eine Lehre als Anstreicher macht. 1947 geht er freiwillig zur Armee, doch eine Ausbildung als Elektriker bricht er vorzeitig ab, wird wegen versuchter Desertion festgenommen. Er setzt sich mit einem Kumpel von der Armee ab, lebt von Einbrüchen, handelt mit gestohlenen Zigaretten. Er wird verraten und erhält im Februar 1949 sechs Monate Gefängnis, was ihm endgültig die unehrenhafte Entlassung aus der Armee einbringt. Wieder in Freiheit betätigt er sich als Autoknacker, wird erwischt und wandert erneut für zwei Monate hinter Git-

27



ter. Im Knast lernt er Bruce Reynolds, den späteren Kopf der Posträubergang, kennen. Nachdem er im September 1949 entlassen wird, fällt er bald wieder durch Ladendiebstähle auf, wird geschnappt und ins Gefängnis gebracht, von wo ihm zum ersten Mal mit einem Kumpan der Ausbruch gelingt. Draußen schlägt er sich wie gehabt mit Einbrüchen durch, wird gestellt und im März 1950 wegen bewaffneten Raubüberfalls auf einen Buchmacher verurteilt. In der Strafanstalt trifft er Bruce Reynolds wieder; man entdeckt gemeinsame Leidenschaften: Jazz, Hemingway und Steinbeck. 1952 wird Biggs entlassen, sucht Reynolds in Battersea auf, wo dieser zusammen mit einer Barfrau lebt. Ein Jahr später wird er bei einem Unfall mit einem gestohlenen Fahrzeug geschnappt. Diesmal erhält er vier Jahre, wird in das berüchtigte Gefängnis Wandsworth verlegt, von wo ihm dann 1965 sein spektakulärer Ausbruch mit Hilfe einer von einem Möbelwagen in den Gefängnishof herabgelassenen Strickleiter gelingen sollte. Wieder trifft er auf Reynolds, der seinerseits gerade wegen eines Überfalls auf einen Buchmacher einsitzt. 1955 wird Biggs nach Dartmoor verlegt und im Dezember des Jahres entlassen. Biggs zieht zu Reynolds' Freundin und lebt mit ihr, arbeitet einige Zeit als Schreiner, stiehlt ein Fahrrad, bricht in ein Post-Office ein. Als er die 17jährige Lehrerstochter Charmian Powell kennenlernt, gehen beide als Räuberpärchen auf Tour, wobei sie Schmiere steht. Sie werden von der Polizei verfolgt und festgenommen. Die zuvor noch nicht straffällig gewordene Charmian bekommt Bewährung, wohingegen Biggs wieder einmal verurteilt wird, diesmal zu einem Jahr.

069

27 »Die Gentlemen bitten zur Kasse« – dreiteiliger Märchenfilm (Horst Tappert als »Major« Reynolds und Max Conradi als Biggs)

Alte Verbindung – neues kriminelles Leben Nachdem Biggs im Dezember 1959 aus dem Gefängnis entlassen wird, fängt er an, als Schreiner zu arbeiten. Im Februar 1960 heiraten Charmian und er. In diesem Jahr wird Sohn Nick geboren, drei Jahre später Christopher. Vorübergehend scheinen sich die familiären Verpflichtungen stabilisierend auf Biggs' Leben auszuwirken. Er hat einen kleinen Schreinereibetrieb eröffnet und beschäftigt zeitweise sogar einige Angestellte. Da es dem Kleinunternehmer immer wieder an Investionskapital fehlt, besinnt er sich eines Tages auf seinen alten Freund Reynolds und pumpt ihn um 500 Pfund an. Reynolds muß leider passen, weil er alles Bare für einen großen Coup brauche. Bei der Gelegenheit fragt er bei Biggs an, ob der nicht Lust habe, sich daran zu beteiligen. Immerhin sprängen dabei satte 40.000 Pfund heraus. Seine Aufgabe soll darin bestehen, jemanden zu finden, der eine Diesellok fahren kann – für Biggs kein Problem. Er stößt also zu einem Zeitpunkt zur Gang, als diese ihre Vorbereitungen zum Jahrhundertcoup so gut wie abgeschlossen hat (Biggs, 1981, 52). Bruce Reynolds, der zusammen mit Gordon Goody und Buster Edwards zu den Anführern der Bande gehörte, attestierte Biggs denn auch: »He played a very minor part«.

Umgekehrt sollte er sein Leben lang von diesem planvollen Raubzug profitieren – auf eine ganz andere Art freilich als es zuvor angedacht gewesen war. Denn bis dahin war Biggs sowohl als Kleinkrimineller (»I was a very unlucky thief«) als auch als Kleinunternehmer gescheitert – was ihm später in Brasilien nicht anders ergehen sollte. Und mit dem erhofften Geld hatte Biggs zum ersten Mal einen richtig bürgerlichen Lebensplan im Kopf: Nach und nach wollte er es in seinen Schreinereibetrieb stecken. Doch der »dustman«, der die Leatherslade-Farm anzünden sollte, strich nur das Honorar ein und verschwand. Damit aber war auf der Farm nun ein schöner Satz Fingerabdrücke (Biggs' Spuren fanden sich auf einem Monopoly-Spiel) verblieben, so daß Scotland Yard schon sehr bald wußte, wer auf jeden Fall am Postraub teilgenommen hatte. Entsprechend durchschlagend war die Fahndung – innerhalb von 14 Tagen waren die meisten, auch Biggs, gefaßt.

Lösungsmodelle für den Tag danach Das eigentliche Kunststück eines gelungenen Raubs ist nicht die perfekte Durchführung der Tat, sondern die Lebensgestaltung der Beteiligten danach, wenn jeder seine eigenen Flucht-, Geldwasch- und anderen Anstrengungen macht. Da die meisten Bankräuber viel zu sehr auf die reibungslose Durchführung ihrer Tat fixiert sind, ist ihre Öffentlichkeitsarbeit meist unzureichend. Auch Ronnie Biggs war nicht mit PR-Ambitionen zur Gang gestoßen; letztes Endes aber ist aus ihm einer der ganz wenigen Kriminellen geworden, die ein positives und aktives Verhältnis zur Öffentlichkeit aufgebaut haben und es bis heute pflegen – zum Beispiel durch seine »offical website«: http://www.ronniebiggs.com.

Im Rahmen seiner Medienexistenz hat ihm sogar das (nicht nur) von Kolarz konstruierte – obwohl von diesem ihm ja gerade abgesprochene! – Gentleman-Image sehr genutzt.

Vergleicht man die Biographien der Posträuber miteinander, so gibt es vier Varianten einer Lebensführung nach der Tat. Man kann – erste Möglichkeit – gefangen und verurteilt werden, seine Strafe absitzen, um, wie Buster Edwards, in die bürgerliche Gesellschaft zurückzukehren. Als Inhaber eines kleinen Blumenladens empfand er seine Existenz jedoch, gemessen an seiner wüsten Robber-Zeit, als öde: »It's so boring selling flowers«. Seine Frustration war existentiell: Edwards erhängte sich 1994 mit Blumendraht in seinem Laden (Electronic Telegraph, 30.1.1994). Die zweite Variante: Gefangen und verurteilt werden, seine Strafe absitzen, um anschließend wieder in den Untergrund abzutauchen. Diesen Weg wählte Charlie Wilson, der nach seiner Entlassung 1978 schon ein Jahr später in seiner Villa im spanischen Marbella ermordet wurde, weil er vermutlich immer noch einen Teil der Beute versteckt hatte und groß in das Drogengeschäft einsteigen wollte (taz, 26.4.1990). Die dritte Möglichkeit ist ebenso elegant wie unspektakulär: Gar nicht erst gefaßt werden, mit seinem Beuteanteil untertauchen und sich bis ans Ende seiner Tage ein schönes Leben machen. In seiner Biographie berichtet Biggs von drei Mitgliedern der Bande, denen das gelungen sein soll. Diese Chance hatte er selbst nicht, da seine Beteiligung an der Tat bewiesen war und er gefangen, verurteilt und eingesperrt wurde. Selbst nachdem ihm im Juni 1965 die spektakuläre Flucht aus dem Gefängnis Wandsworth gelungen war, war es zu einer einträglichen Medienexistenz als Posträuber a.D. noch ein weiter Weg.

Flüchten und vögeln Über Paris, wo er sich für fast eine halbe Million Mark einer Gesichtsoperation unterzog, floh Biggs im Dezember 1965 nach Australien, lebte unter falschem Namen, ließ seine Familie später nachkommen. Bald war das Geld aus dem Raub aufgebraucht, und so versuchte er erneut in einer bürgerlichen Existenz Fuß zu fassen. Bei Scotland Yard konzentrierte sich inzwischen der gesamte Apparat auf ihn; schließlich war er seit Frühjahr 1968 der letzte noch flüchtige (bekannte) Posträuber – zuvor war auch anderen Bandenmitgliedern die Flucht aus Gefängnissen gelungen – und der meistgesuchte Kriminelle im Königreich. Niemand realisierte noch, daß er nur ein Vorort-Dieb war und »a very minor part« beim Postraub gespielt hatte. So blieb es nicht aus, daß auch das australische Fernsehen ein Bild von ihm zeigte. Nun wurde es für ihn eng und er setzte sich – wieder unter falschem Namen – nach Brasilien ab.

Schon vor seiner Flucht, als er sich in einer Buschhütte versteckt hielt, hatte er damit geliebäugelt, seine Geschichte niederzuschreiben und zu verkaufen. Doch so groß für einen mittellosen Flüchtling diese Versuchung war, sie bedeutete zugleich höchste Gefahr. Deutlich stand Biggs das Beispiel seines Kollegen Jimmy White vor Augen, der, finanziell ebenfalls am Ende, gegen ein Honorar von 50.000 Pfund versucht hatte, die Story seiner Flucht an einen Journalisten zu verkaufen: Schon drei Tage später wurde White aufgrund des in der Illustrierten abgebildeten Fotos erkannt und gefaßt.

Am wohlsten und sichersten fühlte sich Biggs stets in der Obhut und im

Schoß von Frauen. Schon bei seiner Ankunft in Australien hatten ihm Frauen geholfen, und in Brasilien sollte es nicht anders sein: »Ich lungerte vor den Luxushotels herum, immer auf der Suche nach einer erlebnishungrigen Touristin, die mich vielleicht eine Weile lang durchfüttern würde. An einer Hotelbar biß endlich ein Fisch an. Maggie, eine reiche Witwe aus Boston.«
Für das kurzfristige Überleben reichte dies, für eine einträgliche Dauerexistenz nicht. Da er in Brasilien nicht arbeiten durfte, verblieben ihm faktisch nur zwei Möglichkeiten: Unternehmer zu werden oder als (selbst-)darstellender Künstler auf internationaler Bühne bequemes Geld zu machen. Beides hat er immer wieder versucht, aber nur letzteres mit wachsendem Erfolg. Als seine Design-Innenausbau-Firma mit dem abstrusen Namen »Planet Venus« Schiffbruch erlitt und ihn Schulden drückten, schien sich über den Kontakt mit Colin Mackenzie vom *Daily Express* ein Ausweg aus der Finanzmisere zu eröffnen.

Luftschlösser

Sao Paulo/Munkebo. In Brasilien hat im Mai 1997 ein Bankräuber nach Polizeiangaben bei dem Versuch, einen Tresor zu knacken, gleich das ganze Bankgebäude in die Luft gesprengt. Der 32jährige hatte in der Stadt Jaguapita den Banktresor knacken wollen, indem er ihn mit Gas füllte und anzündete, teilte ein Polizeisprecher mit. Die Explosion sei so gewaltig gewesen, daß das Dach des Hauses weggesprengt worden sei. Der Einbrecher wurde durch die Druckwelle quer durch den Raum geschleudert und leicht verletzt.
Ganz ähnliches widerfuhr 1987 zwei männlichen und zwei weiblichen Bankräubern in der dänischen Kleinstadt Munkebo. Über Pfingsten versuchten sie mittels eines Sprengstoffeinsatzes den Nachttresor einer Bank zu knacken. Bei der Dosierung der Sprengladung verließen sich die im Umgang mit Safes als auch mit Dynamit unerfahrenen jungen Leute im Alter zwischen 18 und 24 Jahren auf ihr Gefühl. Das sollte Folgen haben: In der Nacht von Sonntag auf Montag riß eine gewaltige Detonation die Kleinstadtbewohner von Munkebo aus dem
672 Schlaf. Die Fensterscheiben im Umkreis von acht Kilometern sollen vibriert haben. Das Dach der Bank ▸▸

Der Boulevard-Journalist wollte ihm nämlich für 35.000 Pfund seine Story abkaufen, und das Blatt brachte sie auch exklusiv im Februar 1974 unter dem Aufmacher »The Daily Express got to Biggs first«. Geld jedoch erhielt er nie, im Gegenteil brüstete sich der Herausgeber noch: »I am proud of the fact that we got the story and did not have to pay a penny for it.« Natürlich hat Colin Mackenzie die Story mehrfach ausgeschlachtet, beispielsweise in seinem Buch »Biggs, the most wanted man«. Als weitaus fataler stellte sich für Biggs jedoch heraus, daß andere dem Journalistenteam heimlich hinterhergefahren waren: Scotland Yard. Just zu dem Zeitpunkt, als im Hotel Probeaufnahmen mit ihm und einem Model gemacht wurden, stand Superintendent Jack Slipper in der Tür und winkte Ronnie mit Handschellen und einer Rückfahrkarte nach England.
Doch es sollte ganz anders kommen. Zum einen war die Aktion nicht mit dem Innenministerium in London abgesprochen, und Jack Slipper und seine Häscher hatten schon deshalb schlechte Karten. Zum anderen behagte solche Amtsanmaßung mittelmäßiger englischer Beamter den brasilianischen Behörden wenig. Schnell wurde hinter den Kulissen etwas konstruiert, um Biggs dem Zugriff Scotland Yards zu entziehen: Man nahm ihn in »Schutzhaft«, denn Biggs habe gegen Einreisebestimmungen verstoßen.

28



wurde abgehoben. Möbel und andere Gegenstände lagen verstreut auf der Straße. Die Platte mit der Einwurföffnung, in der das Dynamit angebracht war, flog durch die Luft und zerstörte den Lebensmittelladen gegenüber. Am Ende war das Geldinstitut in Schutt und Asche gelegt. Nur der Nachttresor blieb unversehrt. Die Einbrecher wurden eine Woche später gefaßt und mußten zu allem Unbill auch noch erfahren, daß sich zum Zeitpunkt ihres Sprengversuches kein Geld im Tresor befunden haben soll. Mit Luftschlössern ist noch nie jemand reich geworden. **Quellen:** Reuter, 15.5.1997; Die Welt des Verbrechens. Bibliothek erstaunlicher Fakten und Phänomene. Amsterdam 1992. (KS)

Und jetzt trat seine große Stärke auf den Plan: der gut getimte Koitus. Seine brasilianische Geliebte Raimunda war gerade wieder schwanger. Auf Abtreibung wurde unter diesen Umständen weise verzichtet und so hieß es, Biggs sehe Vaterfreuden entgegen. Für den Fall gab es in Brasilien nämlich ein Gesetz: Ein Fürsorgepflichtiger durfte nicht ausgeliefert werden. Von nun an hatte Biggs Narrenfreiheit und konnte endlich im großen Stil an das Werk seiner Selbstvermarktung gehen.

Karrierefinale: Schauspieler eines Posträubers Es ist gleichwohl bemerkenswert, daß Biggs seither mit zwei verschiedenen Kommunikationsstrategien arbeitet. Einerseits gibt er sich reuig, er sei »nicht mehr aktiv« und zielt damit auf seine moralische Rehabilitation. Auch habe er durch seine Flucht und die damit verbundenen Lebensumstände sehr gelitten und den Postraub abgebüßt. Oft und gern formuliert er dabei Kritik an der Praxis des englischen Strafvollzugs, der in keiner Weise geeignet sei, die Wiedereingliederung Verurteilter in die Gesellschaft zu befördern. Im Grunde sei er ein bürgerlicher Mensch und guter Vater,

28 Die vielen Gesichter des Verwandlungskünstlers Biggs

Draußen werden Pläne geschmiedet. Muff aus schwarzen Männerröcken gilt es zu vertreiben oder einfach um bessere Ausbildungsmöglichkeiten an den Universitäten zu streiten. »Sozialistisch« ist wieder ein gefragtes Label. Doch was interessieren diese ewig diskutierenden Jungstudenten. Burkhard Driest hat zehn Semester Jura hinter sich. In drei Wochen geht es an die mündlichen Abschlußprüfungen. So wie es der gutbürgerliche Background in die Wiege gelegt wissen will. Frühling, Mai 1965: Driest zieht los, fährt nach Burgdorf bei Hannover, betritt die örtliche Sparkasse. Seine massive Erscheinung – aknenarbiges Gesicht und ein Meter dreiundneunzig Größe lassen ihn Anfang der 70er Jahre im *Spiegel* zum »Dressman der Subkultur« mutieren – und ein ungeladener Revolver ergeben eine Beute von 5.670 Mark.

Neun Jahre später wird Driest dazu erklären: »Meine Eltern wollten mich zur Klassensolidarität zwingen, Tennis, studentische Verbindungen – dagegen habe ich mich gewehrt. Mein Verhältnis zur Gesellschaft war rundum negativ. Auch in meinem Studium sah ich keinen Sinn, weil ich dieses Recht nicht als gerecht empfand ... Doch damals, drei Wochen vor meinem juristischen Examen, wollte ich einfach das zerschlagen, was ich für ein Bollwerk der Gesellschaft hielt: die Banken.« Er wird zügig gefaßt und zu fünf Jahren Gefängnis wegen schweren Raubes (»hohe kriminelle Energie«) verurteilt. Nach dreieinhalb Jahren in der Strafvollzugsanstalt Celle erfolgt seine vorzeitige Entlassung wegen guter Führung. Burkhard Driest ist dreißig Jahre alt und hat wohl einiges gelernt.

Später macht Driest eine fast unglaubliche Medienkarriere. Nach einem bohèmegemäßen Lebenswandel (Kellner, Fotomodell, Hafenarbeiter – aber eigentlich Schriftsteller, inklusive publicity-trächtiger Randale bei Verlegerparties) erscheint 1974 das »autobiografisch geprägte« Knastbuch »Die Verrohung des Franz Blum«. Der dokumentarisch-schlichte Stil passt in die Zeit und schnell ist eine TV-Verfilmung (Regie: Reinhard Hauff) im Kasten. Gemäß der damals beliebten These vom Gefängnis als Spiegelbild gesellschaftlicher Machtverhältnisse nutzt Driest sein erworbenes Knastwissen, um in der noch übersichtlichen Mediengesellschaft für Furore zu sorgen. Kaum eine Diskussionsrunde oder Talkshow, in der er nicht auftaucht und die von ihm erwartete Rolle als Provokateur und harter Mann spielt.

Burkhard Driest

der Medienmann

Christian Finkbeiner

074

29



29 Romy Schneider zu Burkard Driest: »Sie gefallen mir!« (1974)

Während Uri Geller mit scheinbar übersinnlichen Kräften Gabeln verbiegt, haucht Romy Schneider in Dietmar Schönherrs Talkshow Burkhard Driest an: »Sie gefallen mir! Sie gefallen mir sogar sehr!«. Das Publikum ist gegruselt begeistert. Zur gleichen Zeit etabliert er sich als Drehbuchschreiber und Schauspieler.
Ende der siebziger Jahre verlangt der Medienbetrieb nach neuen Typen. Driest schafft es noch einmal, die Bühne der Aufmerksamkeiten zu erklettern, als ihn die Schauspielerin Monika Lundi beschuldigt, sie vergewaltigt zu haben. Im einem von großem Mediengetöse begleiteten Prozeß in Los Angeles wird er allerdings freigesprochen, weil das Gericht sich mehr für den Lebenswandel Monika Lundis als die Tat interessierte. 1981 outet er sich als orthodoxer Marxist und empfiehlt den damaligen Hausbesetzern die alten Kaderkommunisten als Vorbilder. Heftige Reaktionen und zahlreiche Attacken feministischer Aktivistinnen begleiten die Lesereise zu seinem zweiten Roman »Mann ohne Schatten« und sichern ungewollt seine Präsenz im öffentlichen Diskurs.



Seit Mitte der achtziger ist es eher ruhig um ihn geworden. Eine schwere Krankheit (Hämochromatose = Eisenspeicherkrankheit) ist den Printmedien den einen oder anderen Artikel wert, ansonsten ist Driest nun ein Kulturangestellter unter vielen. Er schreibt weiterhin Romane und Drehbücher fürs Fernsehen. Als Schauspieler gab er zuletzt 1999 einen Polizeipsychologen in der SAT 1-Produktion »Callboy – Jede Lust hat ihren Preis«.

Quellen & Literatur: Der Tagesspiegel, 24.3.1974; Stuttgarter Zeitung, 26.3.1974; Die Zeit, 5.4.1974; Die Welt, 30.5.1974; Frankfurter Rundschau, 27.7.1974; Die Tat, 30.1. u. 18.6. 1976; Stuttgarter Nachrichten, 12.11.1981; Schwäbisches Tagblatt, 20.11.1981; Badische Neueste Nachrichten, 23.11.1981; Bild am Sonntag, 10.11.1985 u. 27.11.1987; Driest, Burkhard: Die Verrohung des Franz Blum. Reinbek bei Hamburg 1974; Driest, Burkhard: Mann ohne Schatten. Reinbek bei Hamburg 1981.

der zwar in seiner Jugend den einen oder anderen Unsinn angestellt habe und auch heute noch gern einen über den Durst trinke, aber nichts lieber täte, als im Kreise seiner Familie einen ruhigen Lebensabend zu verbringen – in Merry Old England natürlich.
Überlagert werden die reuigen Bekenntnisse durch ein völlig konträres Bild: Das des tolldreisten Posträubers, der unterm Zuckerhut das Leben in vollen Zügen genießt und Scotland Yard eine ganz lange Nase dreht – stets schöne Frauen im Arm und das volle Whiskey-Glas in der Hand. Daß dies der Stoff ist, aus dem die Träume von Millionen Kleinbürgern gestrickt sind, weiß Biggs sehr gut, und er bedient sie mit Hilfe der Yellow-Press so gut er kann.
Natürlich lief diese Kommunikationsschiene zunächst bescheiden an. Auf

die Erfolgsstraße brachten ihn die Ereignisse im April 1977: Zufällig trifft Biggs auf einige Matrosen des Kriegsschiffes »Danae« der Royal Navy bei deren Landgang in Rio. Schnell mündet deren Begeisterung über die unvermutete Begegnung mit dem berühmten Landsmann (»Christ! That's fantastic. You are my fucking hero!«) in einen geselligen Umtrunk, der am nächsten Tag an Bord des Schiffes seine heimliche Fortsetzung findet und beim Landgang der Matrosen am Abend darauf in einem Supersaufgelage seinen Höhepunkt erreicht – mit dem Ergebnis, daß die Soldaten Ihrer Majestät das Auslaufen ihres Schiffs am anderen Morgen verpassen und mit einem Hubschrauber hinterhergeflogen werden müssen. Man kann sich heute noch gut vorstellen, wie sehr das Unterhaus tobte. Fortan war den Besatzungen sämtlicher Schiffe der Royal Navy die Kontaktaufnahme mit Biggs strengstens verboten.

Im Rahmen seiner Selbstvermarktungsstrategie war das der endgültige Durchbruch. Nicht nur in England ist Biggs seitdem bekannter als die meisten Politiker. Projekte, wie er sie schon seit 1974 geplant hatte, nämlich mit Pop-Stars Platten zu machen und damit leichtes Geld, ließen sich nun besser realisieren. Gruppen wie die Sex Pistols, deren Stern bereits zu sinken drohte, erkannten die Attraktivität seines Namens, produzierten Aufnahmen wie das »Punk-Gebet mit Ronald Biggs« mit ihm, worin er auch die Zeile röhrt »God save Martin Bormann« (Spiegel 28/1978). Ein anderes Mal wird kolportiert, daß seine Freundin Raimunda in Australien in einer Striptease-Show auftrete, um etwas Startkapital für den mittellosen Ronnie zu beschaffen. Der

wolle, so verlautet, ein Restaurant eröffnen (Spiegel 25/1979). Ein Jahr später ist es zur Abwechslung eine Versicherungsgesellschaft. Einen Werbespruch habe er schon: »Vertrauen sie einem Dieb, um sich gegen Diebe abzusichern« (Spiegel 15/1980). In einem TV-Spot wirbt er 1982 gegen 10.200 Dollar für Brasil-Kaffee. Der schmecke gut, so lacht Biggs in die Kamera, »wenn man auf der Flucht ist wie ich« (Spiegel 29/1982). Wiederum zwei Jahre später landet sein Sohn Mike, inzwischen neun Jahre alt, einen großen Hit mit dem Kinder-Gesangstrio »The Magic Balloon«. Verkauft werden über 1,7 Millionen Platten, für Erzeuger Ronnie fällt ein Gewinn von über 500.000 DM ab. »Durch Mikes Pop-Leben«, so Biggs mit Fürsorgermiene, »ist die Familie reicher und glücklicher geworden« (Spiegel 2/1984). In einer Talks-

30



30 Ehefrau Charmian Biggs erfährt aus Zeitung von Ronnis Verhaftung (1974)

how bekennt er 1986, er sei zwar nicht mehr aktiv, höre aber immer noch gern von gut geplanten Verbrechen, worauf die brasilianische Regierung auf »Verherrlichung der Kriminalität« erkennt und die Ausstrahlung der Show verbietet (Spiegel 27/1986). 1989 tritt er erneut in einem Werbespot auf, eine Auswahl von Sicherheitsschlössern begutachtend. Verschmitzt gesteht er: »Mit diesen Schlössern kann man das Paradies hier so richtig genießen« (Spiegel 36/1989). Natürlich transportieren alle, die mit ihm zusammentreffen, dieses Bild weiter und verstärken es, wie etwa Die Toten Hosen, die 1991 mit ihm einen Song aufnehmen (»Learning English, Lesson One«). Sänger Campino über Biggs: »Der ist sich für nichts zu schade, solange ihm eins erspart bleibt: auf ordentliche Art Geld zu verdienen« (Spiegel 46/1991). 1992, während des UNO-Umweltgipfels in Rio, ist er wieder auf Sendung. Im Radio gibt er fragwürdige Tips für weiße Besucher, wie man sich gegen Überfälle und »diebische Mulattinnen« wappnen könne. Auf die Frage des *Spiegel*-Interviewers, wie er sich selbst hier schütze, antwortet Biggs, offenbar fand er das lustig: »Eine große Hilfe ist mein Rottweiler ›Blitzkrieg‹. Brasilianer haben Angst vor Hunden.« Auf die Nachfrage: »Sind Sie dermaßen knapp bei Kasse, daß sie jetzt den Radio-Job beim Sender Eco annehmen?« kommt die Antwort: »Es gibt kein Geld, ich darf nicht arbeiten, aber in einem Schweizer Restaurant verkaufe ich an Touristen T-Shirts mit Aufdruck: ›Ich war in Brasilien und traf Ronnie Biggs‹« (Spiegel 19/1992). Mitnichten ist Ronald Biggs jemals ein souveräner Posträuber gewesen – aber über die Jahre ist er zum souveränen Schauspieler eines Posträubers herangereift. Längst hat er seine PR-Strategie ausdifferenziert und gibt seinen Fans überall auf der Welt das Futter, das sie brauchen – seinen deutschen natürlich auch. *Bild* am 14.12.1996 über ihn: »Alles futsch – jetzt lebt er von Sauf-Liedern. Die Songs werden aufgenommen, wenn Biggsy mal wieder hackedicht ist.« Biggs zu Bild: »Mein Beuteanteil ging für Flucht, Frauen und Suff drauf. Jetzt lebe ich von Touristen aus Europa. Die kommen zu mir zum Barbecue – kostet 50 Dollar pro Person.« Und – *Bild*-Leser wissen mehr – sein größter Wunsch: »Total frei sein! Und eine blonde, blauäugige Frau, die verrückt nach mir ist! Am liebsten eine Deutsche. Die sind am nettesten. Und sie können gut kochen.« Über eine solche Herrin würde sich bestimmt auch Rottweiler »Blitzkrieg« tierisch freuen.

Quellen & Literatur

Biggs, Ronald: His own Story. London 1981.
Kellner, Hedwig: Die Posträuber-Methode. Erfolgsstrategien für Selbst- und Projektmanagement. München 1996.
Kolarz, Henry: Das Superding (Reportage). In: Stern Nr. 13-27. 1964.
Mackenzie, Colin: Biggs, the most wanted Man. London 1978.
Read, Piers Paul: Die Posträuber. München 1979 (Orig.: The Train Robbers. London 1978).

Biggs, Ronnie: The official website. URL: http://www.ronniebiggs.com.



»Ich wollte ein edler Räuber sein« – die Kimmel-Bande, ein Pfälzer Mythos

Thomas Billy Hutter

AL CAPONE DIESER LÜMMEL | KOMMT AUS LAMBRECHT | UND HEISST KIMMEL.
Kinderreim, sechziger Jahre

»Bis zu ihrer Festnahme sind die Bandenmitglieder wie ein Rudel reißender Wölfe fast Nacht für Nacht über die Pfalz hergefallen. (...) Sie überlegten bald nicht mehr, wo sie einbrechen sollten, sondern wo sie noch nicht eingebrochen hatten.« So heißt es im Strafantrag der Staatsanwaltschaft im Prozeß gegen die »Kimmel-Bande«, deren Mitglieder im September 1962 und Februar 1963 zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt wurden.

Die Geschichte, die zu erzählen sein wird, beginnt in der Gemeinde Lambrecht, einer in den sechziger Jahren etwa 2.500 Einwohner zählenden Ortschaft im Pfälzer Wald. Lambrecht bildet für die umliegenden Dörfer ein kleines industrielles Zentrum, in dem die Textil- und Papierindustrie dominiert. Es liegt in einem von Burgruinen beherrschten, schmalen Tal, das von Neustadt/Weinstraße nach Kaiserslautern führt und einer der traditionellen Verbindungswege zwischen der Rheinebene und dem Pfälzer Hinterland, dem Saarland und Frankreich ist. Die Burgen, Dörfer und Berge heißen hier Wolfsburg, Frankenstein und Totenkopf. Um eine bestimmte Stimmung weiterzutreiben, könnte der Wald als dunkel und dicht beschrieben werden,

voller Wurzeln, Dickicht und Unterholz. Es könnte die Rede sein von »Jäger und Wild«, vom »in den Wald gehen«, vom Wald, dessen »strahlendste Gestalt der Räuber ist« (Meise 1986).
Die Geschichte der »Kimmel-Bande« und des »Al Capone von der Pfalz« ist die Geschichte einer regionalen Legende. Legenden haben die Eigenschaft von Schwämmen oder, um im Wald zu bleiben, von Moos. Sie saugen sich voll. Jeder Text, auch wenn er die Absicht der Dekonstruktion enthalten sollte, trägt zu ihrer Fortschreibung bei.

Learning by doing Den ersten Panzerschrank transportieren sie mit einer Sackkarre ab und vergraben ihn in einem nahegelegenen Garten, um zu warten, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Zum Heben des Schatzes kommt es aber nicht, der Tresor mit 20.000 Mark Bargeld wird vorher gefunden. In Lambrecht bildet sich Mitte der fünfziger Jahre eine Clique um den Tuchweber Bernhard Kimmel; ein halbes Dutzend nicht eben angepaßter junger Männer um die zwanzig, »halbstark« wird das damals genannt, dabei manchmal auch Kimmels Freundin Tilly Dohn. Fast alle sind sie in Lambrecht und Umgebung als Arbeiter, Fahrer, Vertreter beschäftigt. Das Monatseinkommen eines Tuchmachers beträgt zwischen 500 und 600 Mark. Die Gruppe macht zunächst kleinere Einbrüche und Diebstähle, bei denen Lebensmittel, Alkohol und Zigaretten herausspringen. Die Legende 079
berichtet auch von Waffenfunden und Waffenspielereien im Pfälzerwald. Im März 1945 waren die Armeen Nazi-Deutschlands auf ihrer Flucht zum Rhein durch den Wald gezogen. Überall sollen Handgranaten und vergrabene Munition lagern.
Bald steht ihnen der Sinn nach mehr.
Vom 24. Oktober 1957 bis 7. Januar 1961 verübte die Bande 187 erfaßte Straftaten, darunter 45 Panzerschrankdelikte. Zielobjekte waren überwiegend ländliche Sparkassen, Raiffeisenbanken und Genossenschaftskassen. Die Objekte sind schlecht gesichert, es ist die Zeit vor den Überwachungskameras, selbst Alarmanlagen sind in den Dörfern noch kaum verbreitet. Die Beute hält sich in Grenzen, insgesamt fallen ihnen nicht einmal 150.000 Markin die Hände. Da der große Coup ausbleibt, muß Masse die Klasse ersetzen. Die Aufreihung der Tatorte liest sich bald wie eine Landkarte Rheinhessens und der Pfalz: Weyer 4.200 Mark, Niederflörsheim 8.700 Marl, Hainfeld 12.000 Mark, Burrweiler 4.200 Mark, Ingenheim 11.000 Mark.
Je nach Lage der Dinge wird aufgeschlossen, aufgebrochen, gebohrt und geschweißt. In der Gruppe entwickelt sich eine gewisse Arbeitsteilung. Es gibt den Fahrer, den Schweißer, den Kraftmenschen. Bernhard Kimmel ist der Mann mit den Ideen,

31 Bernhard Kimmel in Polizeibegleitung im Pfälzer Wald (1963)

der den Laden zusammenhält: »Die anderen haben mich in den Himmel gehoben. Ich bin ein halber Gott für sie gewesen«. Seine Aufgabe ist der Umgang mit Schlössern und Schlüsseln. Die anfänglichen Schwierigkeiten in der Arbeitsweise werden rasch beseitigt und die Polizei nennt die Reihenbohrungen im Metall der Tresore schließlich »saubere Facharbeit«.

»Es waren Entwicklungs- und Erfolgstäter besonderer Art, die einen unwiderstehlichen Hang zum Verbrechen hatten, einen fast psychopathischen Geltungstrieb. Die Bande vervollkommnete ständig ihre Arbeitsweise. Rasche Erfolge verleiteten sie dazu, immer größere Objekte in Angriff zu nehmen. Die notwendigen Werkzeuge verschafften sie sich teils durch Kauf, teils durch Diebstahl. Über die Methoden des Diebstahls und Geldschrankknackens informierte sich Kimmel zuvor an Hand von Film, Funk, Fernsehen und Literatur. ... Dabei ging es der Bande, speziell Kimmel, gar nicht immer um die große Beute, sondern um den Reiz, Erfolg zu haben. So gelang es Kimmel eines Tages, mit einem selbstgebastelten Dietrich den Panzerschrank einer Schuhfabrik zu öffnen. Obgleich darin kein Bargeld zu finden war, bezeichnete Kimmel dies als seinen größten Erfolg« (Sinn 1984, 194).

Probleme mit den Ordnungshütern gibt es kaum. Ein einziges Mal müssen sich zwei Bandenmitglieder nach einem Einbruch aus einem die Bergstraße herabrollenden Wagen, das Starten des gestohlenen Fahrzeugs war nicht gelungen, in den Wald werfen, weil eine Polizeistreife auftaucht. Trotzdem sind immer Waffen im Spiel. Am 12. März 1959 überfallen sie eine französische Militärwache und erbeuten eine Maschinenpistole. Der Überfall wird ihnen in bestimmten Kreisen Sympathie eingebracht haben, die französischen »Besatzer« sind nicht beliebt im Pfälzerwald. Im Sommer 1959 experimentieren sie mit Sprengstoff, um eine elegantere Methode des Tresorknackens zu entwickeln. »Ein richtiger Schränker kommt mit der Aktentasche«, sagt Kimmel im Prozeß.

Im März 1960 gelingt ihnen der größte Coup. Nicht in einer Bank, in einem Kaufhaus in Neustadt stoßen sie auf Lohngelder in Höhe von 37.000 Mark. Ende 1960 steigern sie ihre Aktivitäten noch einmal, in die Monate November und Dezember fallen sieben Raiffeisenkassen-Brüche. In einer einzigen Nacht werden in drei verschiedenen Ortschaften drei Tresore aufgeschweißt.

Legenden Zu diesem Zeitpunkt ist der Öffentlichkeit die Existenz der Gruppe nicht bekannt. Wir werden später sehen, daß der Bandenmythos durch wenige Ereignisse, die in einen kurzen Zeitraum fallen, zusammengefügt wird. Diese Ereignisse bilden die Rahmenkonstruktion einer Legende, die durch Aussagen vor Gericht und in teilweise viele Jahre später gemachten Interviews sowie durch Hunderte von Presseberichten unterschiedlicher Qualität aufgefüllt wird.

Im Prozeß vor dem Landgericht in Frankenthal geben die meisten der Angeklagten neben materiellen Gründen auch Abenteuerlust und Romantik als Beweggründe für ihr Handeln an. »Wir holen's bei den Reichen«, sei die

Devise gewesen. Bernhard Kimmel formuliert: »Ich wollte ein edler Räuber sein.« Er selbst stellt vielfach den Bezug zu Johannes Bückler, dem Schinderhannes her, von dem ihm der Großvater immer wieder erzählt habe. Der dabei mitschwingende Ton, den Reichen nehmen, den Armen geben, reduziert sich auf wenige Erzählungen: Ein an die Tür eines Tagelöhners gehängtes gewildertes Reh. In Vorgärten verstreutes Münzgeld nach dem gelungenen Kaufhauseinbruch in Neustadt.

Etwas mehr Dichte enthalten die Erzählungen, die das Verhältnis der Gruppe zur Polizei beschreiben. Darunter fallen ablenkende Anrufe bei Gendarmerie-Stationen vor einem Coup ebenso wie häufig variierte Berichte über provozierende Hinterlassenschaften in geöffneten Panzerschränken. Da ist von einem Spielzeugtresor aus Plastik die Rede, von einer Schaufensterpuppe, von Zuckerhäufchen, von Sinnsprüchen (»Darauf einen Dujardin!«) und einem Zehnmarkschein mit zugehörendem Zettel »für die Polizei«.

Der Bereich der Legende wird verlassen, wenn es um die zahlreichen Erddepots der Gruppe geht, in denen Waffen, Werkzeuge und Beute lagerten und die sich ohne Zweifel durch besondere Originalität auszeichnen. »Die Verstecke waren auf das bergige Waldgebiet in der Nähe Lambrechts verteilt und außerordentlich gut getarnt. Große und kleine Milchkannen, erstere mit 40 Liter Fassungsvermögen, waren tief in den Boden versenkt. Die Kannen waren ringsum von einem Lager kleiner Steine eingefaßt, damit die Feuchtigkeit schnell absinken konnte, und am Deckelrand mit Wachs abgedichtet. Das Versteck war jeweils mehr als Spaten tief mit Erde abgedeckt, auf der ein schwerer Felsblock lagerte, für dessen Beseitigung die Kräfte zweier Polizisten erforderlich waren. Die Konstruktion dieser Depots muß in jedem Falle als Musterarbeit bezeichnet werden, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.«[1]

1 Alle nicht näher gekennzeichneten Zitate aus »Die Rheinpfalz«, Ludwigshafen, Jg. 1961-1963. Der Heimatforscher Bernhard Wadle-Rohe stellte mir freundlicherweise seine umfangreiche Materialsammlung zum Fall Kimmel zur Verfügung.

Von der Totenkopfhütte zur Hellerhütte Am Silvesterabend 1960 ziehen vier Mitglieder der Gruppe, Bernhard Kimmel, Tilly Dohn, Benno Kratz und der 20jährige Lutz Cetto durch den Wald bei Lambrecht. Nach einer verfrühten Silvesterknallerei mit scharfer Munition brechen sie zunächst in die Jakobshütte, dann, im übrigen nicht zum ersten Mal, in die Totenkopfhütte ein, dort wird gegessen und getrunken. Der Jahreswechsel wird schließlich zu einem wüsten Fest, Geschirr und Möbel werden zerschlagen, die Hütte zuletzt in Brand gesetzt.

Gegen vier Uhr morgens machen sie sich zur zwei Kilometer entfernten Hellerhütte auf. Dort haben Mitglieder des Pfälzerwald-Vereins gefeiert. Vor der Hütte kommt es zu einem Zusammenstoß

Martin Cahill

»the General«

Kees Stad

Martin Cahill aus Dublin war zweifellos der bekannteste Nachkriegsräuber Irlands. Er erbeutete mit seinen Mitarbeitern gigantische Beträge, arbeitete sehr einfallsreich und konnte es nicht lassen, die Behörden zum Gespött zu machen. Daher ist es nicht verwunderlich, daß es schon drei Filme über sein Leben gibt. Nicht die Polizei, die ihn sein ganzes Leben lang verfolgte, bereitete 1994 seinem Leben ein Ende, sondern die IRA. Auch wenn Cahill mit seiner Bande eine ganze Reihe von Tresoren und Geldtransportern ausräumte – oft mit einer Beute von mehr als einer Million Pfund –, war er nicht nur ein Bankräuber. Der Überfall auf einen Juweliergroßhandel 1983 war sein größter Erfolg, aber am meisten Aufsehen erregte 1986 wohl der Raub von Gemälden aus einem Landhaus. Die Gemälde, darunter ein Vermeer, wurden von der IRA im Austausch für Gefangene angeboten. Dieser Versuch scheiterte. Angeblich soll Cahill später mit dem protestantischen Todesschwadron Ulster Volunteer Force UVF Geschäfte betrieben haben, was nach Meinung einiger der Grund für den Beschluß der IRA gewesen sein könnte, mit ihm abzurechnen. Andere wiederum vermuten, daß die unmittelbare Konkurrenz im Drogenhandel sein Todesurteil gewesen sei.

062

Cahill kümmerte sich nicht um den politischen Streit in Irland. Die IRA, die nach einem Überfall von ihm einen Teil der Beute verlangte, wimmelte er ab – wenn sie so dringend Geld bräuchten, sollten sie doch selber arbeiten. Der Cineast John Boorman, der 1998 den Film »The General« über Cahill drehte und mit dessen Schwester sprach, behauptete, Cahill habe die IRA als eine der herrschenden Institutionen nachgebildete Organisation angesehen. Für den Anarchisten Cahill unterschied sie sich nicht vom Rest der Gesellschaft. Oona, seine Schwester, erzählte, daß er davon überzeugt gewesen sei, daß die Gesellschaft korrupt ist und der Kapitalismus auf Diebstahl basiere.

Wegen seiner Erfindungsgabe und seiner Fähigkeit die Gegenseite bis zur Weißglut zu reizen, genoß Cahill in der irischen Öffentlichkeit große Sympathien. Zu seinem Standardrepertoire gehörte das Zurücklassen auffälliger Visitenkarten wie zum Beispiel Mickey Mouse-Unterhosen. Außerdem provozierte er die in Irland mächtige katholische Kirche, weil er keinen Hehl aus der Tatsache machte, daß er mit zwei Frauen zugleich zusammen-

32



32 Martin Cahill bevorzugte Mickey Mouse-Motive

wohnte und auch noch mit beiden Kinder hatte. Einige Zweifel scheinen aber an seinem Robin Hood-Image angebracht. Der begeisterte Taubenzüchter verleugnete zwar niemals seine Herkunft aus ärmlichen Verhältnisse, verschenkte auch Geld und klaute nur von den Reichen. Ungeachtet dessen behielt er das meiste für sich selbst. Selbst wenn er übermäßige Gewalt bei Überfällen sorgfältig vermied, zeigte sich auch Cahill gegenüber abtrünnigen Mitarbeitern knallhart.
Nachdem Boormans Film 1998 einen Oscar für Regie erhielt, erhielt seine Popularität in Irland posthum einen weiteren Schub. Man war sich einig, daß dieser Schurke auf seinem Gebiet ein großer Fachmann gewesen war. Selbst hohe Polizeibeamten mußten dies zugeben.
Die Hauptperson konnte zu dem ganzen Medienrummel nichts mehr beisteuern. Hätte er nur nicht im August 1994, am Tag bevor der Waffenstillstand bekannt gemacht wurde, mit seinem Renault an einer Ampel gehalten, wo ihm ein Schütze der IRA vier Kugeln in den Leib jagte ...



Quellen & Literatur: Williams, Paul: The General. Godfather of Crime. Dublin 1995; Filme: The General. Regie: John Boorman, 1998; Vicious Circle. Regie: David Blair, BBC 1999; Ordinary Decent Criminal. Regie: Thaddeus O'Sullivan, 2000.

zwischen der Gruppe um Kimmel und eben aufbrechenden Gästen. Im Laufe der Auseinandersetzung, die im Detail nur schwer rekonstruiert werden kann, fallen Schüsse. Lutz Cetto tötet dabei durch drei Treffer den Hüttenwart Karl Wertz. Die Bande flüchtet in den Wald.
»Die Polizei schenkt unter anderem auch der Tatsache Beachtung, daß an den vergangenen Feiertagen in Lambrecht und auch in Wachenheim der Film ›Al Capone‹ lief. Wie gestern schon berichtet wurde, hat der vermutliche Hauptverantwortliche für die Untat auf der Hellerhütte einen Angehörigen des Hüttendienstes mit dem Zuruf bedroht ›Al Capone, sieben Meter Abstand!‹ Al Capone war seinerseits der berüchtigte amerikanische Gangsterkönig.«
Danach ist alles anders. Die Ereignisse überschlagen sich. Sechs Wochen lang steht die Pfalz auf dem Kopf. Während die reale Geschichte der Gruppe mit dem Toten auf der Hellerhütte rasant ihrem Ende zugeht, ist die »Al Capone-Bande« eben geboren worden. Was jetzt geschieht, geschieht in der Öffentlichkeit.

Schundliteratur Samstag 7. Januar 1961. In Neustadt an der Weinstraße findet auf Grund der Ereignisse in der Silvesternacht eine Demonstration statt, zu der der Neustadter Stadtjugendring, dem auch die Jugendabteilung des Pfälzerwald-Vereins und die Naturfreunde angehören, aufruft. Die Demonstration hat das Anliegen, die Jugend vor dem verderblichen Einfluß von Kriminalfilmen zu schützen. Zeitgenössische Photographien zeigen Transparente mit der Parole »Weg mit der Schundliteratur«.

Die Erregung in der Bevölkerung und unter den Demonstranten wird gesteigert, als am Vormittag ein weiterer Zwischenfall bekannt wird, der sich in der Nacht von Freitag auf Samstag im Neustadter Stadtteil Haardt ereignet hat. Die Kimmel-Bande hatte zu Recht befürchtet, daß sich die Fahndung auf Lambrecht konzentrieren würde und ein reichlich merkwürdiges Ablenkungsmanöver geplant. Zu Fuß waren sie am späten Abend durch den Wald nach Neustadt/Haardt gewandert und bewaffnet und mit Kapuzen verkleidet in die Schankstube der Gastwirtschaft »Deidesheimer« eingedrungen. Dort feuerten sie unter dem Ruf »Hier Al Capone« mehrere Schüsse ins Mobiliar und suchten das Weite. »Ich schoß zuerst in die Christbaumecke, dann gab ich vier bis fünf Schüsse in Richtung eines vertikoähnlichen Möbelstückes ab, das ich damals nicht als Klavier erkannte.«

Im Verlauf der kommenden Woche äußern sich auch die Repräsentanten des Pfälzer Volkes. »Al Capone-Film« und Realität werden noch enger zusammengerückt. Die Legende erfährt ihre parlamentarische Aufwertung, wird institutionell geweiht.

0884 Die Ortsgruppe Maikammer des Pfälzerwald-Vereins schreibt an Ministerpräsident Peter Altmeier (CDU) : »Man könne aber eine Ähnlichkeit der Al Capone Taten feststellen mit Szenen aus Filmen und Schmutzliteratur. Gangsterfilme müßten deshalb verboten und der Vertrieb von Schmutzliteratur eingestellt werden. In kleinen und mittleren Orten seien Nachtvorstellungen von Verbrecherfilmen zu untersagen. Wenn Kraft Gesetzes Jugendliche nicht länger als 40 Std. arbeiten dürften, dann müsse es auch Kraft eines Gesetzes möglich sein, die Jugend vor dieser »falschen Kultur« zu bewahren. Der Ministerpräsident wird gebeten dafür zu sorgen, daß »in unserer Heimat und in unserem Wald der Friede und die Ruhe wieder einkehren.« Die SPD-Abgeordneten Karola Dauber und Fritz Volkemer weisen in einer »Kleinen Anfrage« im Mainzer Landtag darauf hin, daß die »wilden Schießereien bewaffneter Banditen« ihre Ursachen in verderblichen Filmvorführungen hätten. Der Landesverband der Rheinland/Pfälzischen Filmtheaterbesitzer sieht sich in seiner Existenz bedroht und kontert: »Es gehe nicht an, so erklärte Landesverbandsvorsitzender Otto Ackermann, daß die bedauerlichen Verbrechen der Neujahrsnacht in der Pfalz zum Anlaß genommen würden, einen ›Rachefeldzug‹ gegen den Film zu starten. Es habe vielmehr den Anschein, als wolle man für die Verbrechen einen Prügelknaben finden. Die flüchtigen Bilder von Kriminalfilmen, meinte Ackermann, blieben bei der Jugend längst nicht so haften wie die Sätze der oft nachts im Bett verschlungenen Kriminalhefte. Ackermann sagte, es sei nach seiner Ansicht empfehlenswerter, den Jugend-

33



lichen weniger Geld in die Hände zu geben, damit sie nicht in betrunkenem Zustand gegen die Gesetze verstoßen.«

14 Tage später werden die meisten Mitglieder der »AL Capone-Bande« festgenommen. Nur dem 22 Jahre alten Matrosen Bruno Veit gelingt die Flucht ins Ausland, er wird später auf der Pazifikinsel Guam verhaftet. Die Polizei hatte, in einer Art früher Rasterfahndung, systematisch alle männlichen Einwohner Lambrechts überprüft; dabei war unter anderem der luxuriöse Lebensstil einiger junger Männer aufgefallen. Am 27. Januar 1961 veröffentlicht die *Rheinpfalz* ein Foto mit zwei Fahrzeugen, die Tatverdächtigen gehören, darunter ein VW Käfer-Cabriolet mit einem Anschaffungspreis von 5.990 Mark: »Da die Festgenommenen unseren Informationen zufolge aus Arbeiterkreisen kommen, stellt sich zumindest die Frage, woher sie das Geld zum Erwerb und zum Halten derart teurer Fahrzeuge hatten.« 085

Flucht und Ausnahmezustand Unmittelbar nach den Verhaftungen beginnt die Rekonstruktion der Bandengeschichte. Kriminalistisch können Delikte zugeordnet, journalistisch kann eine Geschichte chronologisiert werden. Ehe aber endgültig Licht ins Dunkle gebracht wird, wird noch einmal etwas im Wald verborgen.

Donnerstag 9. Februar 1961. Die Ermittlungen im Fall »Al Capone« sind mittlerweile in die Hände der Ludwigshafener Kriminalpolizei übergegangen. Im Wald ist ein Lokaltermin angesetzt wor-

33 Demonstration in Neustadt an der Weinstraße gegen »Schundliteratur« (1961)

den. Kimmel bietet sich an, ein Waffenversteck (Milchkanne) aufzudecken, wenn ihn seine Verlobte Tilly Dohn, von der Presse mittlerweile »Revolver-Tilly« genannt, begleiten darf. Am Lambrechter Brechloch gelingt beiden eine spektakuläre Flucht.

In dieser für die Ordnungskräfte ziemlich peinlichen Szene betritt ein neuer Akteur die Bühne des Geschehens, dessen Namen wir uns merken müssen: Dr. Georg Fleischmann, der Leiter der Ludwigshafener Kripo.

Die Flucht trägt viel zum Ruf Kimmels als »edler Räuber« bei. Damit er Tilly seinen Mantel geben kann — es ist kalt im Pfälzerwald — werden ihm die Handfesseln gelöst. Kurze Zeit später springt und rollt er einen zwölf Meter hohen Abhang hinunter und taucht kurz darauf mit einer Maschinenpistole (Milchkanne) wieder auf. Nach mehreren Salven in die Luft und kurzem, erfolglosem Gegenfeuer von Kriminalrat Fleischmann verschwindet das Paar im Gehölz.

»Hoffentlich wirst Du Millionär«

Mannheim. Bevor Kurt Schuler und Brian M. Cowell von einem Schwurgericht für einen gemeinschaftlich begangenen Mord im Rahmen eines Bankraubs in Mannheim am 16. August 1957 zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurteilt wurde, hoffte die Mutter Schulers auf einen glücklichen Ausgang. Die Frage der Tageszeitung *Die Welt*, »wie zwei junge Männer aus gutem Hause plötzlich dazu kommen, mit Gewalt Geld zu rauben und rücksichtslos jeden niederzuschießen, der sich ihnen in den Weg stellt« beantwortete ihr Rechtsanwalt: »Das Abenteuer der bürgerlichen Gesellschaft von heute ist das Verbrechen«. Er bezeichnete die Tat als ein »Stück trauriger Zeitgeschichte«. Schuler selbst meinte: »Die Sprache des Geldes ist international.« Das hatte auch seine Mutter verstanden: »Mit Händearbeit wird keiner reich. Wenn das so wäre, dann wären wir steinreich. Hoffentlich wirst Du Millionär. Du bist ja unsere ganze Hoffnung ...« Springers *Welt* sah daraufhin den fordistischen Klassenkompromiß ideologisch gefährdet und hoffte, daß die zitierten Stellen »ein wenig hart aus dem Zusammenhang gerissen sind«. **Quelle:** Die Welt, 13.11.1957. (KS)

Jetzt ist das Pfälzer Land endgültig in Aufruhr. Eine Großfahndung wird eingeleitet bei der, nach der dominanten Version der Legende, 1.000 Polizisten im Einsatz sind. Andere Stimmen sprechen von 250 oder 150 Beamten. »Lambrecht glich einem Heerlager und vornehmlich das Rathaus weckte Erinnerungen an Kriegszeiten, in denen in brenzligen Situationen der Generalstab pausenlos beriet, während draußen auf der Straße mit Karabinern bewaffnete Eingreifreserven auf das Einsatzkommando warteten, motorisierte Kuriere hin und her jagten und bewaffnete motorisierte Einheiten auf den Landstraßen patrouillierten.« In der Pfalz werden rote Fahndungsplakate angeschlagen. Die Belohnung für Hinweise die der Ergreifung Kimmels dienen, wird auf 5.000 Mark festgesetzt.

Sonntag 12. Februar 1961. Lautsprecherwagen der Polizei warnen die Bevölkerung der ganzen Gegend, »den beiden Flüchtigen Unterkunft, Verpflegung oder andere Art von Hilfe und Unterstützung zu gewähren«. Diese Warnung läßt es zu, die Frage nach Akzeptanz und Mitwisserschaft aufzuwerfen. Der Legende nach soll so mancher während der Polizeifahndung diese Volksweise gesummt haben: »Wie bist du schön, du Pfälzerwald, | die Kripo rennt, Capone knallt!« Lambrechts Stadtrat widerspricht zwei Jahre später empört einer »in Hamburg erscheinenden Zeitschrift«, die behauptet hatte, »solange



Al Capone nur Tresore knackte, war man bereit ein Auge zuzudrücken ... Erst als die tödlichen Schüsse gefallen waren, wandte sich Lambrechts öffentliche Meinung gegen die Bande.« Im Mikrokosmos einer 2.500-Seelen-Gemeinde bleibt wenig geheim, ein sicheres Versteck finden die Flüchtigen jetzt nirgends. Es bleibt der Wald. Die Jagd dauert vier Tage, dann stellen sich die beiden vollkommen erschöpft in der Wohnung eines Bekannten der Polizei.

Edler Räuber — böser Polizist Sind die Schuldigen gefunden, schreit das Volk nach Rache. In den Leserbriefspalten der Lokalpresse tönt unter der Überschrift »Wir fordern die Todesstrafe!« ein gewisser A. R.: »Ich bin und war kein Nationalsozialist. Aber ich wünsche unserer Jugend einen Arbeitsdienst, wo sie ihre überschüssigen Kräfte an nützlichen Objekten austoben kann.« Gute Erinnerungen an die schöne Zeit hat auch der Kollege des getöteten Hüttenwarts Wertz. Hüttenwart Jahraus, seit 40 Jahren im Pfälzerwald-Verein aktiv: »Einbrüche seien in der Geschichte der Hellerhütte erst nach dem Zweiten Weltkrieg zu verzeichnen

34 Bernhard Kimmel und Tilly Dehn vor Gericht (1963)



gewesen. Bezeichnenderweise habe sich in den Jahren vor dem Krieg und während des Krieges nichts derartiges ereignet.« Der deutsche Mann hatte in den Jahren vor dem Krieg und während des Krieges denn auch anderes zu tun. Was genau, will in der Adenauer-Ära niemand wissen. In Frankfurt kommen in diesen Tagen die Ermittlungen zum Auschwitz-Prozeß nur sehr mühsam in Gang. Der Bezug mag an dieser Stelle zunächst konstruiert klingen. Aber der Kreis schließt sich.

Im Dezember 1963 wird in der Pfalz ein Flugblatt der Kreisleitung der 1956 verbotenen KPD verteilt, in dem auf die Verhaftung des Leiters der Ludwigshafener Kriminalpolizei Dr. Georg Fleischmann, wir erinnern uns, aufmerksam gemacht wird. Unter dem Titel »Wem die Stunde schlägt« heißt es: »Dr. Fleischmann hatte während des 2. Weltkrieges im Range eines SS-Hauptsturmführers im Stab der sogenannten Einsatzgruppe B an Judenerschießungen in der Sowjetunion teilgenommen. Besonders 1941 bei Smolensk ist er aktiv in Erscheinung getreten. Schon 1940 war er im Reichssicherheitshauptamt mit der Ausbildung und Schulung der Gestapo und SS-Mörder beschäftigt« (KPD 1963). Die Legende will wissen, Fleischmann sei durch seine plötzliche Popularität im »Fall Kimmel« erkannt worden. Im Berliner Einsatzgruppen-Prozeß als Zeuge geladen, hatte er schon im Juni 1962 versehentlich die Hand zum »deutschen Gruß« gehoben. Im Kimmel-Prozeß fehlt er wegen Krankheit. Der Kriminalrat wird wegen der Beteiligung an der Ermordung von mehreren tausend litauischen und ukrainischen Juden verurteilt.

2 Kimmel schildert die Begegnung mit dem Mörder fast amüsiert («Den haben sie auch gekriegt»). In meiner Vorstellung überlappt sich dieses Zusammentreffen mit einem anderen, das Lutz Taufer (RAF) in »Odranoel« beschreibt (PIZZA 1992). Auf einem Gang der JVA Schwalmstadt trifft Taufer 1978 — auch Kimmel wird dort drei oder vier Jahre später auftreten — auf die Auschwitz-Mörder Kaduk, Klehr und Erber. Kimmel, Jahrgang 1936, unpolitischer Räuber, nutzt die Begegnung mit dem Täter dazu, sein eigenes kriminelles Handeln zu relativieren — Lutz Taufer, 1944 geboren, politischer Kämpfer, sieht durch die Begegnung sein Handeln legitimiert.

Im Gefängnis Diez an der Lahn trifft Kimmel auf einen Mitgefangenen, der sich als Chef dieses Fleischmann entpuppt und sich ebenfalls gut an die Tresorknackerbande erinnert: Kriminaloberrat Dr. Georg Heuser, ehemals SS-Hauptsturmführer und nach dem Krieg Chef des Landeskriminalamtes Rheinland/Pfalz, verurteilt wegen der Beteiligung an der Tötung von über 11.000 jüdischen Menschen im Raum Minsk.[2]
Schweigen im Wald.

Al Capone wird wieder verfilmt 1962/63 sind sieben Mitglieder der »Al Capone-Bande« verurteilt worden. Während der Prozesse sind die Freundschaften zerbrochen. Die höchsten Strafen haben Kimmel (14 Jahre) und Lutz Cetto (lebenslänglich) erhalten. Cetto begeht später Selbstmord. Bernhard Kimmel wird 1970 vorzeitig aus der Haft entlassen. Der Regisseur Peter Fleischmann (»Jagdszenen in Niederbayern«), ebenfalls ein Pfälzer, verschafft ihm einige Jobs bei seinen Projekten, mal kann er als Beleuchter, mal als Schauspieler mitwirken. In »Das Unheil« spielt er einen Bundeswehrdeserteur. Fleischmann beginnt mit einer bemerkenswerten Langzeitdokumentation, die unter dem Titel »Al Capone aus der Pfalz« in den 80er Jahren gesendet wird. Kimmel wird zu einer exotischen Berühmtheit, die Illustrierten greifen seinen Fall wieder auf. Es entsteht auch ein Spielfilm »Al Capone im deutschen Wald« (ARD 1973), in dem Rainer Werner Fassbinder eine Nebenrolle spielt.
Auch die Polizei arbeitet zu dieser Zeit kräftig an der Legendenbildung mit. Die Lehrmittelsammlung der Ludwigshafener Kriminalpolizei zeigt stolz eine reiche Auswahl von Kimmel-Requisiten, die von Strumpfmasken bis Milchkannen reicht, die »Sammlung Kimmel« soll als Grundstock für ein neu zu errichtendes Polizeimuseum dienen. Auf der Internationalen Polizeiausstellung in Hannover konzentriert sich das Land Rheinland/Pfalz 1971 auf zwei Personen: Johann Bückler, den Schinderhannes, und Bernhard Kimmel, den »Al Capone aus der Pfalz«. Die Legendenbildung scheint abgeschlossen. »Eine Geschichte mit Happy End« nennt das *Bild am Sonntag*.

Nachschlag Am 13. Dezember 1981 wird Kimmel bei einem Einbruch in die Bezirkssparkasse Bensheim/Bergstraße überrascht. Bei einem Schußwechsel, Kimmel wird selbst durch zwei Schüsse an den Beinen verletzt, stirbt ein Polizist. Ein weiterer wird durch eine explodierende Handgranate schwer verletzt. Das Urteil lautet lebenslänglich. 1988 wird Peter Fleischmanns Dokumentarfilm »Al Capone aus der Pfalz« ausgestrahlt, einer positiven Kritik stehen in der Presse auch wütende Proteste gegenüber,

35 Die anderen Angeklagten im zweiten Prozeß: Bruno Veit, Rudolf Hartmann, Lutz Cetto (1963)

von Sympathie für einen Mörder wird geschrieben. In der JVA Schwalmstadt erlernt Kimmel autodidaktisch den Umgang mit Ton. Er wird zum Mustergefangenen und bekannten Knastkünstler. Heute sind seine Skulpturen immer wieder in Ausstellungen zu sehen. Eine Arbeit ziert den Schreibtisch des Bischofs von Speyer. Bernhard Kimmel ist noch in Haft.

Das Lexikon nennt unter dem Begriff »Legende« nicht nur die »wunderbare Erzählung aus dem Leben der Heiligen, teils lehrhaft-erbaulicher, teils volkstümlich-phantastischer Natur«, nicht nur die »Zeichenerklärung auf Landkarten«, sondern auch die »Beschriftung auf Münzen«.

Der Pfälzerwald ist kartographisch bestens erfaßt. Ein Abkommen vom richtigen Weg ist durch die perfekten Markierungen, die der Pfälzerwald-Verein setzt, beinahe unmöglich geworden.[3] Auf der Hellerhütte und der Totenkopfhütte werden Saumagen und Leberknödel in ungeheuren Mengen verzehrt. Wenn die Wanderer mit ihren Spazierstöcken gelegentlich nach den Milchkannen der »Al Capone-Bande« stochern, dann tun sie das ohne wirkliche Hoffnung, aber meistens mit einem neuen Detail der Legende auf den Lippen.[4]

3 Die Legende wird auch durch einige Pfalz-Wanderführer lebendig gehalten. So erinnert Walter Ettelmann in Rittersteine im Pfälzerwald, Neustadt/Weinstraße 1972, an den Hüttenwart Wertz. »Am Tatort ist zum Gedenken an den Opfertod dieses tapferen, damals erst 49 Jahre alten Mannes der Ritterstein gesetzt worden.«

4 Michail Krausnick veröffentlichte im Oktober 1999, nach Abschluß dieses Textes, eine Lebensgeschichte Bernhard Kimmels. Paßgenau zur Legende erscheint, daß der Autor der Biographie die Form des Romans gibt bzw. zuschreibt.

Quellen & Literatur:

Meise, Helga: Waldgänge — Der Wald bewegt sich. In: TUMULT. Zeitschrift für Verkehrswissenschaften. Wetzlar 1986.

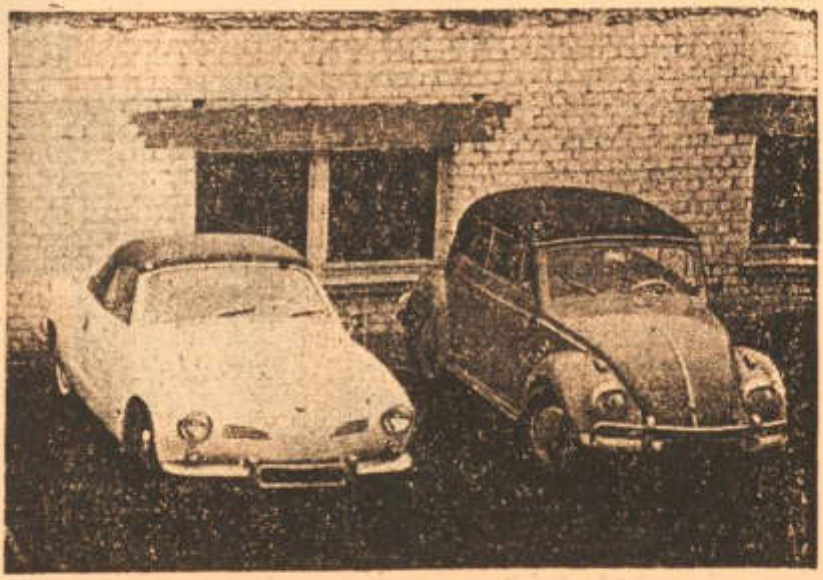
PIZZA: Odranoel. Die Linke — zwischen den Welten, Hamburg 1992.

Sinn, Dieter: Das große Verbrecher-Lexikon. Herrsching 1984.

Krausnick, Michail: Al Capone im deutschen Wald. Neckargemünd 1999.

KPD-Kreisleitung Ludwigshafen: Wem die Stunde schlägt. Flugblatt aus dem Antifa-Archiv Ludwigshafen (Hermann Morweiser) 1963.

Die Rheinpfalz (Ludwigshafen), Jg.1961-1963.



red. Neustadt an der Weinstraße. Während die Fahndung nach den sogenannten „Al-Capone"-Verbrechern unvermindert weitergeht, unterliegen die am Sonntag festgenommenen drei Personen im Alter zwischen 20 und 25 Jahren aus dem Raum Lambrecht nach wie vor gründlichen Verhören durch Kriminalbeamte. Noch weiß man nicht genau, ob überhaupt und was die Verhafteten auf dem Kerbholz haben, und es ist verständlich, daß die Ermittlungsbehörden aus naheliegenden Gründen Stillschweigen wahren, bis sichere Ergebnisse vorliegen. Doch was auch immer die Verhöre ergeben — auffällig ist heute schon, daß zusammen mit der Festnahme auch die zwei in unserem Bild dargestellten Personenwagen sichergestellt wurden, die zwei der Verhafteten gehören und die zusammen einen Neuwert von 14 240 Mark besaßen. Es handelt sich dabei um ein Kahrmann-Ghia-Cabriolet (links), das neu 8250 Mark kostet, sowie um ein VW-Cabriolet, dessen Anschaffungspreis sich auf 5990 Mark beziffert. Da die Festgenommenen, unseren Informationen zufolge, aus Arbeiterkreisen stammen, stellt sich zumindest die Frage, woher sie das Geld zum Erwerb und zum Halten derart teurer Fahrzeuge hatten.

091



»Haut doch ab, ihr bringt uns ja alle um!« – eine denkwürdige Bankräuberei München anno 1971

Markus Mohr

München, 4. August 1971, 15:55, fünf Minuten vor Schalterschluß: Hier begann ein neues Kapitel in der Geschichte der Banküberfälle in der Bundesrepublik. Hans Georg Rammelmayr und Dimitri Todorov drangen in die Filiale der Deutschen Bank an der Prinzregentenstraße ein, zogen eine sowjetische Maschinenpistole aus dem Koffer »und einer von ihnen sagte ohne erkennbaren Dialekt: ›Machen sie keine Dummheiten‹« (dpa, 18.48 Uhr[1]).

In den folgenden knapp acht Stunden entwickelt sich in und vor der von rund 400 Polizisten belagerten Bankfiliale eine einzigartige Dynamik. Das als einfache Kriminalität gestartete Unternehmen wird politisch: Die Bankräuber geben eine Kommandoerklärung heraus und die Polizei reagiert mit dem Baader-Meinhof-Jagd-Syndrom. Politiker aller Parteien fühlen sich zu Kommentaren bemüßigt, doch das Publikum spürt das Rebellische in der Tat. Es geht auf die Straße und demonstriert seine Sympathie mit den Bankräubern, hört laute Musik, beschimpft die Polizei und durchbricht Absperrungen. In die Politik dieses Bankraubes schreiben sich Schnaps, gutes Essen und ein heftiger Flirt zwischen eingedrungenen und angestellten

1 Die Zitate aus dpa-Berichten stammen, wenn nicht anders angeben, vom 4.8.1971.

BankbesetzerInnen ein. Doch im Zenit dieses verwunderlichen Ereignisses, der angestrebten Flucht mit einem »schnellen BMW«, beantwortet die Polizei die Frage ›Geld oder Leben‹ denkbar einfach: Ein Oberstaatsanwalt erteilt den Schießbefehl, und die Polizei richtet ein Massaker an. Sie besorgt den Tod zweier Menschen, rettet aber – neben einer Blutlache – den Geldsack. Danach zahlen große Zeitungen für die Aussagen eines Bankräubers und die der Geiseln. Ein Politiker warnt vorm »süßen Leben«, während der Bankräuber seine eigene traurige Utopie vom sauberen Elend ausspricht. Strafanzeigen werden aus unterschiedlichen Motiven erstattet, Gewerkschaften stellen Forderungen, Sicherheitsdiskurse brechen aus. Auch linke Gruppen schweigen nicht, erwähnen die »Klassenlage« der Räuber und analysieren Texte. Ein Teil dieser Linken möchte letztlich aber auch nur eine gute Ordnung, entsprechend wird sich distanziert. Die Toten werden auf verschiedenen Friedhöfen beerdigt und der überlebende Räuber politisiert sich im Knast.

»Terror und Kalashnikow sollte schnellen Reichtum bringen«

»Gegen 17 Uhr erreichte die Polizei ein Anruf aus der Bankfiliale. Am Apparat war der Bankkassierer Kelnhofer, den die Gangster zwangen ihre Forderungen zu verlesen: ›Seit 15.55 Uhr ist die Deutsche Bank AG von einer schwerbewaffneten Gruppe der Roten Front besetzt. Sie hält Verbindungen mit Organen draußen ... Die Rote Front fordert ... zwei Millionen Mark ... Sollte die Deutsche Bank AG oder die Polizei unsere Forderungsnote in nur einem einzigen Punkt verletzen oder versuchen, Verzögerungen herbeizuführen, wird sich die Rote Front mit brachialer Gewalt an der Bevölkerung rächen! Maschinengewehr-Attentate auf beliebige Passanten und Personenkraftwagen sowie Sprengstoffanschläge von verheerender Wirkungskraft werden die Folge sein ... Für den Fall, daß Polizei oder andere Organe erwägen, unser Unternehmen konkret zu gefährden oder zu zerschlagen, kennt die Rote Front nur eine Alternative: die Vergeltungsaktion ›Elend‹. ›Elend‹ beginnt mit der Vernichtung der Deutschen Bank AG durch Zündung von 20 Kilogramm Sprengmasse verformbar ... Nach Eintritt dieses Ereignisses wird der Raum München von der Roten Front für die Dauer von 48 Stunden von Mordanschlägen und der Zerstörung vorwiegend sozialer Einrichtungen heimgesucht. Danach wird die Aktion in ihrer Gesamtheit andernorts wiederholt« (Die Welt).[2] Allerdings konnte die Polizei zu diesem Zeitpunkt »noch nicht sagen, wie die Täter politisch exakt einzuordnen sind« (dpa, 18.20). »Was nun anrollte [glich] einem kriegsähnlichen Einsatz. Im Laufe des späten Nachmittag werden acht Hundertschaften Polizei um den Schauplatz des Dramas

2 Sofern das Datum bei den Presseberichten nicht anders angegeben wird, handelt es sich jeweils um den 6.8.1971. Die hier zitierten Berichte des Spiegel wurden am 9.8.1971, des Stern am 13.8.1971 und der Bericht der Quick am 18.8.1971 publiziert.

zusammengezogen, aus der Waffenkammer der Bereitschaftspolizeikaserne ... werden 62 Infanterie-Schnellfeuergewehre des Typs G3 und 20 Maschinenpistolen ausgegeben« (Stern). Die Polizei riegelte »zunächst das Bankgebäude hermetisch ab, um ... im Umkreis von hundert Metern einen Sperring um die Bankfiliale zu ziehen.« Sofort nach dem Überfall trafen sich »die Vorstandsmitglieder und leitenden Angestellten der Hauptverwaltung der Deutschen Bank in Frankfurt ... zu einer Sondersitzung« (dpa, 18.55). Als die Bankräuber gegen 18 Uhr ein Ultimatum stellten und damit drohten, die Geiseln zu erschießen, gelang es den Geiseln »die Gangster umzustimmen. ›Wir sind davon überzeugt ... daß uns die Gangster tatsächlich kein Haar gekrümmt hätten, wenn ihre Forderungen erfüllt worden wären.‹ Tatsächlich lockerte sich die Atmosphäre nach dieser Krise sogar auf. Die Gangster erlaubten den Geiseln umschichtig die Fesseln zu lösen. Sie durften herumgehen, rauchen und sogar den Sekt und ein paar Flaschen Bier aus dem Kühlschrank holen. Todorov wird von allen Geiseln für sein Benehmen gelobt. ›Immer sagte er bitte und danke. Er war der höflichste Gangster, den man sich vorstellen kann‹« (Quick). »Das größte Problem sind ... für die Polizeibeamten die Schaulustigen. Für viele ist der Banküberfall eine Mordsgaudi. Die Massen ... wogen durch die Prinzregentenstraße, klatschen, johlen und pfeifen« (Stern). »In den Fenstern der umliegenden Häuser und auf den Balkons des Feinschmeckerlokals Käfer drängten sich immer mehr Leute. Aufforderungen der Polizei über Lautsprecher an die Täter blieben ohne Antwort ... Auf telefonischen Wunsch der Erpresser stellten Köche und

Bedienungen des Lokals dreimal große Körbe mit bayrischer Brotzeit, Beefsteak Tartar, Bier, Schnäpsen und Obst vor der Tür der Bank ab« (dpa, 5.8., 4.02). »Die Rechnung geht an die Deutsche Bank. Kassierer Kelnhofer holt das Abendessen in die Bank« (Stern). »›So‹, rief [die Geisel] Elke Schmitz, ›jetzt san mer lustig, jetzt saufen wir einen!‹ Tatsächlich wurde die Stimmung jetzt ausgesprochen gelöst ... ›Die Gangster tranken nur wenig Bier und aßen ein paar Weintrauben ... Auch Herrn Kelnhofer trank nur Bier. Wir Frauen und Mädchen aber tranken Kognak mit Bier und Cola und wurden richtig ausgelassen. Ich dachte mir: Wenn ich schon sterben muß, dann lieber beschwipst, als nüchtern‹« (Quick). »›Bald nahm keiner mehr das Ganze so richtig ernst‹ erinnert sich Kelnhofer« (Stern). »Im Laufe des Abends finden sich rund 20.000 sensationslüsterne Münchener ein, und warten gespannt auf die Dinge, die da kommen sollen. Viele haben Kofferradios dabei, aus denen Unterhaltungsmusik erklingt« (Frankfurter Rundschau).

»Die Täter hatten den stellvertretenden Filialleiter, der einen Herzanfall erlitten hatte, [entlassen]. Ihm gaben sie für die Polizei eine Probe hochbrisanten Sprengstoffs mit, um ihre Drohung zu unterstreichen, daß das Bankgebäude in die Luft gesprengt werde, falls die Polizei das Unternehmen gefährden sollte. Später stellte sich dann heraus, daß die Erpresser ... die Polizei nur bluffen wollten« (dpa, 5.8.,14.45). Wenig später sichert die Polizei den beiden Bankräubern »freien Abzug« zu. In der Folge werden »mehrere Straßensperren in der Umgebung der Bank aufgehoben ... so daß die Täter in

einem auf ihre Forderung bereitgestellten dunkelblauen schnellen BMW mit Münchener Kennzeichen in verschiedenen Richtungen abfahren können« (dpa, 19.32). »Immer mehr Schaulustige strömen zur Prinzregentenstraße. Es ist Büroschluß, ein Verkehrschaos entsteht. Jede Aktion der Polizei wird mit Beifalls- oder Buhrufen begleitet. Eine Polizeikette geht gegen die Menge vor und drängt sie zurück. Es gibt die ersten Verletzten. Einige Zuschauer, die sich widersetzen, werden verhaftet« (Stern). »Die Entscheidung fiel kurz nach 19 Uhr: Zur Kommandogruppe aus Münchens Polizeipräsident Manfred Schreiber, ... dem ... herbeigeeilten Innen-Staatssekretär Erich Kiesl und dem OB-Stellvertreter Bürgermeister Steinkohl stieß nun Oberstaatsanwalt Erich Sechser ... und übernahm die Führungsgewalt ... Nach Sechsers Machtergreifung hatte das ›große Beratschlagen‹ ... ein Ende« (Spiegel, 16.8.1971). Die Geisel »Frau Schwinger wandte sich Todorov: ›Sagen sie mal Gentleman, was bekommen wir eigentlich dafür, daß wir hier für Sie die Telefonisten spielen?‹ Der Gangster öffnete den Tresor« (Quick). »Die Erpresser ... zeigten sich gegenüber den Geiseln sehr ›spendierfreudig‹. Als die beiden Kapuzenmänner während der Belagerungszeit gefragt wurden, was sie denn mit dem vielen Geld machen würden, erklärten sie sinngemäß, die Opfer des Überfalls sollten ... eine Art ›Schmerzensgeld‹ erhalten. Die Täter gaben jedem der Festgehaltenen schätzungsweise 1.000 Mark« (dpa, 9.8.1971). »Im Tresor lagen 200.000 Mark. Großzügig boten die Räuber ihren Geiseln zur Entschädigung an, sich ebenfalls zu bedienen. Zwei der Damen griffen zu. Als Ingrid Reppel später ins Krankenhaus eingeliefert wurde, entdeckte eine Schwester Geld in Ingrids BH« (Stern). »Todorov schickte Elke zum Kaffekochen in den Aufenthaltsraum. Nach einigen Minuten folgte er ihr. ›Ich stand an der Kochplatte und weinte‹ erinnerte sich Elke. ›Da kam er auf mich zu, streichelte mir übers Haar und sagte: Gib mir deinen Namen und deine Adresse. Ich finde dich so nett, daß ich dich später unbedingt wiedersehen will. Schade nur, daß wir uns auf diese Weise kennenlernen.‹ Elke gab ihm ihre Adresse. Und schluchzte: ›Es geht bestimmt was schief. Ich habe Angst, ich will nicht sterben.‹ Todorov beugte sich über sie. ›Ich konnte sein Gesicht unter der roten Kapuze nicht erkennen‹ sagte Elke. Ich sah nur, daß er hübsche braune Augen hatte. Er küßte mich auf die Wange und sagte leise: ›Du kannst dich darauf verlassen, Elke, auf dich schieße ich nicht‹. Dann gingen wir in den Schalterraum zurück.« (Quick). »Hartnäckig hält sich nach dem Überfall das Gerücht, der als Fernseh-Posträuber bekannt gewordene Schauspieler Horst Tappert sei einer der zunächst von den Erpressern festgehaltenen Bankkunden gewesen. Dies war jedoch falscher Alarm. Wie aus dem Hause des Schauspielers mitgeteilt wurde, sonnt sich Tappert zur Zeit am Mittelmeer« (dpa, 20.12). »Aus anderen gewöhnlich gut unterrichteten Polizeikreisen wurde die Vermutung geäußert, es könne sich bei der ›Roten Front‹ nur um eine von zahlreichen linken Splittergruppen mit anarchistischem Programm handeln« (dpa, 20.22). »Harte Beat-Rythmen dringen aus den Fenstern der Prinzregentenstraße, belagert von Schaulustigen mit Kissen unter dem Ellenbogen. Kriminalbeamte in Zivil dagegen fanden wenig Spaß und Unter-

haltungswert bei der Aktion« (dpa, 22.26). »Die Übergabe des Lösegeldes ist für 23 Uhr geplant« (dpa, 22.40). »Oberstaatsanwalt Sechser ... der kurz nach 23 Uhr seinen Scharfschützen die neue Situation erläuterte, beharrte auf Macht und unmittelbare Gewaltanwendung ... [Er] befahl ... möglichst gleichzeitig mit den Schüssen auf den herauskommenden Gangster die Bank ›im Husarenstreich zu stürmen‹« (Spiegel, 16.8.1971). »Der CSU-Vorsitzende Franz-Josef Strauß und Staatssekretär Erich Kiesl vom bayrischen Innenministerium trafen am Abend am ›Tatort‹ ein. Die beiden Politiker ließen sich von Staatsanwaltschaft und Polizei über den Stand der Ereignisse informieren« (dpa, 23.07).

»Zwanzig Minuten vor Mitternacht war High Noon. Die Luft war sommerlich schwül, der Abendhimmel wolkenlos, die Szene ›abgeräumt und sauber‹ ... Sweet music wabert aus dem vollbesetzten Schlemmerlokal Käfer über den nächtlichen Schauplatz ... Vis-à-Vis tritt aus der hell erleuchteten Filiale der Deutschen Bank der Kassierer Ludwig Kelnhofer, 32. Er trägt einen Jutesack mit zwei Millionen Mark zu einem auf der Straßenmitte abgestellten blauen BMW ... Dann geleitet er seine Kollegin Ingrid Reppel ... – sie ist an Händen gefesselt, ihr Kopf ist vermummt – zum Auto. Sekunden später löst sich aus dem Neonlicht der Bankfiliale einer der Hauptakteure: ... Hans Georg Rammelmayr, 31, aus München-Giesing, über dem Kopf eine Ku-Klux-Klan-Kapuze, in der Linken eine Maschinenpistole, in der Rechten einen Revolver. Gemessenen Schrittes begibt er sich zum BMW. Wirrer Applaus und wilde Schreie aus einer von der Polizei mühsam abgedrängten Zuschauermasse begleiten seinen Auftritt« (Spiegel). Um Punkt 23.41 Uhr eröffnet »der erste Polizeischarfschütze ... das Feuer auf Rammelmayr«. Weitere Schüsse fallen. 17 Sekunden später: »Stimmen aus der Menge: Saubullen, Drecksaubullen«. Weitere Schüsse und wieder »Stimmen aus der Menge: ›Saubullen, Dreckschweine, kommt raus da oben‹« 23.43:01: »Leichtes Beifallsklatschen aus der Menge (Gegenreaktion auf die Polizistenbeschimpfungen)«. Weitere Schüsse. »Stimmen aus der Menge: ›Geht doch zu der Frau da hin.‹« 21 Sekunden später: »Ein Pistolenschuß. Ein Polizist zur Menge: ›Haltet euch da raus!‹« Antwort aus der Menge: »Halt die Schnauze Drecksau du, Saubullen!« 23.44: »Neue Polizistenbeschimpfungen aus der Menge. Der Journalist Herbert Markwort: ›Um Gottes Willen, schießen sie doch nicht darauf los. Sie gefährden ja Unschuldige‹. Polizist: ›Ich habe hier noch sechs Schuß, das langt für Sie, wenn sie nicht die Schnauze halten.‹« Antwort aus der Menge: »›Du alte Drecksau.‹« 23.47: Wiederholtes Rufen: »Feuer frei!« 23.48: »Axtschläge, zersplitterndes Glas«, weitere Pistolenschüsse. 23.50: »Ein Pistolenschuß in der Bank, neue Schläge gegen die Reste der Fensterscheibe, Schreie aus der Bank: ›Komm raus, komm raus‹.« 23.51 Schreie aus der Menge: »Sie haben ihn, sie haben ihn«. Pfuirufe und Klatschen. 20 Sekunden später: Motorengeräusche, Bremsen, Sirenengeheul, Kommandorufe, Pfiffe. Ein Schrei aus der Menge: »Nieder mit Schreiber«. Kommandoruf: »Zuschauer aufhalten« (Stern). »In Sekundenschelle hatte sich die Situation dramatisch zugespitzt. Schüsse, Blut, Verletzte und – nach noch unbestätigten Meldun-

38



gen – auch Tote bestimmten das hektische Bild. Die Situation ist völlig unübersichtlich« (dpa, 23.58). »Nach den peitschenden Schüssen herrscht plötzlich lähmende Stille in der Prinzregentenstraße. Kein Polizist kommt auf die Idee, nach der Geisel im Auto zu sehen« (Stern). »Eine blutende Frau, die bei dem Schußwechsel offensichtlich schwer verletzt wurde, wurde von Münchener Bürgermeister Dr. Hans Steinkohl – er ist Chirurg – geborgen und zum Wagen eines Notarztes getragen ... Neben dem BMW breitete sich eine große Blutlache aus« (dpa, 5.8., 0.12). »Rammelmayr, von zwei Beamten wie ein toter Kampfstier in den Rinnstein geschleift, stirbt noch an Ort und Stelle. Um Mitternacht, als alles vorbei ist, liegt seine rote Kapuze zusammen mit dem geretteten Geldsack am zerschossenen rechten Vorderreifen des Todes-Autos.« (Spiegel) »Es wird geschätzt, daß 150 bis 200 Schüsse aus zahlreichen Waffen abgegeben wurden. Scharfschützen der Polizei feuerten aus den umliegenden Häusern. Polizisten, Pressevertreter und zahlreiche Schaulustige, die durch die Absperrungen gebrochen waren, warfen sich auf den Boden und gingen in Deckung. Nach dem Kugelhagel erklärte ein Sprecher der Polizei, es könne noch nicht gesagt werden, wer zuerst geschossen habe. Dies müßte die Staatsanwaltschaft klären« (dpa, 5.8., 2.40).

»Die Polizei setzt unterdessen zum Sturmangriff auf die Bank an. Das Schicksal der übrigen vier Geiseln scheint ihr gleichgültig.

38 Das Blutbad nimmt seinen Verlauf

Der überlebende Gangster hätte Zeit genug, einen nach dem anderen zu töten ... Kassierer Kelnhofer: ›Todorov rief mir zu: Ruf Schreiber an, die sollen aufhören zu schießen.‹« (Stern). »›Die Kugeln der Polizei pfiffen uns nur so um die Ohren‹, sagte Elke. ›Ich sah, wie einige Polizisten durch das Fenster in den Schalterraum sprangen. Ich richtete mich auf und schrie sie an: Haut doch ab, ihr bringt uns ja alle um!‹ Der Gangster riß mich zu Boden. Jetzt ist alles aus, dachte ich und flüsterte ihm zu: Bring mich nicht um. Ich will leben! Verstehst du? Ich will leben! Der Gangster wurde in diesem Augenblick ganz ruhig. Er sah mir in die Augen, zögerte eine Sekunde, dann warf er seine Pistole den Polizisten zu, stand auf und rief: Ich ergebe mich! Die Beamten stürzten vor und schlugen wie wild auf ihn ein. Das war zuviel für mich. Ich lief auf sie zu und schrie: Laßt ihn leben. Der hat sich doch ergeben! Ich sah noch, wie ein Polizist mit der Waffe in der Hand nach mir ausholte, spürte zwei entsetzlich schmerzhafte Schläge und verlor die Besinnung.« (Quick).

Volks-Dividenden

Los Mochis/Mexiko. Eine spendable Idee in höchster Bedrängnis rettete sechs Bankräuber in einer nordmexikanischen Kleinstadt anno 1988. Sie hatten während eines Banküberfalls 40 Angestellte und Kunden als Geiseln genommen. In der bewaffneten Auseinandersetzung mit der Polizei wurden fünf Menschen getötet und 15 verletzt. Nach 26 Stunden stellten die Behörden ein gepanzertes Fluchtfahrzeug, das jedoch kaum Benzin im Tank hatte. Als die Männer das Bankgebäude verließen schwenkte die Volksmenge die mexikanische Nationalflagge und skandierte: »Es leben die Räuber! Laßt sie laufen!« (Aus der Quelle geht nicht hervor, wieso sie dies tat.) Als das Fahrzeug alsbald liegenblieb, warfen die Bankräuber großzügig Geldscheine aus dem Wagen. Sie entkamen im Tumult. **Quelle:** taz, 23.4.1988. (KS)

098

Wenig später erklärte die Staatsanwaltschaft beim Landgericht München, daß »die 20jährige Ingrid Reppel ... vermutlich durch einen der Täter erschossen« wurde (dpa, 5.8., 12.08). »Die Ermittlungsbeamten halten es für möglich, daß der getroffene Erpresser beim Zusammensinken vor dem Wagen noch an den Abzugsbügel geriet und sich Schüsse lösten, durch die die 20jährige Bankangestellte tödlich verletzt wurde« (dpa, 5.8., 15.59). »Die Täter, die sich als Angehörige der ›Roten Front‹ bezeichneten, hatten aller Wahrscheinlichkeit nach bei der Erpressung keine politischen Motive« (dpa 5.8., 13.11).

Projektionen auf den Bankraub und das Massaker Rammelmayrs sowjetische Maschinenpistole vor sich liegend traten Oberstaatsanwalt Sechser und Polizeipräsidenten Schreiber zur Pressekonferenz an. Sie nahm für Sechser »manchmal die Formen eines Verhörs an«. Ihm ging es darum, die Gangster »am unmittelbaren Tatort auszuschalten«, sie sollten auf keinen Fall entweichen. »Dies hätte ... die Gefahr in sich getragen, daß es an anderen Stellen der Stadt ... zu Schießereien und damit zu einer erheblichen Gefährdung anderer Personen hätte kommen können.« (Süddeutsche Zeitung). Schreiber beklagte sich darüber, daß »von 320 eingesetzten

Polizeibeamten ... nicht weniger als 250 dazu verwendet werden [mußten], die Menge zurückzuhalten ... Durchbrechende ... mußten ständig wieder eingefangen werden. Es war jedoch einfach ausgeschlossen, die in den Wohnungen sitzenden Personen von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Fenster und Balkone zu räumen. Ich erinnere mich an einen Balkon im dritten Stock eines alten Mietshauses, auf dem sich zehn bis fünfzehn brüllende junge Männer befanden« (Deutsche Zeitung/Christ und Welt, 20.8.1971).
Den tagespolitischen Zusammenhang des Münchener ›Schützenfestes‹ kommentierte der Kölner Express: »Die Mutmaßung, daß in unserem Lande verantwortliche Stellen bei der Verbrechensbekämpfung vorschnell buchstäblich zu rot sehen, wenn Kriminelle ihre Verbrechen mit politischem Dekor verbrämen, haben die Münchener Vorgänge jedenfalls eher bestätigt als ausgeräumt.« Direkt auf die Münchener Situation bezogen – und politisch völlig verdreht – äußerte sich der Fernsehjournalist Friedrich Schütze-Quest. Störungen von Universitätsveranstaltungen werden bei ihm zum begründenden Vorspiel für die Entscheidung, »Gangster« nie mehr wegfahren zu lassen: »Die Münchener Linie, die bei den Schwabinger Krawallen geprägt worden ist, die sollte nicht verfälscht werden. Nach den Vorfällen bei der Rektorenwahl an der Universität, wo zweimal die Polizei tatsächlich versagt hat – sie konnte eine ordnungsgemäß abzuhaltende Wahl nicht schützen –, sah sich die Münchener Polizei durch eine gewisse Baader-Meinhof-Psychose im Zugzwang. Sie konnte es sich nicht bieten lassen, wieder die Schlagzeile zu lesen: ›Die Polizei hat die Gangster fahren lassen.‹« (zit. n. Deutsche Volkszeitung, 12.8.1971).
Mit dem Gedanken an die Todesstrafe spielte nicht nur Staatsanwalt Sechser: »Es tut mir leid, daß ich nicht den Befehl gegeben habe, Rammelmayr durch einen Kopfschuß zu töten« (Quick). Die Hauptabteilung der Polizei bei der ÖTV erwartete »von den Innenministern eine ... unmißverständliche Erklärung, daß in Zukunft auf erpresserische Forderungen brutaler Verbrecher keinerlei Konzessionen mehr gemacht werden ... Denn jeder, der so rücksichtslos das Leben seiner Mitmenschen bedroht, darf nicht mehr darauf hoffen, mit dem eigenen Leben davonkommen zu können« (Schroeder).
Der Münchener Oberbürgermeisterkandidat der SPD, Georg Kronawitter, verwies auf Schwerverbrechen in den USA und erklärte, daß »dieser Entwicklungsmöglichkeit ... bei uns ein Riegel vorgeschoben werden« müsse. »Jedes legale Mittel« müsse genutzt werden, »um zu verhindern, daß wir in unseren Großstädten amerikanische Verhältnisse bekommen.« Weniger der Kampf gegen amerikanische Verhältnisse in München als die Forderung nach »mehr Sicherheit für die Bankangestellten« lag der Fachgruppe Banken der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen am Herzen: »Das Leben der in Banken beschäftigten Arbeitnehmer [muß] über allen materiellen Interessen der Banken stehen.« Leider würden »die gegenwärtigen Schutzvorrichtungen ... mehr das Geld als die Beschäftigten« schützen. So sei »der Beruf der Bankangestellten, insbesondere in den Schalterräumen, in zunehmenden Maße als gefahrengeneigt anzusehen.« Die gewerkschaftliche

Pierre Goldman

und »eine spezifisch jüdische Form des Unglücks«

Martin Ulmer

Im September 1979 wird Pierre Goldman im Alter von 35 Jahren gegen 13 Uhr auf offener Straße in Paris, höchstwahrscheinlich von rechtsextremistischen Polizisten, erschossen. Eine Gruppe »Ehre der Polizei« übernimmt die Verantwortung für den Mord: »Pierre Goldman hat für seine Verbrechen gezahlt«. Sein Tod erschütterte Frankreichs Öffentlichkeit.

Der Sohn jüdischer Eltern, die beide aus Polen stammten, wird am 22. Juni 1944 im besetzen Frankreich, in Lyon, geboren. Im Versteck kann er den Holocaust überleben. Der Vater und die Mutter kämpfen in einer jüdisch-kommunistischen Widerstandsorganisation gegen die Nazis. Nach einem abgebrochenen Philosophie-Studium schließt sich Goldman 1968 der Guerilla in Venezuela an und lebt 14 Monate im Untergrund, ohne allerdings aktiv zu werden. Nach seiner illegalen Rückkehr versucht er in Paris eine Stadtguerilla zu gründen, die Überfälle macht, Gebäude besetzt und Prominente entführt. Er ist fasziniert von der Vorstellung eines bewaffneten, sich in Frankreich ausbreitenden Kampfes. Mangels Mitstreitern scheitert sein Plan. 1968 Goldman, undogmatischer Militanter und in seiner unbändigen Lebenslust auch Abenteurer, verlegt sich nun auf Überfälle, um die nötigen finanziellen Mittel zu besorgen oder guten Freunden aus der Patsche zu helfen. Angetrieben von der Sehnsucht nach Leben, der Rebellion gegen das bürgerliche Establishment und der Faszination an Raubüberfällen geht er ans Werk: Beim ersten Raub verschafft er sich nach Ladenschluß Zutritt zu einer Apotheke, nachdem er zuvor die Tageskasse ausgespäht hatte, und erbeutet 2.500 Francs. Er beschreibt in seiner Autobiographie die Überwindung, die es ihn kostete, die Pistole zu ziehen und das Apothekerehepaar zu bedrohen. Bei der Durchführung kommen ihm seine konspirativen Erfahrungen in Venezuela zugute. Bei späteren Raubüberfällen arbeitet er mit Komplizen zusammen, scheitert aber nach eigenem Bekunden zuweilen an Skrupeln, einfache Leute auszunehmen. Immer wieder plant er weitere Überfälle. Ein erfolgreicher Coup ist der riskante Raubzug gegen ein großes Bekleidungsgeschäft, bei dem er und seine Komplizen 23.000 Francs erbeuteten. Seine Kumpane halten die Angestellten in Schach, während Goldman mit dem Direktor zur Kasse geht. Nach dem Kappen der Telefonleitung spazieren sie – ungeachtet der Hilferufe der Angestellten – seelenruhig zur nächsten Metro-

39



39 Pierre Goldman im Polizeigewahrsam

station. Bei der letzten Aktion mit verändertem Aussehen (Brille, Schnurrbart, Schirmmütze) kommt es zu einem Kampf mit dem überfallenen Geldboten, der mehrfach auf Goldman schießt. Er rennt um sein Leben, scheut sich aber, zurückzuschießen.

Schließlich gerät Goldman in eine Falle. Bei einem Überfall auf eine Apotheke in Paris im Dezember 1969 werden zwei Frauen erschossen und zwei Männer schwer verletzt. Seine böse Vorahnung, die französische Polizei werde ihm diesen Doppelmord anhängen, von dessen Tatort er an dem Abend nur einige hundert Meter entfernt war, erfüllt sich rasch: Im April 1970 wird er verhaftet. Goldman war durch seine Herkunft und Biographie ein idealer Verdächtiger. Er ist ein militanter Linker, der bewaffnete Raubüberfälle begangen hatte, und dazu noch Jude. Manipulierte und fragwürdige Zeugenaussagen bewirken ein übriges. Aus diesem Geflecht aus Vorurteilen, Haß und Antisemitismus im französischen Polizei- und Justizapparat gibt es für Ihn kein Entrinnen. Goldman beteuert seine Unschuld am Doppelmord und gesteht drei von ihm zu verantwortende Raubüberfälle. Es hilft alles nichts. Es ist ein antisemitisch gefärbtes Gerichtsverfahren, das deutlich Parallelen zum historischen Prozess gegen den jüdischen Offizier Alfred Dreyfus aufweist.



An der Täterschaft Goldmans bleiben erhebliche Zweifel, nicht zuletzt durch die zahlreichen widersprüchlichen Aussagen der Zeugen. Dennoch lautet der Urteilsspruch 1974 auf lebenslänglich. Anschließend solidarisieren sich viele Juden und die radikale Linke mit Goldman. 1976 wird das Urteil von einer höheren Instanz kassiert und Goldman kommt frei. Nicht nur von französischen Linken, auch von deutschen Genossen wurde Goldman ob seiner Karriere als Räuber und Justizopfer bewundert. Seine Ermordung löste eine Welle der Empörung aus und manch einer erhob ihn zum Märtyrer. Der Prozeß gegen den »Juden Goldman« und seine Ermordung können als das gelten, was Goldman dem Rabbi im Gefängnis vor Prozeßbeginn einmal anvertraute: »Eine spezifisch jüdische Form des Unglücks«.

Quellen & Literatur: Goldman, Pierre: Dunkle Erinnerungen eines in Frankreich geborenen polnischen Juden. Frankfurt am Main 1980; Frankfurter Rundschau: 20.1.1981 («Wahrscheinlichkeit oder Wahrheit? Ein Verurteilter klagt die französische Justiz an»); Rosenzweig, Luc: Trois balles pour Pierre Goldman. In: Le Monde, 20.9.1999

Folgerung: »Eine gerechte Bezahlung der Bankangestellten und entsprechend tariflich abgesicherte Zulagen für die Schalterangestellten«.
Andere Konsequenzen sah der Oberbürgermeisterkandidat der CSU, Zehetmeier; es sei nun »Aufgabe von allen ... die Vergötzung des Besitzes, des mühelosen Erwerbs und Genusses materieller Güter abzubauen. Die gewalttätige Aneignung materieller Mittel für ein ›süßes Leben‹ ist ja nur ... die Perversion des grundsätzlich berechtigten Dranges nach Eigentum.« Zu verurteilen seien »in diesem Zusammenhang ... auch Auswüchse radikaler politischer Ideologien«, wonach »Bankgeschäfte Institutionen der Kapitalherrschaft seien, die nur dem Zweck dienten, die Lohnabhängigen zu unterdrücken und die es deshalb zu schädigen und vernichten gelte« (Bayernkurier, 14.8.1971).
Darum war es dem überlebenden Bankräuber nicht gegangen. Er strebte nicht das »süße Leben« an, er träumte von einem Platz im geordneten Elend der Verhältnisse: »Todorov wollte sich ... mit dem Geld aus dem Banküberfall eine bürgerliche Existenz aufbauen. Er glaubte, daß ihn die Gesellschaft als Verbrecher abgestempelt habe und er nur durch einen ›großen Coup‹ dem Teufelskreis von Verurteilung, Gefängnis und neuen Straftaten entrinnen könne. Nach Angaben seines Anwaltes saß Todorov seit seinem 16. Lebensjahr bereits nahezu vier Jahre hinter Gittern. Wenn der Banküberfall geglückt wäre, habe Todorov erst einmal Urlaub machen und dann in München ›ein kleines Geschäft‹ aufbauen ... wollen« (dpa, 8.8.1971).

1962

Welche Probleme hat die DKP? Es paßt zu jener Zeit, daß sich zwei Tage nach dem Münchener Bankraub auf der Titelseite der Süddeutschen Zeitung außer dem Aufmacher »Polizei rechtfertigt Schießbefehl« eine kleine Meldung über einen anderen polizeilichen Schußwaffeneinsatz findet. Bei einer »Razzia in Köln«, die der »seit Monaten ... gesuchten linksradikalen Kolumnistin Ulrike Meinhof und ›Teilen der Baader-Meinhof Gruppe‹« galt, sei »ein Autofahrer nach einer Verfolgungsjagd durch gezielte Schüsse der Polizei in die Reifen des Wagens gestoppt«, jedoch »nach eingehender Vernehmung wieder auf freien Fuß gesetzt« worden.
Das von den Münchener Bankräubern mit der Abgabe einer Kommandoerklärung gewählte Design ihrer Aktion und der polizeiliche Kugelhagel fügte sich in die Zeitstimmung ein, die auch radikale Linke auf den Plan rufen mußte. Wie die Rufe gegen die »Saubullen« in der Prinzregentenstraße zeigten, war Unmut über den Polizeieinsatz verbreitet. Doch damit wollte die Rote Garde, die Jugendorganisation der KPD/ML, nichts zu tun haben. »›Wir verurteilen den Überfall, bei dem Menschen verletzt wurden, aufs schärfste.‹ Gleichzeitig verwahrt sich die Rote Garde ›auf schärfste gegen die in Tagesschau, Rundfunk und Presseorganen verbreiteten Verleumdungen‹, durch die die kommunistische Organisation in Zusammenhang mit dem Banküberfall gebracht worden sei« (Süddeutsche Zeitung).
Der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) wurde in einer Zeitungskolumne von Ursula von Kardorff unter dem Titel »Rote Fahnen für Ingrid Rep-

pel« eine Protestkundgebung der ortsansässigen Arbeiter-Basis-Gruppe zugerechnet. Frau »von« konnte es kaum fassen, das »die Kommunisten zum Protest gegen den ›Terroranschlag des Staatsapparates‹ aufriefen und das ausgerechnet in der Woche, wo sich die Errichtung der Berliner Mauer zum 10. Mal jährt.« »Heuchelei« sei das, und überhaupt sei es »nicht das Klügste ... in ihrem Flugzettel mit ›Terror gegen Arbeiter‹ aufzuwarten, um ›gegen den Mord an der Kollegin Ingrid Reppel‹ [zu protestieren] und dabei die Bankräuber nach Art des Robin Hood hochzujubeln«. Fassungslos zitierte Frau »von« weiter aus dem Flugblatt, auf dem »wörtlich ... zu lesen« sei: »Die beiden Bankräuber haben geglaubt, sich nach kapitalistischer Manier als einzelne durch einen Gewaltakt aus ihrer Lage als Arbeiter zu befreien«. Dazu fiel der Kommentatorin nur noch ein: »Also so geht's nicht« (Abendzeitung, 12.8.1971).

Zu jener denkwürdigen Kundgebung »Gegen den Mord an der Kollegin Ingrid Reppel« und »Gegen den zunehmenden Terror des Staatsapparates« rief, unterstützt vom AStA der Universität, ein Bündnis aus den Arbeiter-Basis-Gruppen, der KPD/ML München, ihrer Jugendorganisation Rote Garde, und den Roten Zellen auf. In eng getippten Flugblättern unter Parolen wie: »Terroranschlag des Staatsapparats«, »Schießbefehl im Namen des Volkes?«, »Polizei – dein Feind und Henker«, »Gegen Polizeiterror, Notstandsübung und Kommunistenhetze«, wurde dazu aufgefordert, sich am Dienstag, den 10. August um 17.30 am Richard-Strauss-Brunnen einzufinden: »Abmarsch 18 Uhr«. Dabei fand die Geisteswelt der marxistisch-leninistischen Gruppen jener Zeit einen besonders prägnanten Ausdruck im Flugblatt der Roten Garde. Sie konnte »den mörderischen Banküberfall« unter Hinweis auf die Verhältnisse in China und Albanien, wo »Banküberfälle sinnlos« seien, als »eine notwendige Erscheinungsform der kapitalistischen Privatwirtschaft« erklären.

Das alles konnte der verantwortlich gemachten DKP überhaupt nicht gefallen. Sie habe nie einen Aufruf zu einer »von maoistischen, anarchistischen und diversen anderen, von Agent provokateurs durchsetzten Gruppen« organisierten Protestkundgebung mit »handgeschriebenen Pappschildern ... inszeniert, bei der die beiden Banditen Rammelmayr und Todorov zu antikapitalistischen Helden umstilisiert worden« (Deutsche Volkszeitung, 19.8.1971).

Später vermutete die von der DKP herausgegebene *Unsere Zeit* (UZ) wegen der »russischen Maschinenpistole« und der Anwesenheit von Franz-Josef Strauß bei »der Schießorgie in München« ein Komplott: »Stehen neofaschistische Terrorgruppen dahinter?« Die DKP München kritisierte, daß der »Vorfall hemmungslos für die



40 In China und Albanien gibt es keine Banküberfälle – ML-Flugblätter (1971)

Durchführung einer praxisnahen Notstandsübung genutzt [werde]«. Zur Illustration des Begriffs »Notstandsübung« wurde an den 15. Juli 1971 erinnert, an dem »Petra Schelm, ein Mädchen, das man ebenfalls verdächtigte, der Baader-Meinhof-Gruppe anzugehören, von einem Kriminalbeamten per Kopfschuß ›erlegt‹« worden sei (UZ, 14.8.1971). In der nächsten Ausgabe wurde unter der bündigen Überschrift: »Wer bestellte die Gangster?« die Komplott-These zugespitzt. Der Inhalt der »Bankräuber-Note« entspreche »im wesentlichen den Vorstellungen, die Faschisten in der Bevölkerung verbreiten, wenn sie Demokraten und Sozialisten diffamieren ... Wer hat diesen Text geschrieben?«

Die »Antifaschismus-Kommission des Kommunistischen Bundes« aus Hamburg wies Ende 1978 in einer Dokumentation polizeilicher Todesschüsse noch einmal auf den Münchner Banküberfall hin. Dabei überging der KB die von der DKP 1971 stark gemachte Komplott-These und hob die Erteilung des Schießbefehls hervor, den »die Staatsanwaltschaft im Einvernehmen mit dem bayrischen Innenministerium ... in Anwesenheit von Franz-Josef Strauß und Staatssekretär Erich Kiesl« getroffen habe. Und darüber hinaus markierte die Antifa-Kommission diesen Banküberfall als einen entscheidenden Einschnitt: »Seit der Erschießung des Bankräubers Rammelmayr im August 1971 in München propagierte die Bourgeoisie offen die Wiedereinführung des ›finalen Todesschusses‹ durch die Polizei.« Zum Beleg verwies die KB-Antifakommission auf jenes Illustriertenzitat (s.o.) »im faschistischen Sprachrohr Quick«, wonach es Staatsanwalt Sechser leid tue, nicht den Befehl gegeben zu haben, »Rammelmayr durch einen Kopfschuß zu töten« (Antifaschismus-Kommission 1978, 237).

Der Prozess gegen Dimitri Todorov »Es sollte niemanden etwas geschehen, außer der Deutschen Bank: ›Und die hat das Geld sowieso zusammengestohlen‹.« Während des Strafprozesses schilderte Todorov »in überraschend gewandter Sprache ... zunächst die unglücklichen Familienverhältnisse ... Zwei Versuche als Werkzeugmacher und als Kaufmann eine Lehre zu absolvieren gab er auf (›Idiotenbeschäftigung‹) ... Mit Altersgenossen begann er Autos aufzubrechen, erhielt Jugendstrafen, versuchte dann etwas, ›wo mehr Geld bei herausschaute‹, kam wieder für dreieinhalb Jahre in Jugendhaft. Den ›einzigen vernünftigen Satz‹, den er in dieser Zeit gehört haben will, soll ein APO-Student zu ihm gesagt haben: ›Es liegt daran, daß Leute wie du keine Alternative haben‹« (Frankfurter Rundschau, 3.10.1972). Zu der »Forderungsnote« erklärte Todorov: »Sie war nicht ganz nach meinem Geschmack, ich habe einiges kitschig gefunden ... Aber das sei ihm ›schon wurscht‹ gewesen, und er habe sie von Rammelmayr schreiben lassen, weil ›er in Rechtschreibung besser war als ich.‹ ... Als man ... die Geiseln aufgefordert habe sich zu bedienen, [sei er] enttäuscht gewesen, ›daß sie so wenig genommen haben‹« (Süddeutsche Zeitung, 3.10.1972). Am 13. Oktober 1972 verkündete die bayrische Justiz gegen Dimitri Todorov »das von Anfang an feststehende lebenslänglich« (Süddeutsche Zeitung, 12.10.1972)

wegen versuchten Mordes an Polizeibeamten. Das Gericht verneinte »mildernde Umstände, die eine zeitliche Freiheitsstrafe ermöglicht hätten« (Süddeutsche Zeitung, 14.10.1972).

Wie das Leben so ausgeht ... Nach dem Banküberfall erhielt Oberstaatsanwalt Sechser aus Sicherheitsgründen einen abgerichteten deutschen Schäferhund. Kassierer Kelnhofer wurde nach Frankfurt geflogen, wo ihm Bankchef Hermann Josef Abs die Hand drückte und mit 12.000 Mark belohnte; später wurde er stellvertretender Filialleiter. Einen ganz anderen Lebensweg schlug die bei der Stürmung der Bank von der Polizei verprügelte Elke Schmitz ein. Sie hatte kurz vor dem Überfall ihren Posten als Kundenberaterin bei der Deutschen Bank gekündigt, weil die Arbeit dort »nicht alles in ihrem Leben gewesen sein konnte«. Sicher nicht zufällig wurde sie während des Strafprozesses vom Richter nur kurz befragt. Sie zog zunächst in eine »Kommune« und reiste dann durch Afrika. Später wurde sie in Israel mit 27 Gramm Haschisch und zwei LSD-Trips erwischt und zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt.
Ingrid Reppel wurde in ihre Heimatgemeinde Hüttental im Siegerland überführt. An ihrer Beerdigung nahmen mehrere hundert Menschen teil: »In einer kurzen Traueransprache würdigte der Generalbevollmächtigte der Deutschen Bank München, Dr. Joseph Bogner, das junge Mädchen als ›eine fleißige, umsichtige und liebenswerte Mitarbeiterin‹ und verurteilte den verbrecherischen Anschlag der Räuber. ... Während der Trauerfeier ruhte in der Deutschen Bank München zum Gedenken an Ingrid Reppel die Arbeit« (Süddeutsche Zeitung, 11.8.1971). Hans Georg Rammelmayr wurde »ohne Pfarrer und in Abwesenheit der Mutter in einem Sozialgrab des Friedhofes am Perlacher Forst beigesetzt ... Neugierige in bunten Sommerkleidern und Kinderwagen schlossen sich dem zusammengewürfelten Trauerzug an« (Süddeutsche Zeitung, 12.8.1971). Dimitri Todorov saß 22 Jahre im Knast. Dort lernte er – den später von der Bewegung 2. Juni befreiten – Rolf Pohle kennen, zettelte mit ihm Streiks wegen der schlechten Knastverpflegung an und hielt über Jahre Kontakt zur Roten Hilfe. Franz-Josef Strauß starb im Oktober 1988 an Herzversagen. Die Sowjetunion löste sich 1991 und die RAF 1998 auf. Sowohl die Deutsche Bank, Hauptsitz Frankfurt, als auch die Deutsche Kommunistische Partei, Hauptsitz Essen, existieren bis auf den heutigen Tag.

Der Verfasser dankt Ingrid Scherf und dem Münchener Archiv 451 für die freundliche Unterstützung.

Quellen & Literatur

Antifaschismus-Kommission des Kommunistischen Bundes: Jeder kann der nächste sein – Dokumentation der polizeilichen Todesschüsse seit 1971 und ihre Legitimation. Antifaschistische Russel-Reihe, Bd. 4. Hamburg 1978.
Schroeder, Friedrich-Christian: Polizei und Geiseln. Der Münchener Bankraub. Berlin-West 1972.



41

Die Bank-Ladies – wenn Frauen zu sehr rauben

Franziska Roller

Der Bankraub ist – kriminalstatistisch gesehen – eine Domäne der Männer. »Von den acht Fällen, in denen Frauen mitwirkten, geschah dies einmal als Lenkerin des in der Nähe der Bank abgestellten Fluchtautos, und in vier Fällen durch unmittelbare Unterstützung des den Überfall im wesentlichen leitenden männlichen Partners« (Császár 1975, 62). Daran hat sich auch zwanzig Jahre später kaum etwas geändert. In der Polizeilichen Kriminalstatistik des Jahres 1998 heißt es lapidar: »Frauen betätigen sich nach dem polizeilichen Ermittlungsergebnis relativ selten als Räuber.« In der Rubrik »Raubüberfälle auf Geldinstitute und Poststellen« sind mit 95,2 Prozent fast alle Täter Männer. Doch die immerhin 4,8 Prozent der Fälle, die auf das Konto von Frauen gehen, können in den Medien mit besonderer Aufmerksamkeit rechnen. Die *Neue Westfälische* schreibt am 21. April 1999 über einen Überfall in Minden: »Mit einem Luftgewehr forderte die mit einer blauen Wollmütze mit Sehschlitzen maskierte Frau die Herausgabe des Geldes.« Ein anderer Fall wird aus dem kleinen Ort Buchbach in der Nähe von Landshut im August 1999 berichtet: »Zwei Angestellte bedienen eine ehemalige Kollegin, als eine weitere Kundin hinzu kommt. Und dann geht alles ganz schnell: Die zweite Frau umklammert die ehemalige Kollegin von hinten und hält der Geisel eine Spritze an den Hals. ›Geld her – oder ich spritze‹, fordert die

Bankräuberin, die eine schwarze Perücke trägt, die Kassiererin auf« (ZET.NET Rosenheim ovb-online news, 28.8.1999). Wie einige ihrer männlichen Kollegen auch, bedienen sich einzelne Täterinnen intelligenter Täuschungsmanöver. Beispielsweise in Hamburg, wo eine »attraktive dunkelhaarige Frau« ihren Forderungen mit einer Bombenattrappe Nachdruck verlieh (Hamburger Morgenpost, 2.2.1980). Oder im Fall der Ulmer Bankräuberin, die am Telefon eine ganze Geschichte erfand: Sie sei Kriminalbeamtin und »in Ulm sei es mehreren Terroristen gelungen, mehrere Geiseln zu nehmen«. Man brauche nun alles verfügbare Geld, um die Geiseln freizukaufen. Dafür müsse auch die Filiale in Saffranberg ihren Beitrag leisten« (Welt, 26.11.1977). Brav rückte der Direktor knapp 40.000 Mark heraus, die Frau packte den Geldstapel »seelenruhig in eine große Tasche, bedankte sich, ging ruhigen Schrittes aus der Sparkasse und verlor sich in der Menge« (ebd.).

Historische Vorbilder Die ersten berühmten Bankräuberinnen finden sich in den USA. So zum Beispiel Bonnie Parker, die in den dreißiger Jahren mit Clyde Barrow (➝ Bonnie und Clyde) umherzog. Es wird berichtet, daß die beiden impulsiv waren, begeistert davon, Leute umzulegen, kurz gesagt: vollkommen unprofessionell. John Dillinger (➝), einer der größten Gangster ihrer Zeit, soll gesagt haben, wegen Typen wie ihnen müsse die bewaffnete Räuberei um ihren guten Ruf fürchten. Beide hatten eine Schwäche für dramatische Szenen, sie liebten Publicity, und Bonnie schickte sogar schlechte selbstgeschriebene Gedichte mit der Mär von Bonnie und Clyde an die Zeitungen. Auch ihr Ende ist berühmt: von 167 Kugeln getroffen in ihrem legendären Ford V-8. Die Polizisten, die den beiden die Falle gestellt und sie durchlöchert hatten, schleppten den Wagen mit beiden Leichen bis in die Stadt Arcadia, als Spektakel für alle am Wegesrand. Dort wurden die Leichen aufgebahrt und zur Schau gestellt. Bonnie Parkers Grabstein ziert ein Spruch, der sich nur mit viel Phantasie auf ihr Leben anwenden läßt: »As the flowers are all made sweeter by the sunshine and the dew, so this old world is made brighter by the lives of folks like you« (»So wie alle Blumen durch Sonne und Tau süßer werden, so wird diese alte Welt strahlender durch das Leben von Leuten wie dir«) (zit. n. Helmer 1998, 216; Übersetzung: F.R.).

Eine weitere weibliche Berühmtheit der US-amerikanischen Gangstergeschichte ist Arizon Donnie Clark alias Kate »Ma« Barker (➝). Sie war die Mutter von vier Söhnen, die es in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren allesamt zu einiger Berühmtheit als professionelle Kriminelle gebracht hatten. Ma Barker starb an der Seite ihres Sohns Fred bei einem Feuergefecht mit dem FBI.

41 In elf Karikaturen sexualisierte *Bild* die erste »Bank-Lady« (22.7.–4.8.1965)

42



Der Kriminal-Psychologe Hans von Hentig (1954) stilisierte sie gar zum »Michael Kohlhaas in Unterröcken«, doch ob sie tatsächlich das Oberhaupt der Barker-Karpis-Gang war, für Raubüberfälle auskundschaftete und Schmiere stand, ist mehr als fraglich. Es wird kolportiert, sie sei eine geistig eher unterbelichtete Frau gewesen, die zu ihren Söhnen hielt, weil das eben Familie war, und die alle Vorwürfe gegen ihre Jungs als infame Lügen abtat.
»Die alte Frau konnte nicht mal ein Frühstück planen«, soll Harvey Bailey, ein Mitglied der Bande, gesagt haben. »Wenn wir uns hinsetzten und einen Bank-Job planten, ging sie ins andere Zimmer und hörte Amos und Andy oder Hillbilly Musik im Radio« (Helmer 1998, 158). Doch als das FBI feststellen mußte, daß es eine ältere Frau erschossen hatte, kam es wohl unter Rechtfertigungsdruck. Schnell sei die Legende in die Welt gesetzt worden, Ma Barker sei skrupellos, berechnend, kurz, sie sei der eigentliche Kopf der Bande gewesen und mit dem Gewehr in der Hand gestorben.
Die Zeiten der alten Gangster mögen vorbei sein, doch die der Bankräuberinnen fangen vielleicht jetzt erst richtig an. Zwischen 1996 und 1997 stieg die Zahl der Banküberfälle in den USA dra-

42/43 Das FBI massakrierte Bonnie Parker (1934) und Ma Barker (1935)



43



44

stisch, und dieser Trend gilt auch für Räuberinnen: »In der Tradition von Bonnie Parker erscheinen mehr Frauen auf der Bildfläche. Eine einzeln auftretende Räuberin terrorisierte Ende 1996 Banken in Marin County, Kalifornien. Im vergangenen Monat wurde ein gerade von der Schule suspendiertes vierzehnjähriges Mädchen von einer Bankkamera aufgenommen. Sie behauptete eine Waffe zu haben und befahl den Bankangestellten: ›Just do it‹« (Time Magazine, 31.3.1997; Übersetzung: F.R.).

Vamp – zarte Geliebte – Mannweib In der Bundesrepublik beginnt die Geschichte der berühmten Bankräuberinnen erst in den sechziger Jahren mit Gisela W. In drei Jahren ›machte‹ sie mit ihren Komplizen insgesamt 19 Banken; im Zeitraum von 1965 bis 1968 erbeuteten die vier rund 400.000 Mark – das war zu dieser Zeit Nachkriegsrekord. Schon ihr erster Banküberfall heizte die Phantasien an. Die Presse fand für sie bald den bewundernden Titel »Bank-Lady«. In Bild erschienen sogar Karikaturen, die die Bank-Lady als attraktive Frau mit langen Beinen, Stöckelschuhen und Lippenstift zur feschen Heldin stilisierten. Seitdem

44 Ma Barker wird als schießwütige Gangstergroßmutter inszeniert

ist »Bank-Lady« ein geflügeltes Wort, wenn Frauen sich nicht mit dem Auszahlungsvordruck, sondern mit der Waffe Geld besorgen. Eine Vierzehnjährige, die mit ihrem Kumpel eine Bank überfiel, soll laut *Bild* (2.8.1990) sogar gesagt haben: »Ich bin die jüngste Banklady – woll'n Sie'n Autogramm?«

Die erste Bank-Lady fand schon während ihrer erfolgreichen Phase Nachahmerinnen: Der *Stern* berichtete über eine ganze Reihe von Pärchen, aber auch von Frauen ohne Begleitung, und er tat dies mit sichtlichem Vergnügen: »Am 4. Februar 1967 bereitete Birgit S. (19), die ihr Leben eigentlich der Freude gewidmet hatte, dem Kassenwart der Bank in Zeven Kummer, indem sie ihm 5.000 Mark raubte. Sie entkam im Schutze ihrer langen, schwarzen Haare in der Dunkelheit, aber Rivalinnen, deren Strich sie auf St. Pauli kreuzte, verpfiffen sie der Polizei« (Stern, 19.1.1969).

Von Kriminologen werden die Frauen, die Banken überfallen, schlichtweg ignoriert. Für Császár beispielsweise ist der Fall klar: Frauen sind für Banküberfälle in der Regel psychisch ungeeignet. Er berichtet über die von ihm untersuchte Gruppe: »Der einzige von einer Frau allein verübte Raubüberfall ist nach der Schüchternheit seiner Durchführung und der Bitte der gestellten Räuberin, sie als Frau doch laufen zu lassen, keine Ausnahme von der Regel, daß Frauen zur Begehung von Vermögensdelikten, die Gewaltanwendung gegen die Person erfordern, im allgemeinen noch nicht die nötige Mentalität mitbringen« (Császár 1975, 62).

Für die Medien sind die Räuberinnen hingegen ein gefundenes Fressen. Sie schlachten das seltene Ereignis hingebungsvoll aus, und sie versuchen, das Unfaßbare mit Sinn zu füllen und in den Rahmen gesellschaftlich akzeptierter Weiblichkeit hineinzuinterpretieren. Das galt vor allem für besagte Gisela W., die bis heute berühmteste bundesrepublikanische Bankräuberin: Sie löste in der Presse regelrechte erotische Ausnahmezustände aus. Wenn eine Frau im Spiel ist, mutiert der Bankraub zum sexuellen Akt, sogar ein typisches Bankraubutensil wie der Handschuh wird – wenn Gisela W. ihn überstreift – als Sex-Accessoir beschrieben, mit Worten, die normalerweise für Kondome herhalten müssen: »Es war immer ein erregender Augenblick, wenn Gisela W. ihre dünnen Lederhandschuhe anzog, die so weich waren und so gefühlsecht«, phantasiert Balthasar Berg in einem *Stern*-Artikel[1]: Auch die Tatsache, daß Gisela W. ihre Requisiten für die Überfälle im Schlafzimmer versteckte und gemeinsam mit ihrem Geliebten auf Beutezug ging, ist in den Augen des *Stern* eine besondere Erwähnung wert. Das Blatt geht sogar so weit, den gesamten Überfall als Teil einer Beischlaf-Szene mit ihrem Komplizen Peter W. zu interpretieren: »Jeder Überfall mit seinem prickelnden Drumherum war für Gisela wie ein unerhört raffiniertes Vorspiel, das unausweichlich in ihrem französischen Bett enden mußte« (Stern, 15.12.1968).

Der männliche Autor des »großen Verbrecher-Lexikons« beschreibt eine andere Bankräuberin, Margit Czenki (→), ebenfalls mit einem Vokabular, daß einem schlüpfrigen Groschenroman entliehen scheint: »Mit einem

Trommelrevolver bewaffnet stand die blonde Frau mit den besonders betonten Backenknochen und ihrem weißen Knautschlackmantel auf dem Tresen und beschattete die Bankangestellten, während Kuhn das Geld einsackte, Otto die Bankkunden in Schach hielt und Heißler draußen im Fluchtauto wartete« (Sinn 1984, 199f.). Margit Czenki hatte im Jahr 1971 zusammen mit drei anderen eine Zweigstelle der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in München überfallen und wurde bald gefaßt.

1 Der Stern veröffentlichte zwischen 1.12.1968 und 20.1.1969 im Zuge des Prozesses gegen Gisela W. und Peter W. eine achtteilige Artikelserie.

Das Medien-Bild der Räuberin changiert zwischen Vamp und zarter Frauenseele. Die Bank-Lady Gisela W. wurde nicht zuletzt durch ihren angeblich besonders femininen Stil beim Rauben berühmt. Auf einige Schalterangestellte wirkte sie wie eine Erscheinung, und alle waren sich einig, daß sie eine besonders höfliche Art hatte, die Banken um Geld zu erleichtern. In der Darstellung des *Stern* war sie ebenso Lady wie fürsorgliche, gefühlvolle Geliebte ihres Komplizen Peter W.: »Das war es: sie liebte ihn bedingungslos, ohne Maß und ohne Grenzen ... Das spezielle Können der Bank-Lady kam erst im Augenblick der Tat voll zur Geltung, denn ihre Qualitäten hatten die Wurzeln in starken Gefühlen: Vertrauen zu dem Geliebten, Entschlossenheit und unbeirrbarer Mut.«

Sexbesessener Vamp und Liebende – beide Stereotype müssen als Erklärung für das Unfaßbare herhalten: Daß es Frauen gibt, die sich doppelt nicht an die Spielregeln halten, weder an die des Staates noch an die ihres Geschlechts. Kein Wunder, daß auch eine dritte Erklärung immer wieder auftaucht, wenn es um raubende Frauen geht: Sie sind gar keine – oder zumindest keine richtigen.

So wurde auch über Gisela W. kolportiert: »Nur eines stimmte nicht: Das Mädchen, das einmal die Bank-Lady werden sollte, wollte partout keine Frau werden. Sie war nett und lieb, und jeder mochte sie, aber ihre ganze Art war burschikos und jungenhaft salopp. Sie mußte achtzehn Jahre alt werden, bis bei ihr endlich eine Entwicklung spürbar wurde, die bei ihren Freundinnen schon mit dreizehn oder vierzehn Jahren eingetreten war. Sie mochte auch keine Männer. Sie war freundlich zu ihnen, aber sie hielt sie sich vom Halse« (Stern, 15.12.1968).

Aus ähnlichen Gründen hielt sich wohl auch das Gerücht, daß Bonnie Parker Zigarren rauchte; es wurde immer wieder in der Presse aufgewärmt. Die Verbrecherin mit der dicken Havanna im Mund – der »männlichsten« Rauchware schlechthin – paßt eben zu gut ins Medienbild des kriminellen Mannweibs. Das war offensichtlich auch Bonnie selbst klar. Sie war eitel genug, die Geschichte aufs Heftigste zu dementieren – das Foto, auf dem sie eine Zigarre hielt, sei nur ein Witz gewesen (Helmer 1998, 214).

Margit Czenki

Zeit zu leben

Theo Bruns · Angela Habersetzer

»**Mit einem Trommelrevolver bewaffnet** stand die blonde Frau mit den besonders betonten Backenknochen und ihrem weißen Knautschlackmantel auf dem Tresen und beschattete die Bankangestellten, während Kuhn das Geld einsackte, Otto die Bankkunden in Schach hielt und Heißler draußen im Fluchtauto wartete.« So beschreibt »Das große Verbrecher-Lexikon« den Überfall auf die Münchener Hypotheken- und Wechselbank. Es ist Freitag, der 13. April 1971.

Der Banküberfall ist ein doppelter Skandal: Zum einen wird er einer linken bewaffneten Gruppe, den Tupamaros München, zugeschrieben. Zum anderen spielt eine Frau die Hauptrolle und sprengt damit die gängigen Geschlechterrollen. Die Presse kürt sie zur »Banklady der Revolution«.

Margit Czenki kommt Ende 1968 nach München, mitten in die brodelnde Stimmung der Studenten- und Jugendrevolte. Die Bayernmetropole zeichnet sich durch ein unerwartetes Zusammenspiel von künstlerischer Avantgarde und linker Politik, Boheme und Subkultur aus. Radikalisierungsprozesse laufen rasch ab:

Ausbruch aus der bürgerlichen Ehe, Marx-Schulungen, Demonstrationen, Leben in der High-Fish-Kommune, Schlagzeugspielen mit den Amon Düüls, Gründung des ersten antiautoritären Kinderladens der Stadt.

Geld für die politische Arbeit fehlt an allen Ecken und Enden. Der Gedanke reift, es sich dort zu holen, wo es liegt. Ein Schritt, der die Rückkehr in eine bürgerliche Existenz abschneidet, aber noch den Charakter einer Übung hat. Die Militanz ist experimentell, nicht strategisch festgezurrt.

Ein dummer Zufall kommt dazwischen: Ein Polizeibeamter in Zivil wird Zeuge der Aktion und nimmt die Verfolgung auf. Roland Otto und Karl-Heinz Kuhn werden verhaftet, Margit Czenki und Rolf Heißler können mit dem Geld zunächst entkommen, werden aber im Juni 1971 in München festgenommen und später zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt.

Margit Czenki, die sich vor Gericht zu der Enteignungsaktion als antikapitalistischer Praxis bekannt hatte, wird auf ein Image festgelegt, mit dem sie lange Zeit zu kämpfen hat. Die »blonde Banklady« ist ein Klischee, mittels dessen die Presse den Bruch mit der traditionellen Frauenrolle abstraft. Die Sexualisierung des Bildes der weiblichen Täterin dient der symbolischen Unter-

45



45 Margit Czenki
46 mit Kamerafrau bei Dreharbeiten zu »Die Komplizinnen«

werfung unter die alten Herrschaftsverhältnisse (➤ Roller/Bank-Ladies). Aber auch die Heroisierung durch die Linke erweist sich als Falle. Der Bankraub, der nur eine Aktion unter anderen war, wird zum Markenzeichen und die Vielfältigkeit der Revolte auf dieses eine Merkmal reduziert.

Rebellion ist die Zuflucht auch im Frauenknast Aichach, wo Knastleiter Schröder ein wilhelminisches Regiment führt. Gemeinsam mit anderen sozialen Gefangenen wehrt sich Margit gegen die Haftbedingungen, tritt in den Hungerstreik.

Nach ihrer Haftentlassung arbeitet sie in Münchner Projekten wie dem Frauenbuchladen, bei der alternativen Stadtzeitung *Das Blatt* und einem Schülerladen. Gleichzeitig muß sie sich ständiger Drangsalierung und polizeilicher Observationen erwehren. Ihr geschiedener Ehemann unterbindet den Kontakt zu ihrem Sohn, Hausdurchsuchungen führen zur Kündigung der Wohnung.

Verschiedene Filmemacher versuchen, sich der »Story« zu bemächtigen. Der Bankraub dient Margarethe von Trotta als Vorlage für »Das zweite Erwachen der Christa Klages«. Margit Czenki beschließt ihre Geschichte selbst zu erzählen. »Das ist meine Zeit, die will ich nicht absitzen, die will ich leben«, läßt sie Pola Kinski in ihrem ersten Spielfilm »Komplizinnen« sagen. Weitere Filme folgen (Swingpfennig/Deutschmark 1994, Park Fiction 1999). Dazwischen liegen zahlreiche Regieassistenzen, die Gründung des Filmarchivs Frauen und des Kinderhauses am Pinnasberg in Hamburg, Mitarbeit beim Antirassistischen Telefon und den Wohlfahrtsausschüssen. Mit der Gestaltung einer Filmreihe beteiligt sie sich an der Initiative »das weite suchen. die letzten 6 gefangenen aus der RAF müssen raus! bedingungslos. basta!«. Einer der sechs ist Rolf Heißler.

Quellen & Literatur: Gespräch mit Margit Czenki, 19.2.2000; Presseberichte; Sinn, Dieter: Das große Verbrecher-Lexikon. Herrsching 1984.

46



Ins Muster der unweiblichen, somit abnormalen Räuberin paßt auch die Vermutung Hans von Hentigs, berühmte Verbrecherinnen seien machtgierig und hätten keinerlei Respekt vor Männern. Er sinnierte 1954 in seiner Studie »Der Gangster«: »Es gibt auch eine kleine Gruppe Frauen, die an Gewalt Gefallen finden. Es sind die Heroinen, die, wie Bonnie Parker, Zigarren rauchen, kommandieren, Männer gefügig sehen wollen. Sie haben früh die Illusion des ›stärkeren‹ Geschlechts verloren. Als Kellnerinnen sind ihnen die Augen aufgegangen. Weil sie zumeist im Kampf erschossen und danach verscharrt werden, ist unsere Kenntnis dieser Typen mager. Sie haben ein eigentümlich vertrautes Verhältnis zur Schußwaffe und zum Machtgefühl, das sie verleiht« (von Hentig 1954, 66).
Wo Hentig befremdet-faszinierte Vermutungen anstellt, vermag Oswalt Kolle den Zusammenhang von gesellschaftlichen und geschlechterkulturellen Zuschreibungen und der Sexualisierung des Handelns der Bankräuberinnen aufzuzeigen. Durch Bücher und Filme zum Thema sexuelle Aufklärung war er berühmt geworden und 1973 veröffentlichte er in der Frauenzeitschrift *Jasmin* einen Artikel über die bereits erwähnte Margit Czenki, die 1971 zusammen mit drei jungen Männern eine Bank überfallen hatte. Über die Umstände ihrer Festnahme schreibt er: »Kriminalrat Georg Schmidt sagte: ›Sie war nackt, wie Gott sie schuf.‹ Von einem nackten Mann hätte er vermutlich nüchtern gesagt, er sei unbekleidet gewesen. Aber ›nackt, wie Gott sie schuf‹, das klingt halt bei einer Frau aufregend, das ist sexy. So wird die Frau, ... die das Geld ›im Interesse der Lohnabhängigen verwertet hat‹ (Margit Czenki vor Gericht) noch in dieser bitteren Stunde der totalen Niederlage abgewertet, als Sexualobjekt, eben ›nur eine Frau‹.« Kolle sah ihren Bankraub als Versuch, »sich der Fesseln zu entledigen, die Frauen in unserer Gesellschaft immer noch tragen«.

Pleiten, Pech und Pannen Eine Betrachtungsweise, die den jeweiligen Beweggründen der Frauen gerecht werden will, ist die Ausnahme. In den meisten Fällen entwerfen Journalisten und Wissenschaftler Phantasiebilder von Räuberinnen. Doch nicht erst auf dem Papier, schon beim Überfall selbst müssen Frauen damit rechnen, von den Bankangestellten und Kunden ganz anders wahrgenommen zu werden als ihre männlichen Kollegen. Sie haben es aufgrund der geschlechtskulturellen Zuschreibungen von Schwäche und Unprofessionalität besonders schwer, gefährlich und entschieden zu wirken.
Die *Salzburger Nachrichten* vom12.8.1999: »Einen Zettel mit den Worten ›GELD HER ODER ICH SCHIESSE‹ hatte sie vorbereitet. Doch den verwendete sie nicht. Kapuze tief ins Gesicht gezogen und Sonnenbrille vor den Augen, forderte sie die Kassiererin auf, ihr Geld zu geben.« Bei der Flucht wurde ihr jedoch zum Verhängnis, das ein Bankkunde vor ihr weitaus weniger Respekt hatte, als es wohl bei einem männlichen Bankräuber der Fall gewesen wäre: »Ihr knapp auf den Fersen: ein Passant, den die Kassiererin gebeten hatte, die Frau nicht aus den Augen zu verlieren, weil sie etwas mit dem Überfall ›zu

tun‹ habe. Am Franz-Josef-Kai meldete sich der 50jährige Salzburger schließlich bei einem Polizisten. Silvia C. ebenfalls. Sie gab an, sie werde von jenem Mann verfolgt und belästigt. Beide wurden in den Streifenwagen verfrachtet.« Über die »Näherin Sylvia K. (26)« machten sich Medien wie Bankangestellte richtiggehend lustig. Die Süddeutsche Zeitung bezeichnet sie als »harmloseste Bankräuberin der Münchner Kriminalgeschichte«: Sie »wirkte bei ihrem ›Überfall‹ auf die Commerzbank-Filiale gegenüber dem Strafjustizzentrum trotz Gaspistole und Küchenmesser so wenig furchterregend, daß eine der Angestellten sie mit ›komischer Vogel‹ ansprach« (Süddeutsche Zeitung, 10.1.1986).

Doch Frauen haben es nicht nur schwerer, als Räuberinnen ernst genommen zu werden. Das Bild der schwachen Frau wirkt auch auf ihr Selbstbild zurück. Häufig trauen sie auch sich selbst nicht genug zu, machen fatale Fehler. Eine Räuberin hatte sich beispielsweise beim Überfall mit Hartgeld abspeisen lassen und war noch in der Bank überwältigt worden. Eine 71jährige ließ sich ebenfalls Münzgeld geben. Das war im Vergleich zu Scheinen nicht nur sehr wenig wert, sondern auch mehr, als sie tragen konnte: »Die Flucht mit der schweren Beute wurde jedoch von einem Hexenschuß vereitelt. Die Rentnerin wurde verhaftet« (Neue Mittelland Zeitung, 15.7.1999). Eine andere Seniorin hatte den Eindruck, den ihre Waffe auf den Banker machen würde, deutlich überschätzt: »›Überfall, Geld her‹, schrie sie. Aber der Bankchef, Hubert L., mußte sich mit aller Gewalt das Lachen verbeißen: Die Frau hatte nämlich eine ›geladene‹ Stöpsel-Pistole im Anschlag!« (Münchner Abendzeitung, 18.12.1984). Andere bekommen schon während der Tat Angst vor der eigenen Courage; über eine 55jährige schreibt die *Neue Westfälische* (21.4.1999): »Die Frau setzte sich zunächst in ihr Fluchtfahrzeug, sie kam dann aber zurück und warf das erbeutete Geld auf den Boden. Danach stieg sie in ihr Auto und fuhr davon. Knapp eine Stunde später kehrte die Frau zur Bank zurück und stellte sich der Polizei«. Pannen und Panikreaktionen kommen allerdings auch bei vielen Männern vor – die dummen, witzigen, unentschiedenen Überfälle, die auf das Konto von Männern gehen, könnten ganze Bände füllen. Bei den meisten Banküberfällen handelt es sich eben nicht um die Taten cooler Profis (→ Schönberger/»Jeder will doch Geld haben«), sondern sie werden spontan ausgeführt und zumeist spärlich geplant.

Karitativ in Familie, Gesellschaft und bei Geldbeschaffung

Die häufigsten Gründe, die Männer angeben, sind Schulden: »Der eine braucht's, um auf diesem Wege seinen Konsum an Betäubungsmitteln zu decken. Die anderen sind erheblich überschuldet und wissen deshalb nicht mehr ein noch aus. Das sind eigentlich die beiden großen Gruppen«, so ein Kriminalhauptkommissar in einem Zeitungsinterview (taz, 5.8.1989). Diese Gründe finden sich selbstredend auch bei Frauen: »Schulden in Millionenhöhe, die sie im Pokercasino im Airportcenter machte, sollen jene 48jährige Frühpensionistin zum Bankraub getrieben haben« (Salzburger Nachrichten,

12.8.1999). Ungeachtet dessen findet die Presse bei Frauen ganz andere Gründe als bei ihren männlichen Kollegen – zum Beispiel den Wunsch, für andere zu rauben. »Aus Liebe den Tresor geplündert – eine 29jährige Bankangestellte griff sich 750.000 Mark für ein Leben mit ihrem Freund aus Jamaica«, titelt die Berliner Zeitung (10.2.1998). In der Urteilsbegründung befindet der Vorsitzende Richter Laeger: »Die Liebe hat sie blind gemacht.« Hier muß einmal mehr das Klischee der gefühlsbetonten Frau herhalten.

Die meisten Bankräuberinnen werden in der Presse als Hausfrauen und vor allen Dingen als Mütter geschildert: »Schulden, Wucherzinsen, Unfall – das war zuviel. Verzweifelte Mutter beraubte Bank« (Hamburger Abendblatt, 27.12.1985); »Banküberfall im 9. Monat – Ich wollte eine größere Wohnung für unser Kind« (Aktuell, 19.4.1996); »Die Hausfrau, die eine Sparkasse ausraubte: Puschelohr, Mami ist wieder frei« (Bild,

»Gewohnheitsverbrecher« oder Altersarmut?

Longmont (Colorado). Über 1.000 Raubüberfälle soll der 1989 verhaftete, damals 82jährige Jack Keim insgesamt verübt haben. Er hatte auch als hochbetagter Rentner nicht aufgehört zu arbeiten. Später begründete er seine Altersteilzeittätigkeit mit der Notwendigkeit, seine Rente aufstocken zu müssen beziehungsweise zu wollen. In den Jahren zwischen 1986 und 1989 verdiente er sich in Colorado insgesamt 25.000 Dollar mit diversen Überfällen hinzu. Die Karriere des Räubers begann bereits in seiner Kindheit. Er verbrachte insgesamt 40 Jahre seines Lebens hinter Gittern und konnte mehrere Male aus Gefängnissen in Colorado und Florida entweichen. Ende März 1989 ließ sich Keim, mit einer mit Platzpatronen bestückten Starterpistole im Anschlag, in der First Bank South in Longmont 9.000 Dollar aushändigen. Anschließend suchte er auf einem gestohlenen Fahrrad das Weite. Inzwischen sonderten allerdings die präparierten Geldscheine roten Rauch ab. Die Fluchtgeschwindigkeit war dem Alter des Täters entsprechend. Eine Familie, die das Geschehen beobachtet ▸▸

22.12.1984). Ein gefundenes Fressen ist es, wenn die Kinder mit zur Bank genommen werden. »Während des Überfalls saßen die Kinder im Auto«, schreibt die *Nürnberger Zeitung* (10.9.1999) in der Kopfzeile ihres Artikels über eine 29jährige Bankräuberin. »Ihr vierjähriges Töchterchen wartete draußen im geparkten Auto, als die Hamburgerin Cornelia M. (26) die Filiale einer Bank in Bad Lauterberg betrat«, beginnt ein Bankraubartikel des *Hamburger Abendblatts* (27.12.1985).

Überschuldung und das Gefühl der Auswegslosigkeit bringen bestimmt weitaus häufiger Familienväter als -mütter auf die Idee, durch Abheben der besonderen Art wieder in die schwarzen Zahlen zu kommen. Doch ihnen wird der Familienbonus nicht zuteil. Zwar sind Frauen bei der Ausführung des Bankraubs deutlich benachteiligt und müssen schon eine Menge Professionalität mitbringen, um ernst genommen zu werden. Bei der Verurteilung haben sie jedoch die Chance, mit einer vergleichsweise milden Strafe davonzukommen; die Vorstellung der Mutter, die sich schützend vor ihre Kleinen stellt und bis zum Äußersten kämpft, erweicht die Herzen der Richter und Staatsanwälte. So auch im Fall der zweifachen Mutter, die sich die Spielzeugpistole ihres Sohnes schnappte, weil die Haushaltskasse leer war, und gerade einmal 1.400 Mark erbeutete. Der

Vorsitzende der Strafkammer befand, die Angeklagte »habe einen ›schwachsinnigen Banküberfall‹ begangen, um ihrer Familie ein Wiedersehen mit den Verwandten in Griechenland zu ermöglichen« (Nürnberger Zeitung, 10.9.1999).

Eine genauere Sichtung der meisten Fälle ergibt, daß die größten Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Räubern darin bestehen, wie ihre männlich dominierte Umwelt sie wahrnimmt, sowohl beim Überfall selbst als auch in medialen Darstellung.

Wenn der Mutterbonus nicht mehr anwendbar ist, wird in der Presse das eng mit dem der Mütterlichkeit verknüpfte Erklärungsmodell Hilfsbereitschaft aktiviert. Da ist der Weg von der karitativen Tätigkeit zum Bankraub schnell zurückgelegt: Aus Hilfsbereitschaft verübte eine Einundsiebzigjährige einen Verzweiflungs-Bankraub. In Grevenbroich überfiel sie eine Sparkasse. Weil sie die Freundin ihres Sohnes vom

hatte, nahm die Verfolgung in ihrem Auto auf und überfiel den alten Mann unweit der Bank. Die Moral von der Geschichte lautet, daß die Jugend von heute keinen Respekt vor dem Alter mehr hat. Was bleibt dem guten Mann nun anderes übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen und dem sozialen Druck gemäß, in den Ruhestand zu gehen? **Quelle**: Die Welt des Verbrechens. Bibliothek erstaunlicher Fakten und Phänomene. Amsterdam 1992. (KS)

Selbstmord abhalten wollte, aber nicht einmal die Fahrkarte zu den beiden bezahlen konnte, sah sie nur einen Ausweg: »›Überfall! Keine Triks. Schieze‹, kritzelte sie in aller Eile auf einen Zettel«, so die *Neue Mittelland Zeitung* (15.7.1997).

Allerdings sind die karitativen beziehungsweise uneigennützigen Ziele der Frauen nicht nur ein Medienkonstrukt. Schließlich teilen Frauen die gesellschaftlichen Vorstellungen davon, wie sich eine Frau zu verhalten hat, wie sie fühlen und handeln muß, um ihrem Geschlecht gerecht zu werden. Konzepte von Weiblichkeit sind nicht nur auferlegte Zuschreibungen, sie werden verinnerlicht und prägen auch das Selbstbild von Frauen.

Und doch: Wenn Gisela W. noch dreißig Jahre nach ihrer Bankräuberinnenzeit vom luxuriösen und sorglosen Leben erzählt, das sie sich mit dem geraubten Geld ermöglichte, wird einmal mehr klar: Die Gründe, aus denen die jeweiligen Frauen rauben, haben nur sehr wenig mit den stereotypen Erklärungsversuchen zu tun, mit denen die Medien versuchen, das Phänomen in den Griff zu bekommen (Der geplatzte Traum 1999).

Politisches Exempel Frauenpower Das Erklärungsmodell der uneigennützigen Tat wird auch bei den Frauen herangezogen, die sich aus politischen Gründen für einen Bankraub entscheiden. Margit Czenki dachte beispielsweise laut Kolle schon in ihrer Schulzeit über die Ungerechtigkeit in der Gesellschaft nach: »›In unserer Klasse gibt es zwei Gruppen. Die reichen Mädchen und die armen. Die armen sind immer die Doofen. Sie trauen sich nichts zu, sie können sich nicht durchsetzen. Und deshalb bleiben sie auch immer doof.‹ Sechzehn Jahre später steht sie vor der Bankfiliale. Zwei Minuten vor dem Countdown ist Margit Czenki entschlossen, eine andere Verteilung des Geldes vorzunehmen. Sie will den Klassenkampf in die Schalterhallen der reichen Banken hineintragen – und die Beute ›im Interesse der Lohnabhängigen verwerten‹. So wird sie später auch vor Gericht immer wieder aussagen, ohne Bedauern, ohne Reue, bis zur letzten Minute stolz auf ihre Tat« (Kolle in *Jasmin*). Doch Kolles Interpretation blieb die Ausnahme; die meisten Artikel stellten ihr ihre Kinderliebe in den Mittelpunkt.

Für das Thema Frauen und Bankraub sind auch Rote Armee Fraktion (RAF) und Bewegung 2. Juni nicht unwichtig (➤ Viehmann/Notgroschen der Revolution). Beide Gruppen ›organisierten‹ Geld für ihre Aktionen, indem sie Banken erleichterten, und Frauen waren selbstverständlich mit von der Partie. Einen Überfall auf eine Bochumer Bank führten drei RAF-Frauen 1979 ganz ohne ihre männlichen Genossen aus. Feministische Überlegungen waren bei der RAF normalerweise kein Thema; im bewaffneten Kollektiv, so

ihre Überzeugung, wurde das diskrimierende Geschlechterverhältnis ohnehin aufgehoben – dennoch war dieser Banküberfall ein klares Exempel für Frauenpower.

Warum sich so viele Frauen dem bewaffneten Kampf anschlossen, blieb für Psychologen, Kriminologen, JournalistInnen ein Rätsel. Der Soziologe Erwin K. Scheuch konstatierte einen »Bruch mit der abgelehnten Weiblichkeit« (Spiegel 20/1981) – einmal mehr ein hilfloser Versuch, die Frauen für ihre unglaublichen Taten einfach zu entweiblichen. Der Kriminologe Wolf Middendorf klammert sich an seinen humanistischen Zitatenschatz und behauptet mit Goethe: »Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz, noch zuckend, mit des Panthers Zähnen zerreißen sie des Feindes Herz ...« (Spiegel 20/1981). Die Rechtsanwältin und Psychologin Margarete Fabricius-Brand glaubte, »daß die Terroristinnen Selbstbeschränkung, Selbstverleugnung und Selbstaufgabe in radikalster Form betreiben« und sie sich somit, wenn auch übertrieben, konsequent fraulich verhielten (Spiegel 20/1981). Um das Unglaubliche glaubwürdig zu erklären, wird gerade bei den Frauen der Stadtguerilla das besondere weibliche Maß angelegt, das alles, was sie tun, ein bißchen verkleinert: Was bei den Männern bedingungslose politische Überzeugung ist, wird bei den Frauen zur fehlgeleiteten Nächstenliebe, was bei Männern als harte, kämpferische Disziplin interpretiert wird, ist bei ihren Genossinnen übertrieben feminine Anpassungsfähigkeit.

Für alle raubenden Frauen gilt gleichermaßen: Was nicht sein kann, weil es

nicht sein darf, wird glaubhaft gemacht, indem es in den üblichen Kanon weiblicher Verhaltensmuster eingepaßt wird: durch Sexualisierung – sei es als Vamp oder im anderen Extrem als Mannweib –, durch Lächerlichmachen, was einer Abwertung gleichkommt, und durch Karitativierung das heißt, durch eine Interpretation der Tat als Akt weiblicher Fürsorglichkeit. Und doch bleiben Faszination und Unbehagen in allen Erklärungsversuchen zurück. Denn wie man es auch auslegt und mit gängigen Stereotypen bemäntelt, es bleibt der Fakt: Frauen tun's auch.

Bank-Rapping Coole Frauen mit dem Revolver in der Hand, fehlgeleitete weibliche Robin Hoods, Outlaws ohne femininen Touch oder raubende Vamps – Bilder von Bankräuberinnen haben entweder eine romantische Färbung oder sie liefern eine dramatische Geschichte von Auflehnung und Grenzüberschreitung. Kein Wunder, daß bankräubernde Frauen eine besondere Faszination auf Regisseure und Filmemacherinnen ausüben. Die Frau mit der Waffe vor dem Schalter ist Stoff und Staffage für eine ganze Reihe von Filmen: John Waters, der für seinen Kult des Widerlichen, Extremen und Freakigen berüchtigt ist, verpflichtete Patty Hearst (→) für zwei seiner Filme. Margarete von Trotta nahm die Geschichte von Margit Czenki als Vorlage für den Film »Das zweite Erwachen der Christa Klages«. Und Margit Czenki erzählt ihre Geschichte selbst in ihrem ersten Spielfilm »Komplizinnen«.
Kinofilmen wird inzwischen eine Frauen inspirierende Wirkung zugeschrieben, bis hin zur Entscheidung, nicht mehr auf den Lottogewinn zu warten. Auch das *Time Magazin* (31.5.1997) befürchtete, der Kinofilm »Set it Off« mit der Rapperin Queen Latifah sei ein mögliches Vorbild. Dort versuchen vier schwarze Frauen, trotz aller Ungerechtigkeiten und Sorgen, das Beste aus ihrer Situation zu machen. Als alles nicht gelingt, beschließen sie, ihr Recht auf ein halbwegs anständiges Leben nun selber durchsetzen. Und das geht nur mit dem Geld aus einer Bank.
Der direkte Weg von der Leinwand in die Gehirne und zur eigenen Tat ist ein bis zum Überdruß strapaziertes Argument, und es erklärt bekanntermaßen nichts (Schönberger/Roller/Zaiser 1994). Aber die Filme über den Traum vom schnellen, wilden, unerschrockenen Weg aus dem Elend zur Bank zeigen immerhin Frauen, die ihr schlechtes Leben nicht mehr ertragen wollen und dessen Veränderung selbst in die Hand nehmen.

Quellen & Literatur

Casázar, Franz: Der Überfall auf Geldinstitute. Wien u.a. 1975.
Helmer, William J.: Public Enemies: America's Criminal Past, 1919-1940. New York 1998.
Hentig, Hans von: Zur Psychologie der Einzeldelikte. Bd. I: Diebstahl, Einbruch, Raub. Tübingen 1954.
Schönberger, Klaus/Roller, Franziska/Zaiser, Michael: Kritik der Medienkritik. Rassismus & Gewalt – Fernsehen und Videotapes. In: autonome a.f.r.i.k.a.-gruppe/mittlerer neckar (Hg.): Medienrandale. Rassismus und Antirassismus – Die Macht der Medien und die Ohnmacht der Linken. Grafenau 1994, S. 107-143.
Sinn, Dieter: Das große Verbrecher-Lexikon. Herrsching 1984.

Film
Der geplatzte Traum: Die Bankdy. Autor: Martin Niggeschmidt. Süddeutsche TV/Vox, 30.8.1999.

POLITISCHE ÖKONO



MIE DES BANKRAUBS



Josef der Räuber – revolutionärer Terror in Rußland

Wladislaw Hedeler

Traktat und Bombe wurden und werden oft in einem Atemzug genannt, wenn die Rede von den Anfängen revolutionärer Bewegung in Rußland ist. Für die im Land und im Exil tätigen Revolutionäre rückte das Traktat an die erste Stelle, die Bombe, auch jene, die bei den Banküberfällen zum Einsatz kam, war immer nur Mittel zum Zweck. Die Genossen in Westeuropa sahen in den heroischen Aktionen der Bombenwerfer, Attentäter und Kampfgruppen aus den Reihen der Sozialdemokraten, der Sozialrevolutionäre und der Anarchisten eine aus der Zeit und den spezifischen Kampfbedingungen im zaristischen Rußland geborene und daher vorübergehende Erscheinung. Diese in der schöngeistigen Literatur von Hans Magnus Enzensberger in der Bundesrepublik und Juri Trifonow in der Sowjetunion aufgegriffene und verarbeitete Traditionslinie wurde in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) und ihren Strömungen – die Menschewiki und Bolschewiki agierten bis 1917 unter einem Parteidach – zunächst idealisiert und verklärt, später verdammt, dann Schritt für Schritt verdrängt und nach der Eroberung der Macht durch die Bolschewiki im Oktober 1917 aus unterschiedlichen Gründen nie im Zusammenhang untersucht.

Das diese Tradition der SDAPR jedoch nie in Vergessenheit geriet, ist den zahlreichen Opponenten in der nun herrschenden Kommunistischen Partei

KPdSU(B) zu verdanken. Es war für die Bolschewiki günstiger, in dem im nationalen und internationalen Rahmen geführten Streit die in Rußland auf die Narodnaja Wolja, die »Volkstümler«, zurückgehende Traditionslinie des individuellen Terrors kampflos der Partei der Sozialrevolutionäre zu überlassen. In der Auseinandersetzung mit Anarchisten, Sozialrevolutionären und Menschewiki waren die mit dieser Gewaltgeschichte verwobenen Themen viel zu brisant. Es ging um die Beschaffung von Geld für die Partei, um den Kampf gegen das Eindringen von Spitzeln der Geheimpolizei in die eigenen Reihen und nicht zuletzt um die Behauptung des Führungsanspruches im revolutionären Kampf. Entsprechend versuchte die KPdSU(B) als Partei an der Macht jede Berührung ihrer Geschichtsschreibung mit der Kriminalgeschichte zu vermeiden.
Der folgende Beitrag ist der Versuch einer Annäherung an ein so gut wie unbekanntes Kapitel russischer Parteiengeschichte und deren wechselvolle Rezeption durch Zeitgenossen und Akteure.

»Räuber aus Idealismus« »Ihre Biographie enthält Momente sozusagen ›räuberischer‹ Aktionen. Haben Sie sich für die Persönlichkeit Stepan Rasins interessiert? Wie stellen Sie sich zu ihm, diesem ›Räuber aus Idealismus‹?« Als der deutsche Schriftsteller Emil Ludwig im Dezember 1931 Stalin mit dieser Frage nach seiner Haltung zum Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes 1670/71 konfrontierte, lag die Veröffentlichung seines Artikels »Über einige Fragen der Geschichte des Bolschewismus« in der Proletarskaja Rewoljuzia gerade ein halbes Jahr zurück. In diesem Artikel hatte Stalin sein Konzept der Geschichte der bolschewistischen Partei umrissen. Er hatte wohl mit vielen Fragen, nur nicht mit dieser gerechnet. Daher antwortete er eher ausweichend, als sich der Gast aus Deutschland nach seiner Teilnahme an den lange zurückliegenden Expropriationen in Transkaukasien erkundigte. Für Stalin war das kein Thema und er lehnte die von Ludwig angesprochene Analogie der Bauernaufstände von einst mit den Aktionen der Bolschewiki als »absolut unangebracht« ab (Stalin 1955, 100).
Ob Ludwig das Thema aufgriff, weil Ende Oktober 1931 das Filmstudio Georgien mit den Dreharbeiten zum Film über einen der bekanntesten Organisatoren der Überfälle auf Banken, Ter-Petrosjan, bekannt unter seinem Pseudonym »Kamo«, begann, oder weil deutsche Kommunisten seit 1931 wieder Geschäfte und Polizisten überfielen, um an Geld und Waffen zu kommen, bleibt offen. Beim Sekretariat des ZK der KPD wurde Anfang 1931 unter dem Decknamen »Wels« eine Abteilung Waffen- und Materialbestände gebildet. In diesen Kreisen blieb das russische Beispiel der

49 Petersburger Kampfbund zur Befreiung der Arbeiterklasse – Lenin in der Mitte, rechts Martow (1897)

Expropriationen lebendig. Der Schluß, daß Ludwigs Frage im Zusammenhang mit der Betonung der Entstehung neuer Kampfformen und der öffentlichen Distanzierung des Zentralkomitees der KPD am 1. Juli 1931 von Aufrufen zur Organisierung des Massenterrors zur Brechung des Faschisten- und Polizeiterrors stand, liegt nahe. Stalins Zurückhaltung ist klar, denn er war selbstverständlich über die Ausbildung und die Vorbereitung deutscher »Kursanten«, das heißt zur sogenannten militärpolitischen Ausbildung nach Moskau kommandierter deutscher Kommunisten in der Spezialschule der Komintern, die sich in der Nähe von Moskau befand, unterrichtet.

Anna Geifman hat in ihrer Studie über den revolutionären Terrorismus in Rußland (Geifman 1993) die Dimension und die Bedeutung dieser lawinenartig zunehmenden Aktivität der »Revolutionäre neuen Typs«, die nicht nur auf die Bolschewiki beschränkt war, sondern alle sozialistischen Parteien erfaßte, skizziert. Von 1905 bis 1907 starben im Russischen Reich etwa 9.000 Menschen bei Terroranschlägen. Für die Zeit von Januar 1908 bis Mai 1910 verzeichnet die Statistik 19.957 Terroranschläge und Expropriationen, in deren Verlauf 752 Beamte und 3.051 Privatpersonen getötet sowie 1.022 Beamte und 2.829 Privatpersonen verletzt worden sind. Von Oktober 1905 bis Oktober 1906 sind 1.951 Raubüberfälle registriert, davon 940 auf staatliche und private Banken, bei denen ungefähr sieben Millionen Rubel erbeutet wurden. Im Monat Oktober 1906 allein waren es 362 politisch motivierte Banküberfälle, bis zum Jahresende wechselte so eine Million Rubel ihren Besitzer. Ein Zentrum dieser Aktivitäten war die Kaukasusregion im Russischen Reich. In der Sprache und Praxis der Revolutionäre gehörten Banküberfälle zur breiten Palette der Terroranschläge, die sich gegen das System und dessen Repräsentanten richteten. Im Kaukasus wurden in den Jahren zwischen 1905 und 1908 insgesamt 1.150 Terrorakte verübt, schreibt Isaac Deutscher unter Berufung auf Leo Trotzki. Die Kampforganisation im Ural hatte von 1906 bis 1907 60.000 Rubel »expropriiert«. Von Februar bis März 1907 raubten die Revolutionäre in Kutais 15.000 Rubel.

Der Coup in Tiflis Während des wohl spektakulärsten Geldraubs, der am 13. (26.) Juni 1907 in Tiflis stattfand, hatten die zwölf am Überfall beteiligten Revolutionäre 241.000 Rubel erbeutetet. Weil die zaristische Polizei die Seriennummern der 500-Rubel-Scheine in ganz Europa bekanntgab, erwies sich die Aktion, bei der über 50 Personen verletzt wurden, als kolossaler Fehlschlag. Es gelang den Abgesandten der Bolschewiki nicht, das registrierte Geld in Berlin, Genf, München, Paris und Stockholm umzutauschen. Unter den beim Umtauschversuch in Paris im Januar 1908 Verhafteten waren der spätere Außenminister Maxim Litwinow, damals Leiter des »Bolschewistischen Zentrums« in der französischen Hauptstadt, sowie der Lockspitzel Jakow Shitomirski.

Aus der Literatur (Payne 1990, 99) geht hervor, daß Stalin an der Aktion in Tiflis teilgenommen hatte, aber in welchem Ausmaß er daran beteiligt war und ob er eine entscheidende Rolle spielte, bleibt unbekannt (Deutscher

50



1990, 127). Nach seiner eigenen Darstellung hat er die Bombe vom Dach des Schumbatowschen Palastes geworfen. Anderen Berichten zufolge hatte er die Geldsäcke ins Observatorium gebracht. Am unglaubwürdigsten ist die Legende, Stalin habe alles allein organisiert.

»Insgesamt waren vierzehn Männer und zwei Frauen an dem Komplott beteiligt. Nur sieben oder acht von ihnen waren bewaffnet, die anderen fungierten als Späher, die das Nahen des Wagens zu signalisieren hatten«, der die aus Sankt Petersburg kommenden Postsäcke in die Staatsbank von Tiflis brachte. Die Sendung bestand aus Banknoten, Obligationen, Schuldscheinen, Schatzanweisungen und Aktien. Achtzehn berittene Kosaken eskortierten den Wagen. »Kurz nach zehn Uhr betraten Kurdumow, der Hauptkassierer der Staatsbank, und Golowia, der Oberbuchhalter, begleitet von zwei bewaffneten Polizisten, das Postamt. Sie unterschrieben die Quittungen und trugen die zwei schweren Postsäcke mit Hilfe der beiden Polizisten zum Wagen. Der Leutnant, der die Kosaken anführte, gab Befehl zum Aufbruch, und die kleine Prozession bewegte sich rasch in die Richtung des Eriwan-Platzes. Aus einem Café neben dem Postamt riefen zwei junge Frauen telephonisch ein anderes Café in der Sololakskaja-Straße an. Weitere Telefonanrufe folgten. Die Verschwörer bezogen ihre Posten, die einen, um ihre Bomben auf den Wagen zu werfen, die anderen, um die Rückzugslinie der Bombenwerfer zu decken ... Einer der Verschwörer kletterte aufs Dach des Palastes des Fürsten Schumbatow und schleuderte von dort die erste Bombe. Einen Augenblick später wurden sechs weitere Bomben geworfen. Zwei

137

50 W.I. Lenin (1905)

Kosaken waren auf der Stelle tot, andere flogen aus dem Sattel, und der Rest wurde auf dem Rücken der scheu gewordenen Pferde in alle Windrichtungen getragen. Die Kraft der Explosion schleuderte den Kassierer und den Buchhalter auf die Straße, wo sie schwer verwundet liegen blieben. Wo gerade noch eine kleine, glänzende Kavalkade von berittenen Kosaken den wappengezierten Wagen der Staatsbank umringt hatte, sah man jetzt nichts als ein Bahrtuch von schwarzem, erstickendem Rauch. Etwa fünfzig Menschen waren durch Bombensplitter verwundet, einige davon schwer. Alles war in höchster Verwirrung. Tote und sterbende Pferde lagen auf dem Platz herum. Kinder brüllten, Polizeioffiziere schrien, und die Verschwörer, die die Bomben geworfen hatten, liefen Hals über Kopf davon.« Die letzte Bombe riß dem Wagen die Räder weg, die Verschwörer rissen die Türen auf und bemächtigten sich der Geldsäcke (Payne 1989, 99f.).

Aus den biographischen Anmerkungen in der Ausgabe der Gesammelten Werke von J. W. Stalin geht nicht, wie Robert Payne behauptet, hervor, daß Stalin »den ganzen Sommer und Herbst des Jahres 1907 in Baku verbracht hatte«, sondern – und diesen Faden greift Lawrenti Berija in der »Geschichte der bolschewistischen Organisationen in Transkaukasien« auf – zwischen Baku und Tiflis pendelte. Aber auch Berijas 1935 gehaltener und zunächst unveröffentlichter Vortrag geht mit keinem Wort auf die Expropriationen ein, sondern entspricht der Diktion der offiziellen, erst später veröffentlichten »Kurzen Lebensbeschreibung« des Generalsekretärs der KPdSU(B). Unter stürmischem Beifall hatte Berija vor den Parteiaktivisten in Tbilissi (Tiflis) ausgeführt, daß Genosse Stalin während der ersten Revolution als »der feste Verfechter der Leninschen Linie, der Führer und Leiter der Bolschewiki und revolutionären Arbeiter und Bauern Transkaukasiens« hervorgetreten sei. Lenins Linie bedeutete in diesem Zusammenhang das Hineintragen des revolutionären Bewußtseins ins Proletariat. Unter dem Banner Lenins, gewissermaßen Kopf an Kopf mit den anderen Klassikern, wollte Stalin nicht mit der Bombe, sondern mit dem Traktat in der Hand erscheinen.

Stalins Schweigen Emil Ludwig hatte die »Kurze Lebensbeschreibung«, in der diese Legende ausgeführt wurde, als Geschenk von Stalin erhalten, in ihr war die Rede von der »elementaren Empörung der unterdrückten Klassen«. Stalin wies im Gespräch aber wie erwähnt jede Analogie zwischen unorganisierten Bauernaufständen und bolschewistischen Aktionen zurück. Der Generalsekretär wollte nicht an das dunkelste und romantischste Kapitel der ersten Revolution erinnert werden, an die Zeit, in der er in der Partei noch unter dem Pseudonym »Koba« bekannt war. Als der französische Schriftsteller Henri Barbusse Anfang 1934 begann, Material für ein Buch über Stalin zu sammeln, erhielt auch er nur Auskunft über Bekanntes. Eine deutsche Ausgabe des Buches erschien 1935 in Paris. Bis heute hält sich das Gerücht, daß nicht Barbusse, der nach Erscheinen des Buches unter mysteriösen Umständen in Moskau verstarb, sondern der als Übersetzer genannte deutsche Kommunist Alfred Kurella der Autor sei. Stalins Unmut, sich Gesprächspartnern

im Hinblick auf seine Jugendzeit zu öffnen, gab immer wieder dem Gerücht Nahrung, er habe Kontakte zur zaristischen Geheimpolizei Ochrana unterhalten (Hedeler 1992, 46ff.). Aus dem Briefwechsel zwischen Kurella und Georgi Dimitroff sowie der Korrespondenz Dimitroffs mit Stalins Sekretär Alexander Poskrebyschew geht hervor, daß Barbusse immer wieder um das noch ausstehende biographische Material gebeten hatte. Wie viele Ausländer, die Gelegenheit bekamen, mit Stalin zu sprechen, interessierte sich Barbusse im Zusammenhang mit der Vorbereitung seiner Bücher über Georgien und Rußland für die Ursachen und den Verlauf des ›roten Terrors‹ in Sowjetrußland.

Nur wenige Stalin-Biographen, unter ihnen Robert Tucker und Robert Payne, haben das Gespräch Stalins mit Emil Ludwig, das am 13. Dezember 1931 von 16.50 bis 18.40 Uhr im Kreml stattfand, ausführlich kommentiert. Seit 1998 sind die nicht in die Ausgabe der Stalinwerke aufgenommenen Passagen der

FPÖ - die tun was!

Linz. Am 29. Mai 2000 wurde in Linz nach einem Überfall auf eine Filiale der Raiffeisenkasse der verdächtige Bankräuber gestellt und erschossen. Nach Darstellung der österreichischen Polizei habe der Verdächtige eine Pistolenattrappe auf die Beamten gerichtet. Laut Polizeichef sei dieselbe täuschend echt gewesen. Somit habe der Verdächtige den »letalen Schußwaffengebrauch« regelrecht provoziert. Insgesamt wurde er dreimal unter Feuer genommen und von fünf Kugeln getroffen. Merkwürdig war dabei, daß der bereits schwer Getroffene nicht entwaffnet wurde, so daß jede Bewegung des Verletzten einen weiteren Vorwand für eine erneute Eröffnung des Feuers lieferte. Da schon vor dem Regierungseintritt der FPÖ die polizeilichen Methoden in Österreich nie zimperlich gewesen waren, erregte diese Hinrichtung kein weiteres Aufsehen und wurde als »Selbstmord durch Polizisten« abgetan. Als sich dann aber herausstellte, daß der Erschossene Alexander Jost, Selbständiger in Sachen »Marketing, Consult und Adventure Travelling«, hieß, ging ein Raunen durch Österreich. Jost (38) war nämlich zugleich der Ehemann der steirischen Landesministerin Magda Jost-Bleckmann (31), die ▸▸

Unterredung veröffentlicht (Sčitaju 1998, 216f.). Aus ihnen geht hervor, daß Stalin über die von Ludwig angesprochenen bildhaften Vergleiche des sowjetischen Führers mit dem »grausamen Zaren« oder dem »edelmütigen Räuber« (so hatte Lenin »Kamo«, den Organisator der Aktion in Tiflis, genannt) weiter nachdachte. Als Stalin am Vorabend der Veröffentlichung der »Geschichte der KPdSU(B). Kurzer Lehrgang« von seinen Kampfgefährten verfaßte Manuskripte für Geschichtslehrbüchern durchsah, tilgte er alle Hinweise auf die Führer der gegen die Zentralmacht aufständischen Bauern. Ein Blick in Stalins Privatbibliothek (einige Bücher aus der Bibliothek werden im Stalin-Bestand des ehemaligen Zentralen Parteiarchivs, heute Russisches Archiv für Sozialpolitische Geschichte, aufbewahrt) zeigt, wie Stalin Illustrationen, Kommentare und zeitgenössische Berichte über den Widerstand der Landbevölkerung und die öffentliche Hinrichtung der Bauernführer auf dem Roten Platz in Moskau zusammenstrich. Seinem aufmerksamen Blick entging nichts, was Anlaß geboten hätte, die alten Bauernunruhen mit den dreißiger Jahren, der Zeit der »Beseitigung der Kulaken als Klasse« und der Zwangskollektivierung, zu vergleichen.

1937 legten O. Shemtschushina und S. Gljaser eine Fibel zur Geschichte der UdSSR für die dritte und vierte Grundschulklasse vor. Stalin empfahl eine

gründliche Redaktion, um die Diktion der aktuellen Terminologie des Klassenkampfes auf dem Lande anzupassen. »Die Verfasserin zeigt Mitgefühl«, schrieb Stalin an den Rand und empfahl, eine knappe Schilderung des Kampfes gegen die Bojaren, die Gefolgsleute der Fürsten, hinzuzufügen. Nicht das Elend der einfachen Bauern, sondern die Härte des Kampfes gegen die Reichen und Gutsbesitzer standen für ihn obenan. Stalin tilgte Hinweise auf erfolgreiche Aktionen der Bauern gegen die Moskauer Obrigkeit. Er strich das Gedicht über den »tollen Burschen Stepan Rasin«, der nach Moskau überstellt und am 6. Juni 1671 auf dem Roten Platz gevierteilt wurde. Am 1. Mai 1919 war für Rasin an dieser Stelle ein provisorisches Denkmal errichtet worden, zu dessen Einweihung Lenin eine Rede gehalten hatte. Getilgt wurde auch der Abschnitt über Jemeljan Pugatschow. Das Andenken an den furchtlosen Anführer und Dichter sei noch heute im Volke lebendig, hatten die Historiker geschrieben. Für Stalin klang das wie ein Alarmsignal.

wiederum der Schöller-Bleckmann-Dynastie angehört. Die jüngste Ministerin Österreichs war seit Herbst 1999 mit dem Erschossenen verheiratet und inzwischen schwanger. Als ihrem Ehemann noch weitere Banküberfälle zugeschrieben wurden, tauchte die sonst rhetorisch nicht gerade zimperliche und aggressive Rechtsauslegerin der FPÖ erst einmal unter. Die *Kronenzeitung* verkündete, daß der Räuberbraut das tiefe Mitleid der ganzen Nation gebührt. Außerdem stand sehr schnell fest, daß die bereits als steirische Spitzenkandidatin gehandelte FPÖ-Politikerin ahnungslos gewesen sei. Ihr »smarter« Ehemann habe ein Doppelleben als einer der »kaltblütigsten Serienbankräuber« Österreichs geführt. Denn Jost soll ein Bild von einem Schwiegersohn abgegeben haben. Unisono hieß es, der »fesche Alexander« - der nach der Geburt des Kindes eigentlich den Haushalt haben machen wollen -, habe dem größten politischen Talent der steirischen FPÖ die Karriere vermasselt. Der Hang zum Doppelleben prominenter Mitglieder (Peter Rosenstingl, Walter Meischberger, Bernhard Gratzer, Gernot Rumpold, Klaus Lindenberger, Harald Fischl, Ludwig Rader u.v.a.) ist in dieser Partei derart notorisch, daß sie selbst ▸▸

Außerordentlich aufmerksam studierte Stalin jene Abhandlungen, die seine Biographie als Revolutionär betrafen. 1935 hatten die Parteihistoriker Wilhelm Knorin, Jemeljan Jaroslawski und Pjotr Pospelow ein populäres Lehrbuch der Geschichte der KPdSU(B) vorgelegt. Stalin verlangte eine völlige Überarbeitung der Einleitung und wies auf Fehler in der Darstellung seiner revolutionären Tätigkeit in Baku hin. So habe er nie, wie auf dem abgebildeten Gemälde zu sehen, die Demonstration am 9. März 1902 angeführt. »Das hat es nicht gegeben«, notierte er am Rand.
Stalin ordnete auch an, wie die Darstellung der Auseinandersetzung zwischen Bolschewiki und Menschewiki zu illustrieren sei. Er empfahl, die zeitgenössischen von Pantelejmon Lepeschinski gezeichneten Karikaturen, die bereits in die von Jaroslawski herausgegebenen Darstellungen der Geschichte der Kommunistischen Partei Rußlands aufgenommen worden waren, auszutauschen. Denn Georgi Plechanow gehörte von Anfang an zu den entschiedenen Kritikern der Expropriationen.

Menschewiki gegen Bolschewiki Plechanow hatte aus Protest gegen die inkonsequente Verurteilung der Expropriationen durch den Londoner Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (April/Mai 1907)

sein Amt im Internationalen Sozialistischen Büro (ISB) niedergelegt. Der Delegierte der bolschewistischen Sektion im ISB war Litwinow, einer der Organisatoren der Geldwäsche der in Tiflis geraubten Rubel. Aus der Korrespondenz Plechanows mit dem Gründungsmitglied und Vorsitzenden der SDAPR Leo Martow vom Dezember 1907 geht hervor, wie nachdrücklich er auf den Bruch mit den Bolschewiki, die er als Bakunisten bezeichnete, drängte. Dieser Gedanke lag auch Plechanows Reden auf dem Londoner Parteitag der SDAPR zugrunde. »Die Bolschewiki beschreiten den Weg des revolutionären Abenteurertums«, warnte er und entwickelte seine Auffassung vom Kampf um Bündnispartner. Als Nikolai Semaschko, der spätere Volkskommissar für Gesundheitswesen, in Genf festgenommen wurde, weil er Post von einer mit dem Umtausch der in Tiflis geraubten Banknoten beauftragten Genossin erhalten hatte, verweigerte ihm Plechanow jede Unterstützung (Dejateli 1989, 662).

schon längst von einer ›kriminelle Vereinigung‹ gesprochen hätte. Da die FPÖ bei Menschen ohne österreichischen Pass gemeinhin vom Einzelnen auf das Allgemeine (»die Ausländer«) zu schließen pflegt, stellt sich auch bei ihr die Frage nach der Verteilung von Schlüsselkompetenzen innerhalb der Partei. Entweder Frau Bleckmann lügt und die Partei berief ein Regierungmitglied, das selbst ein Doppelleben führt, was nach allem niemanden mehr groß wundern würde, oder aber die FPÖ stellte eine Ministerin, die einem Serienbankräuber aufgesessen ist, was auch aufschlußreich ist. **Quellen:** Der Standard (31.5.2000); Kurier (1.6.2000) Neue Kronenzeitung (1.6. und 2.6.2000); Frankfurter Allgemeine Zeitung (2.6.2000). (KS)

Jene Menschewiki aus dem Kaukasus, die sich nicht den Antiterror-Beschlüssen ihrer Führung beugten, verließen die Partei und gründeten ihre eigene Organisation, die sich »Bund der revolutionären Sozialdemokraten« nannte. Diese Gruppe war neben Anarchisten und Sozialrevolutionären im Winter 1906/07 aktiv.

Stalins Auslegung der Ereignisse und des Kräfteverhältnisses zwischen Menschewiki und Bolschewiki innerhalb der SDAPR lief auf eine völlige Umkehrung der Parteigeschichte als Ganzes und der in Georgien im Besonderen hinaus. Diese in Haß mündende Abneigung gegen die in Georgien dominierenden Menschewiki hatte eine lange Geschichte, die bis zum Stockholmer Kongreß zurück reichte. Stalin war auf diesem Parteitag der einzige Bolschewik unter den 16 Delegierten aus Georgien. »Unter den vielen Resolutionen des Stockholmer Kongresses 1906 gab es eine, die sich auf die geheime Tätigkeit bezog, die Koba [Stalin] in seiner ›technischen Abteilung‹ ausübte. Der Kongreß schloß sich einem menschewistischen Antrag an und verurteilte die Überfälle der Stoßtrupps auf Banken, Geldtransporte und Regierungstruppen. Lenin, der immer noch der Meinung war, die Revolution sei in voller Entwicklung nach oben, hielt diese Überfälle für ein ausgezeichnetes Mittel, um die Stoßtrupps für die Aufgaben auszubilden, die ihnen im Falle

Buenaventura Durruti

»Frag' in einer Bank nach Geld!«

Matthias Brieger

»Sie arbeiteten in verschiedenen Berufen bis zu dem Tag, an dem der Banküberfall stattfand, und danach fuhren sie fort zu arbeiten«, heißt es 1925 in Akten der chilenischen Polizei über Buenaventura Durruti und »Los Errantes«. Ihre Pensionswirtin beschrieb sie als »wohlerzogene Männer, sie sprachen ständig von sozialen Kämpfen und nannten sich Revolutionäre, die durch Südamerika zogen auf der Suche nach Mitteln, um den Sturz der spanischen Monarchie zu finanzieren.«

Elf Jahre später wird der 40jährige Leoneser Metallarbeiter Durruti, der bekannteste der »Umherziehenden«, im von den Faschisten belagerten Madrid von einer Kugel getroffen. Durch seinen Tod am 20. November 1936 verliert die spanische Republik einen entschlossenen Verteidiger und erbitterten Gegner. Die Föderation der Iberischen AnarchistInnen (FAI) verliert ihren schillerndsten Agitatoren und Kämpfer und gewinnt einen Märtyrer.

Durruti war schon in den zwanziger Jahren an Attentaten auf den spanischen König oder den Kardinal von Saragossa beteiligt, ebenso an bewaffneten Auseinandersetzungen mit der Guardia Civil, die bei Streiks der anarchosyndikalistischen Gewerkschaft CNT üblich waren. Er war auch ein großzügiger Sponsor der anarchistischen Bildungs- und Solidaritätsarbeit, das Geld dafür war nicht nur von seinem Lohn abgespart. Bereits 1921 erwog Durruti mit »Los Justicieros« einen Banküberfall in Bilbao, um die durch Prozeßkosten und Angehörigenunterstützung leeren Kassen der CNT zu füllen. 1923 war er am Überfall auf die Bank von Gijon beteiligt. Ein übermotivierter Angestellter, der den mit zwei Pistolen bewaffneten Durruti ohrfeigen wollte, wurde von einem Schuß in den Hals getroffen. Die Flucht gelang dank eines exzellenten Berufskraftfahrers, der mit vorgehaltener Waffe zur Mitarbeit gewonnen worden war. Nach dem Coup emigrierten Durruti und Francisco Ascaso nach Paris, wo sie das dortige revolutionäre Zentrum und einen anarchistischen Verlag mit großzügigen Zuwendungen unterstützten, die wohl aus der Bank von Gijon stammten. Vom Rest der Beute wurden Waffen für die spanischen ArbeiterInnen gekauft.

Ende 1924 schifften sich Durruti, Ascaso und Ricardo Sanz nach Lateinamerika ein, wo sie für die anarchistische Bewegung werben wollten. Die Gruppe, die sich auf der Reise durch Kuba, Mexico, Chile und Argentinien

142

51



51 Durruti nach einer Aufnahme des spanischen Polizeiarchivs (1923)



52

»Los Errantes« nannte, wurde bald der Mittellosigkeit der dortigen AnarchistInnen gewahr. Sie suchten sich Arbeit und spendeten, was vom Lohn übrigblieb. Doch das genügte kaum. Ihren Weg markierten auch – nicht immer unblutige – bewaffnete Enteignungen von Geldboten, Fahrkartenschaltern und Banken. Die Beute kam anarchistischen Projekten zu Gute. So entstand eine Gewerkschaftsschule für libertäre Arbeiterbildung im mexikanischen Tampico. Deren Finanzierung erschien der Gewerkschaft zunächst unmöglich, aber Durruti verlangte, daß »man ihm erlaube, dieses Problem zu lösen«. Zwei Tage später händigte Durruti der Schulkommission eine beachtliche Summe aus: »Diese Pesos habe ich der Bourgeoisie abgenommen ... es wäre nicht logisch zu denken, sie hätten sie mir auf einfache Anfrage gegeben.«



Durruti verdingte sich, wo es ging, gegen Lohn. Luxus leistete er sich höchstens, um dem Augenmerk der Polizei zu entgehen. Häuften sich Razzien in Arbeitervierteln, kleideten sich die »Errantes« in feinen Zwirn und mieteten sich in Luxushotels ein. Auch wenn ihnen keine persönliche Bereicherung nachgesagt wurde, war ihr unkonventionelles Fundraising unter AnarchistInnen nicht unumstritten.

Es ist nicht bekannt, ob Durruti Banküberfälle nach der Rückkehr aus Lateinamerika 1926 weiter als Teil der von ihm und seinen Genossen »revolutionäre Gymnastik« genannten Praxis betrachtete. Einen Hinweis gibt jedoch diese Episode aus der Zeit nach Durrutis Rückkehr: Während einer angeregten Diskussion mit GenossInnen im Café La Tranquilidad wurde er von der ausgestreckten Hand eines Bettlers unterbrochen. Zum Entsetzen seiner BegleiterInnen zog Durruti eine Pistole aus seiner Jacke. Er legte sie in die Hand des Bettlers und riet ihm: »Nimm sie! Frag in einer Bank nach Geld!«

Quellen & Literatur: Durruti 1896-1936. Madrid u.a. 1996; Eaitham, Chris: Crime and Punishment in 1930's Barcelona. In: History Today, Oct. 1993, S. 31-37; Enzensberger, Hans Magnus: Der kurze Sommer der Anarchie. Frankfurt/Main 1972; Paz, Abel: Durruti. Leben und Tod des spanischen Anarchisten. Hamburg 1993; Taibo II, Paco Ignacio: Buenaventura Durruti in Mexico. Eine Geschichte der Desinformation. In: Ders.: Erzengel. Geschichten von 12 Häretikern der Revolution im 20. Jahrhundert. Hamburg u.a. Berlin 1999, S. 143-154.

52 Durruti und Begleiter in Mexiko (1925)

eines allgemeinen bewaffneten Aufstandes zufallen würden« (Deutscher 1990, 122f.).

Daß Lenin in mehreren Artikeln im September und Oktober 1906 die Expropriationen als Teil des Partisanenkrieges nicht verurteilt, sondern sie im Gegenteil begrüßt hatte (Lenin 1958, 205), spielte für Stalin weder 1918 noch 1938 eine Rolle. Stalin verzichtete sogar auf die sich ihm bietende Möglichkeit, an Trotzkis Partnerschaft mit den Menschewiki in London zu erinnern, denn es ging ihm nicht um das Prinzip, sondern um die Angreifbarkeit seiner Person. Die Meinungsverschiedenheiten über den Terror in der russischen Sozialdemokratie nach 1905 hingen vor allem mit der unterschiedlichen Einschätzung und Bewertung der Folgen der Aktionen zusammen. Sie kamen in zahlreichen Entschließungen und Beschlüssen der Menschewiki über den Terror zum Ausdruck. Die Menschewiki betonten 1905 und 1906 die Desorganisation der Bewegung und warnten vor dem Eindringen fremder Elemente in die Partei. Im Unterschied zu den Bolschewiki akzeptierten die Menschewiki eine Enteignung der Banken nur unter der Bedingung der Existenz einer revolutionären Regierung. Öffentliche Kontrolle der Enteignung war Bedingung. Lenin hatte sich einer Erklärung am 23. Juli (5. August) 1907 zeitweilig vom Terror distanziert und die Notwendigkeit betont, die Duma als Agitationstribüne zu nutzen (Zajavlenie 1999, 27).

In der redaktionellen Vorbemerkung der Zeitschrift Proletarskaja Rewoljuzia zur biographischen Skizze des »Genossen Kamo« aus dem Jahre 1924 wird diese kritische Einschätzung aufgegriffen. »Der Partisanenkampf«, heißt es dort, »hatte die Ermordung einzelner Regierungsmitglieder und die Expropriation von Geld für revolutionäre Zwecke zum Ziel.« Auf den Hinweis, daß die Bolschewiki den Expropriationen unter der Bedingung zustimmten, daß sie unter Kontrolle der Partei erfolgen werden, folgt das Resümee, daß sie in »Abenteurertum schlimmster Sorte mündeten« (Medvedeva 1924, 117).

Der rumänische Publizist Valeriu Marcu hat den Konflikt, der die russische Sozialdemokratie zu zerreißen drohte, festgehalten: »Hunderte von Fabrikarbeitern sind in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Sie besitzen nicht die wenigen Rubel, die zum Verbergen notwendig sind, haben aber eine Flinte, bilden Partisanenbanden, plündern erst Regierungskassen, dann Kaufleute und ruhige Spaziergänger aus. Städte werden zu mazedonischen Dörfern. Der gegenseitige Terror, von oben durch die Strafexpeditionen, von unten durch Bomben, entzündet verheerende Flammen. Jetzt, da man im Namen eines Prinzips rauben darf, schleichen sich zu den verzweifelten sozialistischen Banden Individuen, die dasselbe bis dahin ohne Prinzip taten. Helden der Schwarzen Hundert sind bereit, ihre Messer auch für die Revolution zu schleifen, irrende Barfüßer sehen lockendes, einträgliches Martyrium. Das Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie wird auf russische Weise im Sinne des Kirchenraubs, der Kassendiebstähle und sonstiger Einbrüche übersetzt ... Der Haß band den Rebellen an die Erde, sandte die Furien der Pflicht, wurde zum erfrischenden Brunnen in der Wüstenei der Niederlage« (Marcu 1927, 123f.).

53



In Analogie zu den unter dem Namen »Schwarzhunderter« agierenden militanten Monarchisten sprachen die kaukasischen Menschewiki von »Rothundertern« oder »roten Hundertschaften«, die die Landbevölkerung tyrannisierten und beraubten. Jeder Parteitag definierte sehr genau, unter welchen Bedingungen die Kampfgruppen Überfälle auf Geldtransporte durchführen dürften. Die 145
von den Menschewiki gegen Stalin gerichteten Angriffe häuften sich zum Zeitpunkt seiner Wahl zum Generalsekretär der bolschewistischen Partei. Die Hinweise der Menschewiki im Jahre 1922 auf die bombige Vergangenheit Stalins erklären zum Teil die Tabuisierung der Expropriationen. In den zwanziger und dreißiger Jahren kamen aus den eigenen Reihen gegen Stalin erhobene Vorwürfe des Verrats an der Revolution hinzu.

Das Parteigericht Auf einen weiteren Grund für die Tilgung dieser Thematik aus der Biographie wies Boris Nikolajewski im Zusammenhang mit der Entwicklung des »Bolschewistischen Zentrums« hin. Dieses Gremium wurde auf dem Londoner Parteitag 1907 gewählt und stand als Erweiterte Redaktion des Proletari bis 1910 der bolschewistischen Fraktion der SDAPR vor. In dem von Stalin redigierten »Kurzen Lehrgang« kommt dieses Zentrum nicht vor. Grigori Sinowjew hat in der 1923 vorgelegten »Geschichte der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki)« die Entstehung dieses anfangs von Lenin, Leonid Krasin und Alexander Bogdanow geführten Leitungsorgans, dessen Gründungsaufruf von Stalin nicht unterzeichnet worden ist, skizziert.
Zu den Aufgaben des Zentrums gehörte die Beschaffung von Geld

53 Josef (Stalin) der Räuber (1923)

zur Aufrechterhaltung der Parteiarbeit im In- und Ausland. Die aus Spenden und Expropriationen stammenden Gelder machten eine gewaltige Summe aus und es stieß in der Partei auf Kritik, daß die Bolschewiki sich Gelder aneigneten, die eigentlich der Gesamtpartei und nicht nur einem ihrer Flügel zustanden. Der Parteivorsitzende Martow hatte vergeblich gegen die »Aneignung« der von dem Industriellen Nikolai Schmidt vermachten Summe in Höhe von 280.000 Rubel durch die Bolschewiki protestiert. Auch der Schriftsteller Maxim Gorki, der in den USA Gelder für die Partei sammelte, war mit dem Problem der Expropriationen vertraut. Vielleicht einer der Gründe für seine hartnäckige Weigerung, ein Buch über Stalin zu verfassen (Gor'kij 1998, 276f.).

Auch unter den 105 Abgeordneten der Bolschewiki auf dem Londoner Parteitag gingen die Meinungen über die (auch auf das Ausland übergreifenden) Expropriationen auseinander. Nur fünf der elf in London anwesenden Leitungsmitglieder des »Bolschewistischen Zentrums« sprachen sich auf dem Parteitag für die Weiterführung der Expropriationen aus. Alle anderen enthielten sich der Stimme oder blieben der namentlichen Abstimmung fern. Die entscheidenden Debatten fanden nicht im Plenum, sondern in den Kommissionen statt. In den Dokumenten war von den Expropriationen nur in Unterpunkten der Beschlüsse über den Partisanenkrieg die Rede.

Im Anschluß an den Parteitag veröffentlichte die bolschewistische Zeitung Wpered (»Vorwärts«) einen mit »Expropriationen und Terror« überschriebenen Artikel. Anliegen des redaktionellen Beitrages war die Hervorhebung der unterschiedlichen Herangehensweisen der Anarchisten und Sozialdemokraten. (Im April und Oktober 1906 hatten Sozialrevolutionäre erfolgreiche Banküberfälle in Moskau und Sankt Petersburg durchgeführt.) Diese von den Anarchisten verabsolutierten Kampfmethoden könnten den Massenkampf und den organisierten Klassenkampf nicht ersetzen (Anarchisty 1998). Auch das Tifliser Komitee der SDAPR trat in der Zeitung Gudok (»Dampfpfeife«) mit einer Verurteilung der anarchistischen Expropriationen und des Terrors hervor und wies auf die zersetzende Wirkung auf die Massen hin. Die Beteiligung von kaukasischen Bolschewiki an den Expropriationen war ein Verstoß gegen die Beschlüsse des 4. (April 1906 in Stockholm) und des 5. (Mai 1907 in London) Parteitages der SDAPR.

Martows letzter Kampf 1918 gehörte Martow zu den ersten Sozialdemokraten, die die Situation in Rußland nach der Auflösung der Konstituierenden Versammlung durch die Bolschewiki mit der von 1794 in Frankreich verglichen hatten. Stalin wandte sich Ende März 1918 mit Nachdruck gegen die von Martow in einem Zeitungsartikel vorgebrachte Behauptung, daß er von den eigenen Genossen wegen der Beteiligung an den Expropriationen vor ein Parteigericht gestellt, zur Verantwortung gezogen und aus der Partei ausgeschlossen worden sei. Deutscher ist in diesem Punkt zurückhaltender als andere Stalinbiographen: »Die kaukasischen Menschewisten scheinen eine Ahnung von Kobas eigentlicher Rolle gehabt zu haben, denn sie versuchten,

ihn unter der Beschuldigung einer Mißachtung des Parteiverbots gegen Überfälle und Terrorakte vor ein Parteigericht zu bringen. Es gelang ihm aber irgendwie, dieses Verfahren abzubiegen« (Deutscher 1990, 127). Im April verklagte der Volkskommissar für Nationalitätenfragen Stalin den Führer der Menschewiki Martow wegen Verleumdung. Der Fall kam am 5. April 1918 vor das Revolutionstribunal, Stalin und Sosnowski traten als Ankläger auf. Die sechs Verhandlungen stießen auf großes öffentliches Interesse. Martow erklärte, auf eine Untersuchungskommission gehofft zu haben, aber vor ein Tribunal gestellt worden zu sein. Revolutionstribunale verhandelten für gewöhnlich Verbrechen gegen das Volk und er habe bisher nicht gewußt, daß Stalin das Volk verkörpere. Martow verlangte die Vorladung von Zeugen, darunter auch Bolschewiki, worauf der Prozeß auf den 15. April vertagt wurde. Martow ging in die Offensive und verlangte, den Fall vor dem Moskauer Volksgericht zu verhandeln. Das Tribunal mußte dem Rechnung tragen. Stalin war mit der Entscheidung nicht einverstanden und verlangte eine Behandlung der Angelegenheit im Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitee. Nach einem Skandal kam der Fall wieder vor das Tribunal, aber die Verhandlung wurde nicht aufgenommen. Ende April, Anfang Mai 1918 klagte Martow unter Rückgriff auf dieses Beispiel der Rechtsbeugung das bolschewistische Regime als totalitär an.

Wer nicht schweigt, stirbt Die Kaukasier protestierten gegen die polizeihaften Verhörmethoden der Kommission, erklärten, parteilose Terroristen zu sein und lehnten jede weitere Aussage ab. Als Nikolajewski sich 1922 mit der Bitte an Alexander Bogdanow wandte, ihm seine Erinnerungen an das »Bolschewistische Zentrum« mitzuteilen, antwortete Bogdanow, die Zeit sei noch nicht gekommen, die ganze Wahrheit über diese Periode zu schreiben (Neizvestnyj 1995). Ter-Petrosjan konnte nicht mehr aussagen, denn er wurde am 14. Juli 1922 in Tiflis von einem Auto überfahren. 147

Quellen & Literatur

Anarchisty. Dokumenty i materialy 1883-1935 gg. V 2 m. T. 1. 1883-1916. Moskva 1998.
Dejateli SSSR i Oktjabr'skoj Revoljucii. Moskva 1989.
Deutscher, Isaak: Stalin. Eine politische Biographie. Berlin 1990.
Gor'kij, M.: Neizdannaja perepiska s Bogdanovym, Leninym, Stalinym, Zinov'evym, Kamenevym, Korolenko. Moskva 1998.
Geifman, Anna: Thou Shalt Kill. Revolutionary terrorism in Russia, 1894-1917. Princeton 1993.
Hedeler, Wladislaw: Ochrana-Agenten im Untergrund. Der revolutionäre Terror als Marionettenspiel der zaristischen Geheimpolizei? In: Bernd Florath, Armin Mitter, Stefan Wolle (Hg.): Die Ohnmacht der Allmächtigen. Geheimdienste und politische Polizei in der modernen Gesellschaft. Berlin 1992.
Lenin, W. I.: Der Partisanenkrieg. In: ders.: Werke, Bd. 11. Berlin 1958.
Marcu, Valeriu: Lenin. 30 Jahre Rußland. Leipzig 1927.
Medvedeva Ter-Petrosjan, S.: Tovariš Kame. In: Proletarskaja Revoljuzia. 1924. Nr. 8-9 (31-32). [Ot redaktii.]
Neizvestnyj Bogdanov v 3-ch knigach. A. A. Bogdanov (Malinovskij). Stat'i, doklady, pis'ma i vospominanija 1901-1928. Kniga 1. Moskva 1995.
Payne, Robert: Stalin. Macht und Tyrannei. München 1989.
»Ščitaju niže svoego dostoinstva.« Fragment zapisi besedy I. V. Stalina s E. Ljudvigom. 1931 g. In: Istoričeskij Archiv. 1998, Heft 3.
Stalin, J. W.: Unterredung mit dem deutschen Schriftsteller Emil Ludwig. In: ders.: Werke, Bd. 13. Berlin 1955.
Zajavlenie V. I. Lenina i N. A. Rožkova na zasedanii bol'ševistskoj frakcii III. konferencii RSDRP. In: V. I. Lenin: Neizvestnye dokumenty. 1891-1922. Moskva 1999.



Von Goldeseln und Tupamaros

Theo Bruns, Gert Eisenbürger, Gaby Küppers

Montevideo. Ankunft am Flughafen Carrasco. Im Osten die Viertel der Reichen, im Westen die Arbeiterstadtteile. Nach einigen Kilometern auf der Küstenstraße taucht auf der rechten Seite ein imposantes Gebäude auf. Als wir hinüberschauen, lächelt der Freund, welcher uns vom Flughafen abgeholt hat: »Das ist das Kasino von Carrasco. Da waren wir auch mal drin.« Er ist kein Spieler, sondern Tupamaro, Mitglied einer Organisation, die den »Gewinn« nicht dem Zufall überlassen wollte.
Das ist lange her. Aber die Erinnerung ist lebendig geblieben, und es dauert eine ganze Weile, bis das Lächeln von seinen Lippen verschwunden ist.

* * *

»Warten auf den Guerillero« lautete der Titel einer Schrift von Raúl Sendic, dem Führer der Bewegung der Zuckerrohrarbeiter. Die von ihm organisierten Protestmärsche der Cañeros auf Montevideo hatten die Landoligarchie nicht zum Einlenken bewegen können. Unter dem Einfluß der kubanischen Revolution entwickelt sich Anfang der sechziger Jahre die MLN-Tupamaros (Movimiento de Liberación Nacional – Nationale Befreiungsbewegung Tupamaros). Ihr Credo lautet: Erst das revolutionäre Handeln einer bewußten

Minderheit, eines bewaffneten Kerns schafft eine revolutionäre Situation. Die Guerilla ist der subjektive Zünder, der kleine Motor, der den großen Motor der Revolution in Gang setzt.
Im Unterschied zum kubanischen Modell konnte in Uruguay die Guerilla nicht vom Land ausgehen, sondern organisierte sich im urbanen Raum Montevideos. Ihre Inspiration bezog sie weniger von lateinamerikanischen Vorbildern als aus dem Studium der französischen Résistance, der algerischen Revolution sowie des Kampfes der Juden unter der britischen Mandatsmacht in Palästina. Binnen weniger Jahre entwickelte sie sich zur legendärsten Stadtguerilla der Welt, deren Ausstrahlungskraft bis nach Europa reichte: Tupamaros München (➛ Czenki), Tupamaros Westberlin nannten sich die ersten bewaffneten Gruppen in der Bundesrepublik Deutschland. Und die spätere Entführung des Berliner CDU-Vorsitzenden Peter Lorenz durch die Bewegung 2. Juni (➛ Viehmann/Notgroschen der Revolution) war in manchem an der Entführung des CIA-Agenten Dan Mitrione orientiert, einer Aktion der Tupamaros, die durch den Film »Der unsichtbare Aufstand« von Costa-Gavras weltweit bekannt geworden war.

* * *

»Dezember 1963. Das Weihnachts- und das Neujahrsfest stehen vor der Tür. Für manche werden diese Feste Anlaß sein, sich zu amüsieren, sich zu beschenken und gut zu essen. Für andere werden diese Tage ebenso trübe und traurig verlaufen, wie alle übrigen Tage ihres armseligen und von Hunger geprägten Lebens. Natürlich bedeuten einige gute Tage im Leben nicht viel, und es kommt darauf an, daß alle Menschen an jedem Tag ihres Lebens glücklich sind. Dies ist wichtig, und dafür muß man kämpfen.« So beginnt das Kapitel »Cantegriles« in »Wir, die Tupamaros«, einem Buch, in welchem die Guerilleros ihre eigenen Aktionen schildern. 149
Unter einer fingierten Adresse wurde bei der Aktiengesellschaft Manzanares ein LKW mit Lebensmitteln bestellt. Der LKW wurde von einem »Empfangskomitee« beschlagnahmt, und die Lebensmittel an die Bevölkerung des Slums verteilt – zusammen mit Flugblättern, denn man will keine passive Bewunderung auslösen, sondern Bewußtsein schaffen, »Brandherde der Rebellion« entfachen.
Obwohl für diese Aktion noch ein »Kommando José Artigas« (uruguayischer ›Nationalheld‹) verantwortlich zeichnete, wird sie später mit den Tupamaros identifiziert und trug maßgeblich zum Robin Hood-Image der Bewegung bei. Eine List der Geschichte, sollte dies doch die einzige Operation dieser Art bleiben und spä-

54 Parteilokal der inzwischen zur legalen Organisation gewandelten Tupamaros in Montevideo (1996)

tere Enteignungen der Eigenfinanzierung der Organisation und der revolutionären Aktion dienen. Es sei unsinnig, der Bevölkerung »heute Brot und morgen Hunger« zu geben, hieß es in einem späteren Text.

* * *

Eine geradezu klassische Aktion der Stadtguerilla ist die Enteignungsaktion – und ihre bevorzugte Form der Bankraub. »Was die Bewaffnung angeht, so übernimmt die Stadtguerilla die Grundregeln der Landguerilla: sich vom Feind ernähren. Für den Kampf der Stadtguerilla gilt, daß Fahrzeuge und Wohnungen als strategische Mittel ebenso wichtig sind wie Waffen. Zur Vorbereitung von Aktionen muß die Guerilla große Geldsummen enteignen; mit dem Geld kann sich die Stadtguerilla ihre ›Sierra Maestra‹ [Gebirge im Osten Kubas, erstes Operationsgebiet der castristischen Guerilla] kaufen, d.h. sichere Räume, Werkstätten, technische Ausrüstung und auch die Waffen. So wird die Enteignung genauso zu einem strategischen Instrument wie Maschinen, Wagen und Waffen.«
Daß Kontinuität ein »Hauptgesetz der Stadtguerilla« ist, bewiesen die Tupamaros auch auf diesem Gebiet in beeindruckender Form: Allein zwischen 1968 und März 1971 zählte die Polizei 74 Banküberfälle, die der revolutionären Organisation zugerechnet wurden. 1970 kam es zu einem Vorfall, der wohl weltweit einmalig sein dürfte: Bankfilialen wurden geschlossen, um zu verhindern, daß sie ausgeraubt wurden.

Die Enteignungsaktionen verstanden sich als revolutionäre Aktion, als »Teil des Klassenkampfes«. Um diesen besonderen Charakter kenntlich zu machen, waren sie nicht nur von propagandistischen Aktionen begleitet, wie z.B. der Veröffentlichung gestohlener Firmenunterlagen, die Korruption oder verdeckte Geschäfte bekannter Politiker aufdeckten, sondern sie bedienten sich auch eines charakteristischen, unverwechselbaren Stils.

* * *

Caja Obrera. Einer der ersten Banküberfälle findet im Oktober 1966 statt. Er nimmt geradezu burleske Züge an. Die Bank wird am Mittag eine Viertelstunde vor der offiziellen Öffnungszeit besetzt, indem ein falscher Polizeibeamter sich Zugang zum Gebäude verschafft. Seine Uniform mußte zuvor notdürftig zusammengeflickt werden, da sie in ihrem Versteck von Ratten angenagt worden war. Die nach und nach eintrudelnden Angestellten werden festgenommen und auf der Toilette eingeschlossen. Da sich der Bankdirektor, der im Besitz des Tresorschlüssels ist, verspätet, wächst ihre Zahl langsam auf acht an. Darüber hinaus erscheint ein Angestellter der Elektrizitätswerke, um den Stromzähler abzulesen. Letztlich geht alles gut, und der Inhalt des Tresors verschwindet in den Taschen des Kommandos.
Einige Charakteristika werden deutlich: Falsche Polizisten werden auch bei späteren Aktionen wieder auftauchen (→ Timm/Maskentreiben), und auch

ein zweites Merkmal ist bereits feststellbar: der Einsatz einer verhältnismäßig großen Anzahl von an der Aktion Beteiligten. Diesmal waren es 14 GenossInnen. Eine Überlegenheit, die darauf abzielt, den Einsatz von Schußwaffen möglichst zu vermeiden.
Verkleidung – ein Trauerzug inklusive Leichenwagen – und große Zahl (50) werden sich auch bei der Besetzung der Kleinstadt Pando wiederholen, in deren Verlauf drei Banken ausgeraubt werden. Pando ist allerdings auch eine Warnung: Die Aktion endet beim Rückzug in einem Desaster, drei Tupamaros werden erschossen, mehrere verhaftet. Mögen die eingesetzten Mittel auch spielerisch wirken – die Aktion ist es nicht.

* * *

Die politische Bestimmung des Bankraubs bedingt seine Form, die Art seiner Durchführung, seinen spezifischen Stil. Die Stilelemente, die Ästhetik werden dadurch nicht unwichtig, sie erweisen sich vielmehr als Momente einer durchdachten Strategie, die stets auf Vermittelbarkeit und Rückkoppelbarkeit zu den Massenkämpfen bedacht ist (► Schönberger/Bankraub und Lottogewinn).
Die Unterlegenheit der Guerilla in bezug auf materielle Ressourcen kann nur durch einen Vorsprung an Phantasie ausgeglichen werden. Uniformen werden aus dem Atelier eines Militärschneiders entwendet, aber auch aus der Requisitenkammer eines Theaters – und sogar zurückgegeben, wenn sie sich als untauglich erweisen. Die ersten Waffen werden bei einem Einbruch in den Schweizer Schießclub erbeutet, andere bei Überfällen auf Polizeistationen. Auch Theaterwaffen werden nicht verschmäht, sondern erweisen sich umgerüstet als dienlich. Als Basen dienen eine private Handelsschule, ein Jugendclub, eine Sprachschule. Perfekte Tarnung gehört zur Überlebensstrategie.
Ziel der Aktionen ist es, die Repressionskräfte zu demoralisieren und letztlich eine Dualität der Macht aufzubauen. Einfallsreichtum und Verkleidung, die den französischen Journalisten Alain Labrousse bei manchen Aktionen an eine »Komische Oper« denken ließen, machen den Gegner lächerlich und streichen die eigene Überlegenheit heraus, erwecken Sympathie und zeigen der Bevölkerung, daß der Apparat verwundbar ist.
Schließlich: Kaltblütigkeit, minutiöse Planung, Geschwindigkeit. Die verschiedenen Schritte einer Aktion greifen nahtlos ineinander, gehorchen einer Choreographie, als hätte sie ein Ballettmeister einstudiert.

* * *

Panzerknacker. Auch diese Methode kommt bei den Tupamaros zum Einsatz. Ort der Handlung ist das palastartige Anwesen einer der reichsten Familien der uruguayischen Oligarchie, der Mailhos. In ihm befindet sich der »Goldesel«, ein Safe, der den Reichtum der Familie birgt und üppige

Patty Hearst

Revolutions- und Bankräuberdarstellerin

Kees Stad

55



Zweifellos lieferten die Überwachungskameras der Hibernia Bank in San Francisco am 15. April 1974 das bekannteste Foto eines Banküberfalls. Es ging um die Welt, weil es zeigte, daß sich die Millionärstochter Patty Hearst der Guerillagruppe »Symbionese Liberation Army« (SLA), von der sie zwei Monate zuvor entführt worden war, angeschlossen hatte. Die SLA gilt als eine der schillerndsten und widersprüchlichsten Guerillagruppen der siebziger Jahre. Das Bild, das von ihr in der Öffentlichkeit zurückgeblieben ist, erscheint einerseits sehr stark geprägt von der systematischen Desinformation in den US-Medien (insbesondere von den von Patty Hearsts Vater dominierten), andererseits war ihre Praxis auch bei einem tendenziell sympathisierenden Publikum nicht unumstritten. Es bedürfte einer gründlichen Bestandsaufnahme der Geschichte und Praxis der SLA, die den ganzen Schutt abräumt, der sich um sie und ihre Aktionen auftürmt, bevor eine angemessene Würdigung möglich erscheint: Die SLA machte den geflohenen schwarzen Gefangenen Donald »Cinque« de Freeze zu ihrem Führer, sie töteten einen schwarzen Erziehungsbeamten, und verübten eine Reihe von Bombenanschlägen und Banküberfällen. Sie pflegten wie kaum eine andere Guerillagruppe den Gestus einer Armee und versuchten den Eindruck einer allgegenwärtigen Truppe zu erwecken. Ihr Symbol war eine siebenköpfige Schlange und sie unterzeichneten jede Presseerklärung mit dem Slogan »Death to the fascist insect that preys upon the life of the people!«

152

Patty Hearst, die im Februar 1974 von der SLA aus der Universität in Berkeley entführt wurde, behauptete später, wochenlang in einem Schrank eingesperrt gewesen zu sein. Vom Medienimperium ihres Vaters, dessen Vater wiederum das Vorbild für Orson Wells' »Citizen Kane« abgab, wurde verlangt, Lebensmittel und Waren im Wert von einigen Millionen Dollar in Armenvierteln der USA zu verschenken. Nach einigem Hin und Her wurde diese Forderung erfüllt, bei der Verteilung entstand allerdings ein ziemliches Chaos. Patty Hearst beschloß nach zwei Monaten Gefangenschaft, sich ihren Entführern anzuschließen und nahm an verschiedenen Aktionen wie dem besagten Banküberfall teil.

Als das FBI im Mai 1974 ein Versteck der SLA im schwarzen Wohngebiet Compton in Los Angeles stürmte, entkam Hearst nur knapp, da sie rein zufällig nicht im

55 Patty Hearst als Revolutionsdarstellerin
56 Die siebenköpfige Schlange war das Emblem der Symbionese Liberation Army (SLA)

Haus war. Sechs SLA-Mitglieder starben, nachdem das Haus beschossen wurde und in Flammen aufging. Hearst und die überlebenden SLA-Aktivisten konnten sich noch bis September 1975 der Justiz entziehen und überfielen in dieser Zeit einige Banken, wobei ein Kunde ums Leben kam. Während der Gerichtsverhandlung gab Hearst als Beruf »Stadtguerilla« an und hob militant die Faust. Sie wurde zu sieben Jahren Haft verurteilt, kam aber schon nach zwei Jahren frei, da Präsident Carter sie amnestierte. Danach schrieb sie ihre Memoiren, in denen sie behauptet, von der SLA einer Hirnwäsche unterzogen worden zu sein (»Every Secret Thing«). Sie heiratete ihren Leibwächter und tummelt sich heute im Jet-Set von Connecticut. Sie wirkte in Filmen von John Waters mit und schreibt Romane.

Aufmerksamkeit erregte jüngst eine ehemalige Kollegin, die Ex-SLA-Guerillera Sara Jane Olson (alias Kathleen A. Soliah). Im Mai 1999 flog nach 23 Jahren ihr Inkognito auf. Sie wurde wegen versuchter Bombenattentate auf Polizeiautos verhaftet (die Sprengladungen explodierten nicht). Ihr soll nun der Prozess wegen Mordversuchs gemacht werden. Bei Solidaritätsaktion der Familie, von Freunden, Nachbarn und Unterstützern wurde zwar eine Million Dollar für die Kaution gesammelt, aber es steht zu befürchten, daß der Prozeß die staatliche Dämonisierung der SLA fortsetzen wird. Einerseits soll von den politischen Aspekten der SLA-Aktionen abgelenkt werden, andererseits das Polizei-Massaker von 1974 nachträglich legitimiert werden. Obwohl Sara J. Olson nur an genannter Aktion beteiligt gewesen ist, soll nach Willen des Richters die gesamte SLA-Geschichte Gegenstand des Verfahrens sein.



Patty Hearst soll als die Starzeugin der Anklage auftreten, ihr wurde Straffreiheit zugesichert, wenn sie gegen Olson aussagt. Bisher weigert sie sich noch.

Quellen & Literatur: Avery, Paul/McLellan, Vin: The Voices of Guns. Toronto 1977; Pearsall, Robert Brainard: The Symbionese Liberation Army. Documents and communications. Amsterdam, Rodopi 1974. Websites mit Informationen von und über Patty Hearst: URLs: http://www.pattyhearst.com/sla.htm; http://www.icehouse.net/zodiac/hearst/index.html; http://www.sscf.ucsb.edu/~kellerma/k/hearst.htm; http://www.ZEIT.de/archiv/1999/06/199906.hearst_.html; Website des Sara Jane Olson Defense Fund Committee: URL: http://www.sarajeolsondefense.org.



Beute verspricht. Roberto Filippone, ein Angestellter des Hauses, der durch den »Widerspruch der Verweigerung des Nötigsten angesichts der phantastischen Reichtümer mancher Familien« sensibilisiert wurde und sich klar gemacht hat, »daß Geld unheimlich wichtig für die Revolution ist«, hat den Tip gegeben und sich den Tupamaros angeschlossen.
Es dürfte eine der schweißtreibendsten Arbeiten der Organisation gewesen sein. Der Safe wiegt sage und schreibe 1.500 Kilogramm, ihn in der Wohnung zu knacken ist zu zeitraubend, und man beschließt, ihn abzutransportieren. Dazu sind Seile, Flaschenzüge und Planken notwendig. Eine Wand muß durchbrochen werden, um Platz zu schaffen. Der Hausmeister und seine Familie müssen festgesetzt und beruhigt werden. Die Aktion verläuft am Wochenende in der Nacht von Samstag auf Sonntag. Erst im Morgengrauen schaffen sie es, den Safe auf den bereitstehenden Lastwagen zu wuchten. Eine bedeutende Geldsumme in Pfund Sterling und Goldbarren fließen in die Kassen der Organisation.
Auf einer Tafel pflegten die Mitglieder der Familie Mailhos Ort und Dauer ihrer Abwesenheit aufzuschreiben:
»Gustavo, Punta del Este, bis zum 2. März
Julio, Paris, bis zum 5. Mai«.
Darunter prangt nun die Eintragung:
»Roberto Filippone, bis zum Sieg!«

* * *

Propaganda. Die Verbindung von Geldbeschaffung und revolutionärer Propaganda gelingt beispielhaft beim Überfall auf die Anlagefirma Monty. Das dubiose Unternehmen gehörte zur Banco de Crédito. Diese hatte die Tochter gegründet, um ihre schwarze Buchführung zu tarnen. Der Zweck des Unternehmens waren Steuerhinterziehung und Goldgeschäfte, die durch fingierte Transaktionen mit Firmen in Panama oder auf den Bahamas kaschiert wurden.
Lucía Topolansky, eine junge Studentin und Aktivistin der Tupas, kam auf der Suche nach einem Studentenjob zufällig als Sekretärin in das Unternehmen. Als sie feststellte, was sich hinter ihrem Arbeitgeber verbarg, informierte sie die Organisation.
Am Freitag, 14. Februar 1969, überfielen die Tupamaros die Büroräume der Anlagefirma. Dank Lucía waren sie bestens informiert, kannten sogar die Kombination des Geldschranks. Sie fesselten die Angestellten, öffneten den Tresor und holten in acht Minuten problemlos Geld – mehrere zehntausend Dollar – und belastende Papiere heraus. Kurz nach ihrer Flucht trifft eine ahnungslose Angestellte ein, befreit die Gefesselten und informiert den Geschäftsführer. Eine halbe Stunde später findet eine Versammlung unter Anwesenheit der Chefs statt. Man will die Polizei nicht einschalten.
Am nächsten Tag gibt die MLN ein Flugblatt heraus, in dem sie die Verantwortung für den Überfall übernimmt. Doch das ganze Wochenende über

57



geschieht nichts. Schließlich wendet sich die MLN an die Presse, die Polizei und verschiedene Persönlichkeiten. In der Innenstadt Montevideos tauchen Flugblätter auf, in denen die Tupas ausführlich über Aktivitäten und personelle Verwicklungen der Monty berichten. Keine Reaktion. Einem Radiosender und dem Untersuchungsrichter Arturo Otero werden Kopien der enteigneten Bücher zugespielt. Die Monty schweigt weiter. Am Dienstag begründet ein Polizeisprecher die Untätigkeit der Polizei damit, daß die Überfallenen den Überfall nicht gemeldet hätten, der Fall liege nun in den Händen der Justiz. Als die ersten Presseberichte erschienen, dementierte die Monty formell. Weder Geld noch Akten seien gestohlen worden.

Wenige Tage nach dem Überfall werden die Räume der Monty durch einen Brand zerstört. Die Feuerwehr stellt Brandstiftung fest und die öffentliche Meinung weiß, woran sie ist. In Umfragen spenden mehr als 90 Prozent der UruguayerInnen der MLN-Aktion Beifall.

Im Justizapparat wird im Oktober der mit den Ermittlungen beauftragte Richter versetzt. Zwei Jahre später wird Lucía Topolansky, die nach dem Überfall untergetaucht war, festgenommen. In ihrer Akte wird der Fall Monty erwähnt. Sie und ihr Rechtsan-

57 Costa-Gavras verfilmte in «Der unsichtbare Aufstand» eine Tupamaro-Aktion (1973)

walt entscheiden, den Fall vor Gericht aufzurollen. Doch ihre Anträge bleiben in den Mühlen der Justiz hängen. Später gelingt Lucía Topolansky die Flucht aus dem Gefängnis. Nach ihrer erneuten Verhaftung ist der Komplex Monty aus ihrer Akte verschwunden.
In die schwarzen Geschäfte des Unternehmens waren zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens verwickelt. Eine Woche nach dem Überfall trat einer der Hauptaktionäre der Banco de Crédito, Landwirtschaftsminister Carlos Frick Davies, zurück. Alle anderen, deren Namen bei den illegalen Geschäften auftauchen, blieben in ihren Ämtern.

* * *

Pack schlägt sich,
Pack verträgt sich

Ein Indiz dafür, daß kriminelles Handeln, gesellschaftlicher Aufstieg und eine ordentliche Laufbahn in der etablierten bürgerlichen Politik nicht unvereinbar sind, liefert der Lebensweg des französischen Gaullisten Alfred Sirven. Er hatte in den fünfziger Jahren als UN-Soldat in Japan eine Bank ausgeraubt, um seinen Sold aufzubessern. Es war zugleich der erste Bankraub in der japanischen Geschichte. In einem Kriegsgerichtsverfahren ist ihm nicht viel passiert, und zwei Jahre später kehrte er nach Frankreich zurück. »Mit Samtaugen und Raubtierlächeln« verfolgte er seine Geschäfte, als er für den französischen Ölmulti Elf Aquitaine mit schwarzen Kassen hantierte. Er wußte genau, »bei welcher Temperatur die Gewissen schmelzen«, und so mischte er auch als Zahlmeister mit, als es in den neunziger Jahren darum ging, die bundesdeutsche »

Heißer Sommer. Am 18. Februar 1969, nur vier (!) Tage nach dem Überfall auf die Monty gelingt den Tupamaros eine weitere spektakuläre Enteignungsaktion: Sie überfallen das Spielkasino San Rafael in Punta del Este. Die Beute: umgerechnet eine halbe Million Mark.
Punta del Este – der mondäne Badeort 200 Kilometer östlich von Uruguays Hauptstadt, dort wo die Mündung des Rio de la Plata endgültig zum Atlantischen Ozean wird, ist seit Jahrzehnten das Mekka der Reichen. Argentinische Großgrundbesitzer, brasilianische Industriebosse, aber auch der griechische Reederkönig Aristoteles Onassis oder der »Playboy« Gunter Sachs hatten oder haben dort ihre Villen.
Anfang 1969 heckten die Guerilleros den Plan »Heißer Sommer« aus, der – so schrieben sie – »den Pulvergeruch in die Bastionen der Bourgeoisie« blasen sollte. Sie wollten sich nicht in einen Abnutzungskrieg gegen die Polizei verwickeln lassen, während die herrschende Klasse in aller Ruhe Champagner schlürfte. So erhielten viele Reiche in diesem Sommer ungebetenen Besuch. Die Gäste stürmten Villen, zerschlugen Porzellan und Kristall, teerten Perser-Teppiche, kippten Whiskey in die Blumentöpfe und zerrupften die Pelze. Auch bei Onassis kreuzten sie auf und entwendeten ein Gewehr.

Höhepunkt des heißen Sommers war der Überfall auf das Spielkasino San Rafael (in Uruguay sind Januar und der Februar die heißesten Sommer-Ferienmonate). Einer der beteiligten Tupamaros war der Schriftsteller Mauricio Rosencof. Er erinnert sich: »Am 18. Februar 1969, um 17 Uhr, steigt der Hauptkassierer des Spielkasinos San Rafael aus dem Omnibus. Er ist nach getaner Arbeit auf dem Weg nach Hause. Zwei uniformierte Polizisten treten auf ihn zu, weisen sich mit der Marke aus und fordern ihn auf, sie aufs Revier zu begleiten, um eine Routineangelegenheit zu klären. Er steigt ein. Doch der Streifenwagen biegt in eine Seitenstraße, wo die Polizisten ihre Waffen ziehen und den Kassierer zur Herausgabe der Tresorschlüssel zwingen. Mit dem Gefesselten klingeln sie an der Pforte des Spielkasinos. Dort halten sich nur Putzfrauen und ein paar Wachleute auf, die die vermeintlichen Polizisten einlassen. Als sie sich zu erkennen geben, erleidet die Putzfrau Doña Tomasa einen Nervenzusammenbruch und bittet die Räuber, an ihre Kinder zu denken. Sie wird beruhigt: ›Sorgen Sie sich nicht um Ihre Kinder, es wird ihnen nichts passieren. Das hier machen wir für Ihre Kinder, für unsere Kinder und für alle. Das Geld ist für das Volk.‹ Das Kommando öffnet den Safe. Nach sieben Minuten steigen die Räuber, ohne einen Schuß abgegeben zu haben, in ihre Wagen und brausen davon.«

Die Tupamaros hatten aller Welt demonstriert, daß ein bewaffneter Angriff auf die gehüteten Enklaven der Reichen möglich war. Zudem hatten sie eine riesige Beute erzielt. Aber auch in der Stunde des Erfolgs blieb sparsame Kassenführung eine revolutionäre Pflicht, wie sich Rosencof erinnert: »Das war unglaublich viel Geld für die Organisation. Es war mitten in der Feriensaison, mit all den Superreichen aus Buenos Aires, die sich von ihren Jachten direkt ins Kasino begeben. Raúl Sendic und ich hatten wochenlang San Rafael von gegenüber aus einer Bar observiert, stets bei einem Glas Sprudel. Aber in der Nacht nach der Operation fuhren wir zum Feiern nach Maldonado und Sendic sagte: Wir haben uns einen Schluck verdient! Auf Kosten der Operation tranken wir einen Grappa mit Zitrone. Und als wir das Glas ausgetrunken hatten, sagte er: ›Wenn du noch einen willst, mußt du ihn aus eigener Tasche zahlen.‹«

CDU-Regierung für den Erwerb der ostdeutschen Leuna-Werke zu schmieren. Inzwischen wird sein persönliches Vermögen auf umgerechnet 240 Millionen Mark geschätzt. Seine Biographie belegt eindrucksvoll die Wesensgleichheit von kriminell und rechtschaffen erfolgter Kapitalakkumulation in der bürgerlichen Gesellschaft.
Quelle: Süddeutsche Zeitung, 27.12.1999. (KS)

Revolutionäre Ehre. Die Beute des Überfalls auf das Kasino San Rafael enthielt auch die Trinkgelder der Croupiers – Löhne von Arbeitnehmern also. Arbeitern aber wollten die Tupas grundsätzlich nichts rauben. So standen sie mehrfach vor einem Dilemma, wie sich Rosencof erinnert: »Dieses Problem hatte sich auch bei der Enteignung der Sparkasse gestellt, in deren Safes die Leute ihren Familienschmuck aufbewahrt hatten. Wir hatten insgesamt vierzehn Säcke Juwelen herausgeholt, und plötzlich protestierten die Leute in Leserbriefen und forderten ihren Schmuck zurück. Sie hatten sogar ein Komitee gegründet. Wir teilten ihnen über eine Presseerklärung mit, daß wir dazu bereit seien und daß wir genaue Beschreibungen erwarten, nach denen wir die Klunker sortieren könnten. Auch das Trinkgeld der Croupiers in San Rafael wollten wir an die Beschäftigten zurückerstatten.«
Doch der Vorsatz scheiterte an seiner praktischen Undurchführbarkeit. Die Situation in Uruguay hatte sich zugespitzt. Nicht zuletzt durch die Operation »Heißer Sommer« waren die Mächtigen in helle Aufregung versetzt. Die Auseinandersetzung begann, in einen Bürgerkrieg auszuarten, in ein Gemetzel zwischen Todesschwadronen und Revolution.

* * *

Komische Oper. Das Ausmaß der skurrilen Szenen, die sich beim Einbruch in die Banco Frances e Italiano am 27. Dezember 1969 ereigneten, würden wohl selbst die Phantasie eines auf komische Verwicklungen spezialisierten Operettenlibrettisten übersteigen. Nach den Weihnachtsfeiertagen vermuteten die Tupamaros in der Bank einen prall gefüllten Tresor und Material über illegale Finanztransaktionen ins Ausland. Drei Wochen lang observierten sie die Bank, um sich über alle Details des täglichen Betriebs genauestens zu informieren. Dann stand der Plan: Eine Konditorei sollte beauftragt werden, nach Schalterschluß im Namen eines potenten Kunden Leckereien als Jahresabschlußgeschenk in der Bank anzuliefern – eine durchaus landesübliche Sitte. Auf dem Weg dorthin sollte der Wagen abgefangen und die Konditoreiangestellten gegen Tupas ausgetauscht werden, die sodann mit Kuchentabletts und dem üblichen Cidre unverdächtig in die Bank eindrängen. Die telefonische Bestellung bei der Konditorei am 24. Dezember sorgt für eine böse Überraschung. Alle Lieferungen am geplanten Tag der Aktion waren ausgebucht. Der Plan mußte verändert und wieder auf die Variante ›falsche Polizisten‹ zurückgegriffen werden.
Am 27. Dezember, kurz vor Schalterschluß, beziehen die beteiligten Tupamaros ihre Positionen in der Nähe des Personaleingangs der Bank. Unverhofft tippt einem von ihnen ein ahnungsloser Bekannter auf die Schulter. Der Genosse antwortet einsilbig, doch der Bekannte läßt sich einfach nicht abschütteln. Der Zeitplan gerät in Gefahr – da verabschiedet sich die Plaudertasche buchstäblich in letzter Minute.
Zum vereinbarten Zeitpunkt klingelt ein vermeintlicher Bote der Telegraphengesellschaft bei der Bank, um ein Telegramm abzugeben. Seine Uni-

form ist täuschend echt, maßgeschneidert in einer klandestinen Schneiderei. So schöpft der Portier keinerlei Verdacht und öffnet die Tür, um den Erhalt des Telegramms zu bestätigen. Sofort schieben sich sechs Männer in den Eingang, gegenüber dem überraschten Wärter weisen sie sich als Polizisten der Ermittlungskommission aus. Die Bank müsse durchsucht werden, soeben sei eine Bombendrohung eingegangen.

In Windeseile ist das gesamte Personal im Empfangsraum im Erdgeschoß versammelt. Die falschen Polizisten informieren die erschrockenen Angestellten über das drohende Attentat und fordern sie auf, jegliche Berührung mit elektrischen Geräten und Telefonen zu vermeiden, um nicht unbeabsichtigt die Explosion der Bombe auszulösen. Inzwischen sind weitere ›Polizisten‹ in der Bank eingetroffen. Alle Angestellten beteiligen sich an der sorgfältigen Durchsuchung des Gebäudes. So ist ihre Gesamtzahl – exakt 32 – schnell ermittelt.

Die anfängliche Panikstimmung legt sich bald. Nach rund einer halben Stunde geben sich die Bankräuber als solche zu erkennen und fordern vom Hauptkassierer den Schüssel des Tresorraums. Dieser händigt ihnen seinen aus, fügt jedoch hinzu, daß zur Öffnung ein zweiter Schlüssel notwendig sei. Den habe der Bevollmächtigte Nelson Barocco, welcher bereits zu einem Essen in den Club Español gefahren sei. Erneute Umdisponierung. Zwei der Bankräuber fahren zum Club Español, machen Barocco ausfindig und teilen ihm mit, der Geschäftsführer Berri habe Selbstmord begangen. Er, Barrocco, solle kurz mit zur Bank kommen, um mit seinem zweiten Schlüssel den Tresorraum zwecks Überprüfung zu öffnen. Barocco sieht sich ertappt. Er habe seinen Schlüssel für den Wochenbeginn regelwidrig bereits dem nächsten Bevollmächtigten Hector Brunetto weitergegeben. Aber er könne sie in seinem Wagen zum Haus Brunettos fahren. Im Auto treibt man Konversation, ein völlig unfähiger Mensch sei sein Chef gewesen, mutmaßt Barocco, so etwas treibe wohl in den Selbstmord. Brunetto ist rasch von der Notwendigkeit mitzukommen überzeugt. Doch seine Gattin wittert einen fingierten ›Ausflug‹ ihres Mannes und läßt sich erst einmal den Dienstausweis derjenigen zeigen, hinter denen sie seine Saufkumpane vermutet. Da alles offenbar stimmt, fährt Brunetto mit zur Bank. Am Portal verabschiedet sich Barocco und kehrt ohne jeden Verdacht zum Club Español zurück. Mit Brunettos Schlüssel läßt sich der Tresorraum endlich öffnen, doch für den Geldschrank fehlt ein weiterer Schlüssel, der sich – so erfahren die Bankräuber erst jetzt – in der Hand des Kassierers befindet. Der sei ebenfalls bei besagtem Abendessen im Club Español. Mittlerweile ist es zehn Uhr abends. Ein erneuter Trip zum Club Español würde viel Zeit kosten und möglicherweise Aufmerksamkeit erregen. So versuchten die Bankräuber, den Geldschrank mit 300 Millionen Pesos mit Gewalt zu knacken.

Doch da steht plötzlich die Frau des Bankdirektors Berri vor der Tür. Das Paar war zu einem Essen eingeladen. Die Ehefrau hatte zu Hause gewartet und dann ungeduldig in der Bank angerufen. Die dort erhaltene Antwort, ihr Ehemann sei leider sehr beschäftigt und könne noch nicht weg, hatte sie

stutzig gemacht und auf die Idee gebracht, selbst vorbeizuschauen. Ihre Ankunft vereitelt alle weiteren Aktivitäten. Die Tupas wimmeln sie mit der Nachricht ab, Berri sei bereits fortgegangen, und bereiten den Rückzug vor. Die Aussicht auf die 500 Millionen Pesos muß aufgegeben werden. Immerhin können sie viele vertrauliche Geschäftsunterlagen mitgehen lassen.
Bevor die Tupamaros die Bank verlassen, schließen sie das gesamte Personal im Tresorraum ein. Nachdem ihr Rückzug gelungen ist, melden sie den Coup der Polizei, die die Angestellten befreit.

* * *

»Buchstäblich unzerstörbar« seien die Tupamaros, schrieb im September 1971 Régis Debray, der von der Massenverankerung der Guerilla und ihrer organisatorischen und militärischen Stärke beeindruckt war. Er irrte sich – zumindest vorübergehend. Ein Jahr später wurden die Tupamaros zerschlagen, ein weiteres Jahr später putschten die Militärs, und Uruguay versank für mehr als ein Jahrzehnt in der Nacht der Militärdiktatur.
Nach deren Ende und der Freilassung aller gefangenen Guerilleros konstituierten sich 1985 die MLN-Tupamaros neu als legale Organisation. Sie ist heute Teil des Linksbündnisses »Frente Amplio«. Bei den Wahlen im November 1999 wurde die Frente stärkste politische Kraft in Uruguay und stellt in der inzwischen schon dritten Legislaturperiode die Stadtregierung von Montevideo.
160 Dieses Amt bescherte den Tupamaros einen ernsthaften Konflikt, der sich ironischerweise ausgerechnet am einst überfallenen Kasino von Carrasco entzündete. Die Spielbank und das zugehörige Hotel sind städtisches Eigentum. Da diese Anlage mittlerweile chronisch defizitär war, wollte es die linke Stadtregierung privatisieren. Ein Tupamaro-Stadtrat mochte diese Entscheidung, die der Antiprivatisierungspolitik der MLN widersprach, nicht mittragen und führte dadurch eine Zerreißprobe herbei, die fast zum Bruch des Linksbündnisses geführt hätte.

* * *

Die AutorInnen danken Gaby Weber und David Cámpora (Montevideo) für freundliche Unterstützung, wichtige Hinweise und umfangreiches Quellenmaterial.

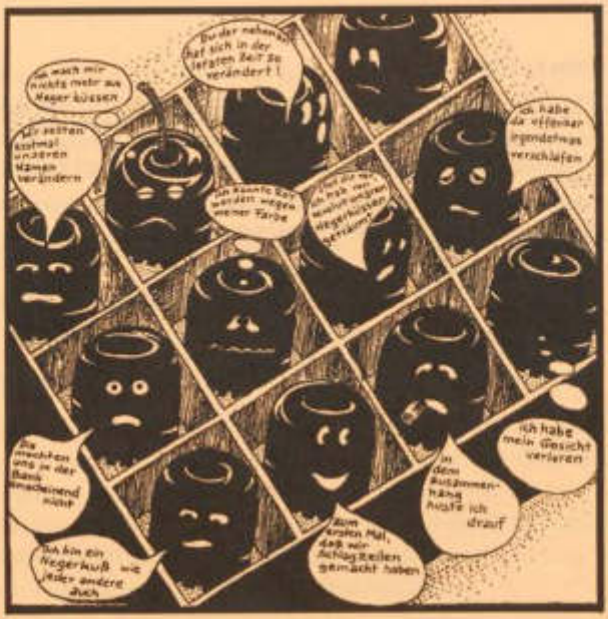
Quellen & Literatur

Debray, Régis: Was wir von den Tupamaros lernen können. In: Dreßen, Wolfgang (Hg.): Sozialistisches Jahrbuch 4. Berlin 1972.
El Banco de Crédito y las financieras – Entrevista con Lucía Topolansky. In: Mate Amargo, 25 de Abril 1996.
Financiera Monty: la historia de la gran cloaca. In: Mate Amargo, Montevideo, 8 de Enero 1992.
Huidobro, Eleuterio Fernández: Historia de los Tupamaros. Tomo 1: Los orígenes; Tomo 2: El nacimiento; Tomo 3: El MLN. Montevideo 1989/90.
Interview mit Urbano. In: Schubert, Alex: Stadtguerilla. Tupamaros in Uruguay – Rote Armee Fraktion in der BRD. Berlin 1971.
Kroch, Ernesto: Uruguay – zwischen Demokratie und Diktatur. Frankfurt/Main 1991.
Kroch, Ernesto: Ein Hotel als Zankapfel – Heftige Konflikte in der Linken Uruguays. In: ila 211/1997.
Labrousse, Alain: Die Tupamaros. Stadtguerilla in Uruguay. München 1971.
Weber, Gaby: Ein Mythos stirbt – Tupamaros heute. In: Bermejo, Ernesto Gonzalez: Hände im Feuer. Ein Tupamaro blickt zurück. Giessen 1986.
Weber, Gaby: Interview mit Mauricio Rosencof. Unveröffentlichtes Manuskript. Montevideo 1993.
Wir, die Tupamaros. (Antiimperialistischer Kampf 7). Frankfurt/ Main 1973.
Artikel aus der uruguayischen Tagespresse aus dem Jahr 1969, archiviert und ausgewertet von David Cámpora.

58



58 Tupamaro-Stern



Notgroschen der Revolution – »Banken« der Bewegung 2. Juni

162

Klaus Viehmann

»Hohe Werte im volkswirtschaftlichen Kreislauf müssen vor rechtsbrecherischem Zugriff gesichert werden, weil vielfach extreme und radikale Gruppen ihre unlautere Tätigkeit auf dem Wege von Einbruch und Überfall finanzieren.« (Sicherheitsplanung für Geldinstitute, 1996)

Der »volkswirtschaftliche Kreislauf« läßt viele wie im Hamsterrad rotieren, während wenige sich dumm und dämlich verdienen: Ein unsoziales System, das nicht zufällig auf den Unwillen der Armen und den Widerstand »extremer und radikaler Gruppen« stoßen kann.
Politik kostet Geld – militante Politik kostet mehr Geld. Nur der geworfene Stein ist kostenlos, auch der Molli hängt kaum vom Spritpreis und dem der Pfandflasche ab. Utensilien zum Fälschen von Papieren sind schon teurer, illegale Wohnungen und Autos erst recht. Deshalb standen schon die Anfang der siebziger Jahre gegründeten Stadtguerillagruppen wie eigentlich die gesamte Linke vor der Frage: Wer soll das bezahlen, wer hat soviel Geld?
Wichtig bei der Beantwortung dieser Frage war, daß – im Gegensatz zur kapitalistischen Normalität – für Geld niemand dran glauben sollte. Die Methoden verzweifelter oder schlicht dummer und rücksichtsloser Diebe und Räuber, die einfachen Leuten die Dreizimmerwohnung durchwühlen oder einen

Kioskbesitzer für ein paar Mark halbtot schlagen, kamen auf keinen Fall in Frage. Denn da werden keine Kronjuwelen gejagt, da geht es um Glasperlen. Da wird nicht das System in Frage gestellt, da soll sich lediglich in seinem Rahmen persönlich bereichert werden, eine armselige Spiegelung der herrschenden Habgier.
Der alte Werbeslogan »Geldprobleme? Fragen sie ihre Bank!« legte nahe, sich irgendwie an ein Geldinstitut zu wenden ... Geldtransporter zu überfallen hätte ein hohes Risiko von Schießereien mit sich gebracht, auch Überfälle auf einzelne Geldboten konnten schnell in einen heftigen körperlichen Kampf ums liebe Geld ausarten. »Gewaltfreie« Beschaffungsmethoden wie z.B. Scheckfälschung wurden nicht in Erwägung gezogen, weil sie zuwenig Bargeld einbrachten. Banküberfälle blieben somit das Mittel der Wahl gegen die chronische Unterfinanzierung linker Aktivitäten, und sie waren vor 20, 25 Jahren sicher die häufigste bewaffnete Aktion.
Es gab übrigens keine politische Aktionsreihenfolge, daß der Überfall auf eine Bank die Steigerung der eingeworfenen Bankscheibe gewesen wäre. Banküberfälle wurden einfach wegen dem Geld gemacht – selbst wenn die unvermeidlich mitklingenden politischen Botschaften gerne mitgenommen wurden: Umverteilung von oben nach unten, subversiv ohne Lohnarbeit und Ausbeutung zu Geld kommen und die einträglichen Möglichkeiten von Militanz zu demonstrieren.

* * *

Die öffentliche Verurteilung der ›Terroristen‹ stand oft im Widerspruch zur versteckten Bewunderung ihres Mutes und ihrer behaupteten Perfektion. Und so gesichtslos wie sie alle auftreten mußten, so total konnten sie medial verzerrt werden, so sehr eigneten sie sich als Projektionsflächen. In der Hinsicht unterschieden sich ›Terroristen‹ nicht von den normalen Bankräubern. Politische Banküberfälle fanden aber eine viel größere Öffentlichkeit, selbst wenn sich der Ablauf nicht von dem üblicher Banküberfälle unterschied. Die Unterschiede lagen woanders: Politische BankräuberInnen eigneten sich das ›abgehobene‹ Geld nie privat an, und es landete nie in Konsumtempeln oder bei Luxusreisen. Die anonymen AkteurInnen in den Banken waren keine überschuldeten Arbeitslosen oder verzweifelte FamilienernährerInnen, sie waren überzeugte Linke, die auch sonst ihr Auskommen gehabt hätten. Der Unterschied zu anderen Linken in der BRD war, daß die sich nicht mit Bankraub befaßten – was für den kläglichen Kassenstand ihrer Projekte sicher mitverantwortlich war.
In Stadtguerillagruppen agierten tatkräftige HandwerkerInnen,

59 INFO-BUG (Berliner Undogmatische Gruppen): Titelseite August 1975

ideologiefeste StudentInnen, nervösere und stoischere Charaktere, last not least Männer und Frauen. Die wenigen Bankräuberinnen in der BRD-Geschichte waren sicher zu 90 Prozent Frauen aus der Stadtguerilla. (➢ Roller/Bank-Ladies)

Jede Aktionsform erfordert offensichtlich ihren speziellen Mut und eine spezielle Art der Gelassenheit, denn nicht alle GenossInnen waren fähig, eine Bank zu machen: »Eine Bank zu machen« oder noch schlichter: »Banken« – was man mit denen machen wollte, war eh klar – war die damalige Ausdrucksweise, nie wurde davon gesprochen, eine Bank zu überfallen oder zu berauben. Manche, die bei anderen Anlässen ihren Mut bewiesen hatten, bekamen hier zittrige Knie und fahrige Hände. Umgekehrt gab es sehr souveräne Bankräuber, die ein vergleichsweise harmloser nächtlicher Autoklau völlig nervös machte, weil sie nachtblind waren und hinter jeder Ecke einen Bullen vermuteten. Und jemand, der bei einer Enteignungsaktion schreckhaft ein im Durchzug zufällig zuklappendes Fenster ins Visier nimmt, sollte seine militante Karriere lieber aufgeben und wieder unbewaffneten Projekten nachgehen – eine Entscheidung, die alle nicht kugelfesten GenossInnen nachhaltig unterstützen werden ... (Von ganz anderen, auffällig mackerhaften und selbstdarstellerischen Figuren, die ohnehin ein Risiko für alle bewaffneten Aktionen sind, sei hier nicht die Rede.)

Wenn nach einer ›Bank‹ »professionell geplant« in den Zeitungen stand und der unvermeidliche Pressesprecher der Polizei abends in der Tagesschau die »bisher ergebnislose Fahndung« verkünden mußte, war da viel Wahres dran.

Banküberfälle wurden anfangs wirklich sehr gründlich vorbereitet – denn die erste ›Bank‹ ist immer die schwerste. Das »professionelle« war dann Resultat einiger Erfahrungen und späterer Abgebrühtheit.

Zu Beginn der Stadtguerillaerfahrung brauchte man noch Wochen, um eine geeignete Bank zu finden, die benötigten Informationen über das Innere, die Kassenboxen und die Türen zu gewinnen sowie die Autos zur Flucht zu klauen. Noch länger hatte es zuvor schon gedauert, sich Waffen zu besorgen. Nach der zweiten oder dritten ›Bank‹ reichte eine knappe Woche Vorbereitung, in der ein, zwei Leute eine geeignete Filiale aussuchten, nachsahen, wann die Müllabfuhr auf der Fluchtstrecke arbeitete (auf der Flucht in einer schmalen Straße hinter einem Müllauto im Stau zu stecken, erlebt niemand gerne öfter als ein Mal) und zwei Autos klauten oder mit falschen Papieren mieteten. Ein, zwei weitere GenossInnen kamen am Tag vor der Aktion dazu, wurden eingewiesen und am nächsten Morgen fuhr man/frau vor, kassierte und zischte ab.

Die Regel, daß bei ›Banken‹ immer zwei ›Erfahrene‹ und höchstens zwei ›Neue‹ mitmachten, gab ein Gefühl von Sicherheit, was über das in Kollektiven tatsächlich übliche Sich-aufeinander-verlassen-Können noch hinaus ging. Die Rollenverteilung bei einer ›Bank‹ erfolgte auch so, daß die Neuen wenig Unsinn anrichten konnten, feste Aufgaben hatten, die sie nur durchziehen mußten. Eine typische Neulingsrolle war Fahren, also vor der Bank im Auto warten und den Bullenfunk abhören, auf die Hupe zu drücken, wenn

nach zwei, drei Minuten die Durchsage kam: »Ausgelöster Alarm Bankfiliale XY-Straße – alle verfügbaren Kräfte anfahren«. Dann wußten die in der Bank, daß man sich allmählich trollen mußte. Neulinge konnten auch die Position in der Bank direkt hinter der Tür einnehmen um zu verhindern, daß Kunden rausliefen und draußen »Überfall, Überfall!!!« kreischten, das hört sich nämlich schrecklich an und erzeugt vor der Tür kleine Menschentrauben, durch die man/frau sich später mit Maskierung, klobiger Kleidung, Geldtüte und gezückter Schrotflinte drängeln muß. Außerdem hatte der/die an der Tür die Rolle, ahnungslos eintretende BankkundInnen nachdrücklich hereinzubitten, damit nicht durch eine lange offenstehende Tür – das klassische Bild: Kunde mit offenem Mund in ebenso offener Tür – Passanten Einblicke in ein Geschehen erhalten, daß sie nur aus dem Fernsehen kennen (sollten). Die beiden Erfahrenen hatten mit dem Verscheuchen der Kassierer aus den Kassenboxen und dem Geldeinsammeln genug zu tun. Es einfach zu nehmen

Kollateralschaden

Halberstadt. »Wegen Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker« lautet ein bekanntes Sprüchlein, das vor möglichen Problemen bei der Einnahme von Medikamenten warnt. 1999 vereitelten andere »Nebenwirkungen« den Plan zweier Bankräuber in der Vorharzstadt Halberstadt. Mit einem gestohlenen Lastwagen samt Ladekran rissen sie in einer Samstagnacht einen Geldautomaten aus seiner Verankerung. Bei ihrer Flucht zerstörte der nicht abgesenkte Ladearm die Oberleitungen der Straßenbahn auf einer Länge von mehreren hundert Metern. Sie legten den gesamten Wochenendverkehr der Halberstadter Straßenbahn lahm. Offensichtlich waren die beiden Täter ob des Kollateralschadens derart erschrocken, daß sie den Lastwagen samt erbeuteten Geldautomaten kurzerhand stehen ließen und flohen. Ein gewisses Maß an Filigrantechnik ist offenbar auch bei Brachialmethoden notwendig. **Quelle:** Frankfurter Rundschau, 23.8.1999. (KS)

und in eine Tüte zu stopfen, war selten möglich. Man sollte meinen, in einer deutschen Bank, bei deutschem Kassenpersonal würde Ordnung herrschen. Weit gefehlt, nur manche Geldbündel lagen ordnungsgemäß in der Geldschublade und auf dem Zählbrett. Mehr wurde in diversesten Schubladen, in der Butterbrotdose oder gar ganz unten im Papierkorb aufbewahrt – kein Wunder, daß man/frau dazu überging, die ganze Kassenbox zu filzen und allen wertlosen Kram auf den Boden zu kippen. In der Hektik konnte es geschehen, auf einen nun von einem Papierstapel bedeckten Alarmknopf zu treten, was neben einem durchdringenden Klingeln (damals gab es noch laute Alarmanlagen) ein mehrstimmiges »Das war ich nicht!« der Bankangestellten erzeugte. Trotz gewissenhaftester Suche war die Geldsumme, die später am Küchentisch gezählt wurde, gelegentlich geringer als die am nächsten Tag in der Zeitung genannte. Der eine oder andere Kassierer wird sich auf den Schreck ein übersehenes Bündelchen gegönnt haben.
Hartgeld wurde bis auf die obligatorische Münzrolle fürs Flippern oder den Zigarettenautomaten immer liegengelassen, Gewicht und Wert standen auch bei trainierten jungen Menschen in keinem Verhältnis. Kleine Goldbarren – große gab es leider nie –, Goldmünzen oder Blankoschecks wurden hingegen gerne genommen. Es gab auch mal Pseudogeldbündel, die rund-

»**Mütter sind prädestinierte Bankräuber,** sie haben alle Fähigkeiten, die man dazu braucht. Es gibt keine vergleichbare Situation, die soviel Nervenanspannung, Geduld und Zähigkeit erfordert. Als Mutter trainierst du eigentlich systematisch darauf hin.« (Katharina de Fries in der tageszeitung , 2.7.1984).

Katharina de Fries

»Mütter sind prädestinierte Bankräuber«

Ebbe Kögel

Doch bis zu Bankräuberin ist es ein langer Weg für die fünffache Mutter Katharina de Fries, die 1934 in Gelnhausen in der hessischen Provinz geboren wird. Ihre Kindheit ist sowohl von den christlichen Traditionen ihrer Großeltern geprägt, als auch von den politischen Aktivitäten ihrer Eltern. Die Mutter ist Kommunistin, ihr Vater Spanienkämpfer auf der Seite der Anarchisten, später im Widerstand gegen die Nazis. Sie erlebt die Bombennächte des Zweiten Weltkrieges, muß schon als Heranwachsende für die Familie sorgen, heiratet jung und führt ein bürgerliches Familienleben. Doch nach zehn Jahren Ehe verläßt sie ihren Mann, das Sorgerecht für die Kinder wird ihr aberkannt.

Mit neuem Mann und Kind kommt sie im Sommer 1965 nach Berlin und erlebt eine ihr bis dahin völlig unbekannte Welt. Die Demonstration gegen den Schah von Persien verschafft Katharina de Fries die erste kollektive Erfahrung, der Tod Benno Ohnesorgs am 2. Juni 1967 wird ihr politisches Schlüsselerlebnis. Sie tritt in die KPD/ML ein, studiert die kommunistischen Klassiker, verteilt frühmorgens Flugblätter vor den Werkstoren, malocht als Hilfsarbeiterin bei AEG-Telefunken. Mit FreundInnen gründet sie die ersten Berliner Kinderläden. Schließlich tritt sie aus der Partei aus, um einem Ausschlußverfahren wegen »anarchistischer Umtriebe« zuvorzukommen.

Anfang der siebziger Jahre zieht sie in eine Straßentheaterkommune in Kreuzberg, schreibt Hörspiele und Agitprop-Moritaten. Um Geld für die politische Arbeit zu beschaffen, »für eine Untergrundzeitung, für jugendliche Knackis, und für die Befreiung von drei Freunden, die bei einem Banküberfall geschnappt worden waren« will sie es »dort holen wo es ist: bei den Banken und Konzernen.« Ein guter Schuß Abenteuerlust ist bei der Durchführung dieses Vorhabens allerdings auch dabei. Sie beschafft sich eine Gaspistole und überfällt zusammen mit einem Freund die Geldboten eines Supermarktes, als diese die Tageseinnahmen zur Bank bringen

60



60 »Ich mußte einen Gedanken zu Ende denken. Am Ende des Gedankens steht das Handeln.«

wollen. Dabei wird sie geschnappt. Das ist im Spätherbst 1980 und Katharina de Fries ist 46 Jahre alt. Später, in der französischen Haft, wird eine irische Nonne zu ihr sagen: »Wenn man anderen helfen will, muß man das professionell machen. Da gehört eine echte Ausbildung dazu ... Dieser Dilettantismus überall – schrecklich.« Obwohl das Bundeskriminalamt eine umfangreiche Anklage gegen sie vorbereitet, kommt sie gegen 50.000 DM Kaution nach sieben Wochen frei. Im Februar 1981 setzt sie sich nach Frankreich ab, lebt illegal in Paris und wird dort im Juni 1981 verhaftet. Die Bundesrepublik Deutschland verlangt ihre Auslieferung, offiziell wegen Bankraubs, inoffiziell wegen »Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung« (§ 129a). Trotz massiver Solidaritätskampagnen gibt das zuständige Gericht im Oktober 1981 dem Auslieferungsersuchen statt, aber sie erhält auf Veranlassung des kurz zuvor gewählten sozialistischen Staatspräsidenten Mitterrand eine Aufenthaltsduldung. Sie arbeitet danach als Übersetzerin und wird Korrespondentin der *tageszeitung*. Doch ihr Aufenthaltsstatus bleibt unsicher. 1984 scheitert ein erster Versuch sie abzuschieben. 1987 stellt die Berliner Staatsanwaltschaft einen zweiten Antrag. Sie wird in der Normandie, wohin sie inzwischen gezogen ist, verhaftet. Aber nun geschieht ein kleines Wunder: Die halbe Region solidarisiert sich mit ihr und eine mutige Richterin in Caen spricht schließlich ein spektakuläres Urteil, sie erkennt an, daß ihre Tat »im Zusammenhang mit ihrer Zugehörigkeit zur linksradikalen Bewegung« begangen wurde und läßt sie frei. Heute verdient sich Katharina de Fries ihren Lebensunterhalt als Handwerkerin und Immobilienhändlerin. In ihrem autobiographischen Roman »Gestreifter Himmel« schreibt sie 1983: »Um nichts in der Welt würde ich das gleiche noch einmal versuchen. Aber ich bin froh, daß ich es versucht habe ... Ich mußte einen Gedanken zu Ende denken. Am Ende des Gedankens steht das Handeln.«



Quellen & Literatur: Alle nicht gekennzeichneten Zitate stammen aus Edschmid, Ulrike: Frau mit Waffe, Berlin 1996; de Fries, Katharina: Gestreifter Himmel, Berlin 1983; taz, 2.7.1984 u. 12.11.1987.

herum eine hübsche Banderole, aber nur oben und unten einen echten Geldschein hatten, und sonst aus weißem Papier bestanden. Wer es dem Kassierer überließ, die Tüte zu füllen, bekam nur solche Schwindelpackungen und das im halben Dutzend, selber einpacken war einfach besser. Neue Geldscheine mit durchlaufenden Nummern wurden nicht wie in schlechten Krimis verbrannt, sondern in einem Beutel angefeuchtet, gründlich geknüllt, getrocknet, gebürstet, gefaltet und beim kleinen Einkauf im Kaufhaus

gewechselt. Wenn ein Schein tatsächlich ein paar Tage später bei der Landeszentralbank auffiel, war seine Herkunft kaum nachvollziehbar und Fingerabdrücke auf dem Schein – zumindest seinerzeit – nicht mehr feststellbar. Und wenn tatsächlich mal registrierte Scheine bei einer Verhaftung oder in einer fluchtartig aufgegebenen Wohnung gefunden wurden, dann belasteten sie oft nur GenossInnen, die eh schon 15 Jahre Knast wegen ganz anderer Aktionen zu erwarten hatten. In puncto Bankraub konnten sie nicht mehr bekommen und ganz ungeniert auftreten.

Kunden und andere Für den relativ sicheren Ablauf einer ›Bank‹ sorgte schon die zahlenmäßige Überlegenheit im Kassenraum, drei Leute in einer mittelgroßen Bankfiliale haben kaum ungedeckten Raum im Rücken und Kunden kommen nur bei einzelnen Bankräubern in Versuchung, den Helden zu spielen. Demonstrativ gezeigte Bewaffnung und ein freundlich-bestimmtes Auftreten taten ihr Übriges. Die Bankangestellten machten sowieso keine Probleme, denn sie hatten spätestens seit dem Münchener Desaster von 1971 (► Mohr/München anno 1971) die Anweisung, das Geld zügig herauszurücken und eine Geiselnahme zu vermeiden. Schon in den siebziger Jahren waren viele psychologisch geschult und machten selten einen ängstlichen Eindruck. Manche starrten einen weisungsgemäß an, um später eine »gute Personenbeschreibung« abgeben zu können, andere drückten erst dann auf den Alarmknopf, als man schon dabei war, die Bank zu verlassen (so können die Bullen natürlich nie »rechtzeitig« kommen – und eine Schießerei auslösen). Die wenigsten waren so unklug, die Verfolgung aufzunehmen.

Es gab Bankangestellte, die sich auf den Schreck pfiffigerweise krank schreiben ließen, es gab aber auch mehr als glaubhafte Schocks. Ein alter Mann, der beim Anblick einer nicht einmal auf ihn gerichteten Waffe panisch »Nicht schießen!« ausstieß, sah offensichtlich ganz andere Situationen vor seinem inneren Auge. Ein Junge, der – unaufgefordert – die Hände hob und verschreckt so erstarrte, hatte in diesem Moment sicher ein Erlebnis, von dem er noch träumen würde. Solche Bilder brennen sich im Gedächtnis der linken AkteurInnen ein und führen zu Überlegungen, wie sich die Situation während einer ›Bank‹ entspannen lassen könnte.

Die Zeugenaussagen von Kunden und Angestellten tendierten oft ins Skurrile. Manche beschrieben eine Kalaschnikow hartnäckig als »Spazierstock« (»Der männliche Täter hatte auch einen«), oder eine abgesägte Schrotflinte als »Knüppel« – zum Glück versuchten sie in ihrem Irrtum nicht, danach zu greifen. So ärgerlich es ist, von verwirrten oder beeinflußten Zeugen fälschlich ›wiedererkannt‹ zu werden, so grotesk ist es, wenn eine zugegebenermaßen nicht sehr groß gewachsene, aber durchaus längst volljährige Genossin von gleich zwei Bankkundinnen als »Kind« erkannt wurde. In ersten Fahndungsmeldungen war wirklich von einem »Pärchen mit Kind« die Rede. Die Zeuginnen waren immerhin irritiert, daß auch das »Kind« eine Waffe in der Hand hatte.

Kaum eine Enteignungsaktion wurde so populär wie die beiden ›Banken‹, bei denen ›Negerküsse‹ verteilt wurden (antirassistische Sprachkritik hatte damals noch keine ›Schokoküsse‹ hervorgebracht).
Am 30. Juli 1975 zur üblichen Zeit – halb zehn – wird eine Sparkassenfiliale in Berlin-Neukölln von fünf Leuten der Bewegung 2. Juni ›gemacht‹. Während des Ausräumens der Kassen bietet eine Genossin den Kundinnen und Angestellten an, sich aus einem Karton mitgebrachter ›Negerküsse‹ zu bedienen. Aus Angst oder Verdutztheit greift aber niemand zu, der Karton bleibt auf dem Tresen zurück, das Geld (gut 100.000 Mark) wird mitgenommen. Die Berliner Polizei löst eine Großfahndung aus und durchsucht nach einem Hinweis auch einen ganzen Wohnblock mit mehreren hundert schwerbewaffneten Bullen, die aber morgens um vier ergebnislos abziehen.
Sechs Stunden später werden sie wieder in den Dienst gerufen, denn erneut haben zwei Männer und drei Frauen der Bewegung 2. Juni eine Bank nach dem Muster des Vortages ›gemacht‹. Die zweite Kiste ›Negerküsse‹ landete im Polizeilabor und wurde – selbstverständlich vergeblich – auf Betäubungsmittel hin untersucht.
Das in den Banken verteilte Flugblatt fand weniger Eingang in die linke Erinnerung, es war knapp und spielte auf ein Konjunkturprogramm der regierenden SPD-FDP-Koalition an:
»Konjunkturprogramm der Bewegung 2. Juni
Wo alle sagen, daß der Rubel wieder rollen muß, damit die Schornsteine wieder rauchen, will auch unsere Bewegung im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten – schließlich sitzen wir alle im gleichen Latrinendampfer – einen Beitrag leisten.
Hoffentlich geht's gut, also: HER MIT DER KOHLE!!!
Revolutionäre Negerküsse von der Stadtguerilla der Bewegung 2. Juni!«

Die »Negerkußbanken«

In den Wochen danach gab es zwei Happenings, bei denen von angeregten Linken in Banken ›Negerküsse‹ – ohne jede Raubabsicht – verteilt wurden. In München führte das zu einem Polizeieinsatz und nachfolgendem vierstelligem Strafbefehl, in Essen blieb es bei einer Personalienfeststellung. In einer Berliner Szenekneipe gab es noch Jahre später jeweils am 2. Juni ›Negerküsse‹ gratis.
Für viele sind die »Negerkußbanken« das Symbol einer »Spaßguerilla«. Hinter so einer Verklärung steht Unwissenheit, die wohl unvermeidlich war. Wer kann auch wissen, daß die ›Negerküsse‹ eher zufällig ausgesucht wurden – genau so gut hätten es ›Saure Drops-Banken‹ werden können – und sie nur die taktische Funktion haben sollten, die Kundinnen zu beruhigen. Daß das Flugblatt weniger Öffentlichkeit fand als der Süßkram, hat die Aktivistinnen sicher am meisten überrascht.
Gegen die »Spaßguerilla«-These spricht auch, daß ebenso bei diesen Banken Waffen nicht zum Spaß mitgenommen wurden und zumindest bei der zweiten Bank die Bullen nur sehr knapp zu spät kamen, zudem machte sich eine Autofahrerin zur Verfolgung auf und konnte nur ganz unspaßig mit vorgehaltener Waffe davon abgebracht werden. Und last not least saßen fast alle Beteiligten Ende 1975 bereits im Knast.
Gar nicht lustig ist es auch, wenn nach über 20 Jahren Akten auftauchen, laut denen das Ministerium für Staatssicherheit der DDR ›aus erster Hand‹ schon kurze Zeit später ziemlich detailliert berichtet bekam, wer angeblich bei diesen ›Banken‹ teilnahm, wer das Geld einsackte, wer über den Verbleib des Geldes Bescheid wußte, wer es aufbewahrte. Was das MfS mit diesen Informationen machte, kann nur vermutet werden, auf alle Fälle hätte es – ganz abgesehen vom Wahrheitsgehalt der Unterlagen – Folgen haben können, wenn diese Akten vor Ablauf der Verjährungsfristen im Westen bekannt geworden wären.
Guerilla wurde nie als Spaß betrieben – das gilt auch für die »Negerkußbanken«.

Ungewöhnliches Berufsglück hatte ein Radioreporter, der bei einer ›Bank‹ unter den Kunden war und sich anschickte, seinen Notizblock vollzukritzeln. Noch bevor die Bullen in der ausgeräumten Bank eintrafen, war er auf dem Weg ins Funkhaus. Der Moderator des Radiomagazins zerfloß fast vor Neid und Mitgefühl, als unser rasender Reporter beschrieb, wie er »einer Terroristin« Auge in Auge gegenüberstand. Die Genossin hatte ihn aufgrund seines sonderbaren Verhaltens wirklich besonders im Auge, sie hatte ihn aber keineswegs für einen Journalisten, sondern für einen möglicherweise gleich

abdrehenden Patienten der nicht weit entfernten psychiatrischen Einrichtung gehalten, vor der das zweite Fluchtauto wartete.
Es wurden immer scharfe Waffen mitgenommen zur ›Bank‹. Zum einen trugen Illegale sie eh ständig bei sich, zum anderen waren sie die ›Sicherheitsreserve‹, falls die Bullen doch mal zu früh kommen sollten. Das war glücklicherweise bei den Aktionen der Bewegung 2. Juni nie der Fall. Nur einmal betrat ein uniformierter Polizist zufällig eine Bank, wurde aber von dem an der Tür postierten abgefangen und mit dem Gesicht zur Wand gebeten, leider übersah er dabei die nicht offen, sondern im Schulterhafter getragene Dienstwaffe. Zum Glück schoß der Bulle nicht hinter dem abfahrenden Auto her; angeblich, weil er keine Unbeteiligten gefährden wollte, tatsächlich wirkte es so, als hätte er vergessen durchzuladen oder zu entsichern.
Dem vernünftigen Glück, sich nicht in oder vor einer Bank zu begegnen, wurde seitens der RäuberInnen durch zügige Eile nachgeholfen, seitens der Bullen auch mal durch Trödelei und gespielte Ver(w)irrtheit. Versessen darauf, einen armen mit einer Schreckschußpistole »bewaffneten« Arbeitslosen zu fangen, rasten sie los, sobald die erste Meldung eines laufenden Überfalls über ihren Funk kam. Eifrig bestätigten »Südwest«, »Zeppelin« und wie sie alle hießen, der Einsatzzentrale, auf dem Weg zur Bankfiliale zu sein. Aber nach dem »stummen« Alarm kam ein Anruf eines Bankangestellten aus dem Filialhinterzimmer mit einer ersten Beschreibung des Geschehens, der ihren Eifer deutlich bremste. »Zentrale an alle! Banküberfall XY-Straße: Unbedingt auf Eigensicherung achten! Bei den Tätern handelt es sich um zwei Frauen

und einen Mann [den vor der Tür im Auto hatte der Anrufer nicht gesehen], sind bewaffnet mit Maschinenpistolen!« Bei so einer TäterInnen- und Waffenbeschreibung war es seinerzeit auch begriffsstutzigen Streifenbullen klar, daß sie es mit gleichwertig bewaffneten ›Terroristen‹ zu tun hatten. Entsprechend bog eine heranrasende Streife vor der Filiale ab, um 500 Meter querab per Funk um »erneute Einweisung« zu bitten. Die Einsatzzentrale war fassungslos, daß eine große Straße und eine gut als Bank beschilderte Filiale nicht sofort gefunden werden konnten.

Das Geld Auch wenn die AktivistInnen sparsam waren, kostete Stadtguerilla viel Geld. Mitte der siebziger Jahre brauchte eine Gruppe von knapp zehn Illegalen um die 20.000 DM pro Monat nur für die laufenden Kosten. Vor Aktionen oder für Ersatzmaterialien und -wohnungen nach Fahndungsverlusten war schon mehr fällig. Arme Linke können sich das kaum leisten. Viel Geld landete bei Maklern, Reisebüros, Wohnungs- und Autovermietern. Wer dringend eine ruhige Wohnung sucht, nimmt sie zu fast jedem Preis, zahlt für eine wurmstichige Vitrine zähneknirschend Abstand und kann die Mietkaution bei einer unsicher gewordenen Bude schlecht zurückfordern. Flugreisen oder Bahnfahrten gab es auch nicht umsonst und die Mietwagen, die so zuverlässig und unauffällig waren, kosteten einiges. Geld verschlangen auch Druckmaschinen, Kopierer und Werkzeuge – Waffen und Munition waren zwar an sich teuer, schlugen aber in der Gesamtrelation kaum zu Buche.

Ein Teil des Geldes ging in den siebziger Jahren an linke Projekte. (Jugend-) Zentren, Knastgruppen, Zeitungen, Buchveröffentlichungen, Stadtteilaktivitäten und auch die Chile-Solidarität wurden von Banken und Sparkassen unfreiwillig bezuschußt. Manche wußten nicht, wer ihre Spendendosen mit Hundertern vollstopfte – sie sollten es auch nicht wissen, zu ihrem eigenen und der SpenderInnen Schutz. Manche ahnten es und manche haben es gewußt; auch wenn sie später lieber behaupten, sie wären schon immer gegen illegale Methoden gewesen. Das Geld haben sie aber gut gebrauchen können.

Was bleibt? Banküberfälle haben als linker Gelderwerb ausgedient und sind von Lohnarbeit, Erbschaften, Stiftungs- und Staatsknete abgelöst worden. Das ist legal und ungefährlicher für alle Beteiligten, aber auch viel gesellschaftskonformer und weniger widerständig. Gemessen an der damaligen linksradikalen Praxis, Bankenteignungen zu nutzen, wirkt es erstaunlich, wie sehr sie heute aus der linken Mode gekommen sind. Geld aus Enteignungen zu nehmen prägt linke Politik und Projekte vermutlich ebenso, wie das Hinterherlaufen hinter reichen Erben oder Stiftungshanseln und das Ausfüllen von Antragsformularen. Anders formuliert: Eine Linke, die geklautes Geld nutzt, hat sicher eine andere Haltung als eine, die sich unbedingt legal finanziert. Die Abhängigkeiten sind andere, auch die Einstellung zu staatlichen Stellen, zu reichen Leuten, zu etablierten Organisationen.
Banküberfälle konnten und können nie den gesellschaftlichen Reichtum völlig umverteilen und auch nicht das Einkommen der »pauperisierten Massen« sichern, aber sie durchbrachen zumindest den Zwang zur Arbeit und die kapitalistischen Regeln des Gelderwerbs – von denen bekannt ist, daß sie nicht weniger räuberisch sind als ein Banküberfall.

So einige sind wegen ›Banken‹, juristisch: »räuberische Erpressung«, lange Zeit in den Knast gekommen, über den Daumen gepeilt waren es allein bei AktivistInnen der Bewegung 2. Juni[2] mehr als hundert Knastjahre nur dafür – ein schwacher Trost, daß sie wegen anderer »Straftaten« eh schon reichlich Knast bekamen und die Banken de facto die Knastzeit nicht verlängerten.

2 Der Autor dieses Beitrags wurde 1978 unter anderem wegen Banküberfällen der Bewegung 2. Juni angeklagt.

Die Frage, ob sich die ›Banken‹ gelohnt haben, ist die Frage, ob sich linke Politik lohnt. Bei der zählt aber nicht der Gewinn, sondern zu gewinnen. Ohne die ›Banken‹ wären Stadtguerillagruppen und andere mit dem Geld agierende Projekte wenig effektiv gewesen. Aber ihr politischer Erfolg hing viel stärker von der historischen Situation und der politischen Kräfteverhältnissen ab. Genügend Notgroschen zu haben war da nur ein einzelner Aspekt. Und eine Sorge weniger.

Literatur

Der Blues – Gesammelte Texte der Bewegung 2. Juni. Berlin 1982.
Reinders, Ralf/Fritzsch, Ronald: Die Bewegung 2. Juni. Berlin u.a. 1995.
Sicherheitsplanung für Geldinstitute. O. O. 1996.

172 HIGH TECH

61



LOW TECH



62

Die Hüllen des Paradieses – Architektur des Bankgebäudes

Martin Kaltwasser

Der Brockhaus (1986) beschreibt Banken als »Unternehmen für Geldanlage und Finanzierung sowie für die Durchführung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs«. Banken sind Dienstleistungsbetriebe, die mit der Übertragung, Umwandlung und Verwaltung von Werten arbeiten. Dieser Umgang mit Werten hat ein relativ hohes gesellschaftliches Ansehen, weshalb Bankgesellschaften eine besondere gesellschaftliche Stellung beanspruchen. Banken stehen »aufgrund der verantwortungsvollen, hohe Sachkenntnis und -kompetenz erfordernden Geschäfte, die sie für sich und für ihre Kunden erfolgreich tätigen, im Rufe hoher Vertrauenswürdigkeit und Solidität« (Biering/Lorenz 1988, 15).

Da »die Bank ein höchst öffentlich orientiertes Dienstleistungsunternehmen [ist] mit dem Anspruch und dem Bedürfnis, sich abzuheben von der Masse der sonstigen privaten Dienstleistungs- und Geschäftsbetriebe« (ebd.), versuchen Bankgesellschaften, dies auch baulich darzustellen: »Der Bankbau ist das Aushängeschild des Unternehmens. Er ist direkter Werbe- und Informationsträger durch die Elemente des Firmenzeichens und der Schaufenster, vor allem aber durch die Gesamtqualität der architektonischen Erscheinung. Seine besondere Aufgabe besteht also darin, das Selbstbild gemäß der corporate identity des Unternehmens auszudrücken« (ebd., 18).

Tempel, Paläste, Kathedralen Der Bankbau wird in der Baugeschichte erst sehr spät zu einem eigenständigen Bautypus. Bis zum 19. Jahrhundert sind Banken in Gebäude anderer, zum Beispiel politischer, klerikaler und merkantilistischer, Bestimmung integriert und kaum öffentlich. Geldgeschäfte finden an den Residenzen weltlicher und geistlicher Herrscher statt. Dann wird das Bankgeschäft durch die aufstrebenden Privatbanken (Bethmann und Rothschild in Frankfurt) belebt. Der rasante Industrialisierungsprozeß mit seinem immensen Kreditbedarf fördert die Gründung von öffentlichen Noten-, Aktien- sowie Industrie- und Handelsbanken. Sie bekommen erheblichen Einfluß im Verlauf der Industrialisierung, es entstehen Großbanken, die ein flächendeckendes Filialnetz ausbilden. Seit dem 19. Jahrhundert existieren eigene Funktionsgebäude für das Bankgeschäft, bei denen der ausgeprägte Repräsentationsanspruch unübersehbar ist. Zunächst erinnern die streng klassizistisch gebauten Bankgebäude an griechische Tempelanlagen: Banktempel. Die zur Jahrhundertwende errichteten Bankgebäude nehmen die für den Historismus typischen Architekturzitate und üppigen Dekorationen auf, solange sie dem extremen Repräsentationsanspruch entgegenkommen. Die Zentrale des Deutschen Bank in Berlin (1906-1908) ist im Stil der italienischen Renaissance gebaut. Nach der Absage an den Historismus bestechen Bankgebäude des frühen 20. Jahrhunderts, wie das Wiener Postsparkassenamt, eher durch elegante Gesamterscheinung und edle Materialien.
Nach Rezession und Krieg waren es in den fünfziger Jahren gerade die neuen Bankgebäude, in denen die Ideale und Formensprache der modernen Architektur umgesetzt und zu oft anspruchsvoll ausgearbeiteten Exponenten der Moderne wurden. Nach einer formellen Verflachung der Bauaufgabe Bankgebäude in den sechziger und siebziger Jahren setzte der erste High-Tech-Bankturm, die Hong Kong Bank von Norman Foster (1981-1986), den globalen Startschuß für das gegenwärtige Zeitalter einer in jeder Hinsicht aufs Äußerste gehenden Palast- und Kathedralarchitektur der monetären Weltreligionen.

Geldraum Bankgesellschaften haben bei der Realisierung ihres Bankhauses schon immer neben der Funktionalität großen Wert auf architektonische Qualität und die Gestaltung von Außen- und Innenraum gelegt. Man kann sagen, daß der zeitgenössische Bankbau ein letztes Überbleibsel einer speziellen, in anderen Bausparten aus Kostengründen eher verkümmerten Baukultur darstellt. Banken und Finanzinstitutionen scheinen keine Kosten zu scheuen, um sich baulich zu repräsentieren, denn »dem Unternehmen nützt es nichts, objektiv beste Qualität herzustellen, wenn diese Qualität vom Kunden subjektiv nicht erlebt wird« (AIT 1998). Es geht beim Bankbauen um ein gebautes Zeichen von etwas Verborgenem. Der Handel und die Verwaltung von Finanzen sind wenig gegenständliche Tätigkeiten. Sie bringen kaum materiell unmittelbar Sichtbares hervor und somit kein direktes Produkt, mit dem eine Bank für sich werben kann. Das Bankgebäude ist der einzige zur

63



Bank gehörende Gegenstand, der das Image der Bank materiell abzubilden vermag. Im Idealfall wird das Gebäude »zur Skulptur, die das Image des Unternehmens entscheidend mitprägt ... Ein dreidimensionales Zeichen, dessen vierte Dimension in der geistigen Ausstrahlung liegt« (Schwanzer 1986, 19). Darüber hinaus stellt das Gebäude den Kontaktbereich zum Kunden dar. Es beinhaltet diesen Kontaktbereich als Point of Sale, als Schalter- oder Kundenhalle. Jedes größere Bankgebäude ist auch ein Bürogebäude, dessen Aufgabe es ist, Kundennähe zu kultivieren und auch die in ihm tätigen Angestellten für ihre tägliche Geldverwaltungsarbeit anzuregen, sie zu besonderem Engagement zu stimulieren und somit regen Kundenzulauf zu garantieren. Jedes Bankgebäude muß ein Höchstmaß an Sicherheit gewährleisten: Für die Kunden, die eingelagerten Werte, das umlaufende Geld, die Beschäftigten und das Image. Das Gebäude bildet die Solidität der dahinterstehenden Institution ab und strahlt sie in die Umgebung aus.

176

Kultraum Jenseits seiner bloßen Funktion als Ort für Geldgeschäfte haftet einem Bankgebäude weitaus mehr an. Eine Bank bildet einen nahezu reinen, einem höheren Zweck geweihten Raum. Einerseits ist um das Geldgeschäft herum ein pragmatischer, funktionaler Apparat errichtet, mit Schalterraum, Beratungszone, Bürobereich, Sicherheitsbereich und den dazugehörenden Vorgängen und Handlungsabläufen. Andererseits werden allerlei Handlungen rund um das Geld vollzogen, die einer Liturgie gleichkommen und eine besondere Umgebung verlangen. Die Sehnsucht nach wirtschaftlichem Wohlstand und eine gewisse Kampfstimmung innerhalb der Gesellschaft durch die individuelle Suche nach diesem glückverheißenden Wohlstand haben den herkömmlichen spirituellen Glauben weitgehend abgelöst.

64



Sicherheit durch Kapital! Das ständig variierte Glaubensbekenntnis jeder Bank prangt nicht nur auf Plakaten, in Auslagen und hübsch dekorierten Kundenhallen. Das Gebäude selber spricht es aus. Es schürt irrationale Wünsche, die durch das Image der Bank und deren Dienste befriedigt werden. Das Bankgebäude materialisiert einen Brückenschlag zwischen seriösem Verwalten, Sachkenntnis und Kompetenz erforderndem Handeln und zeichenhafter Zurschaustellung. 127

»Das besondere innenräumliche Erlebnis des Bankgebäudes liegt in der weiten, fast 30 Meter hohen Kundenhalle, die den staunenden Besucher zum Verweilen und Betrachten einlädt und auch für die Mitarbeiter des Großunternehmens einen Bezugspunkt und eine räumliche Mitte darstellt ... Inmitten der Kundenhalle findet sich neben reich begrünten Pflanzbeeten als unverwechselbares Element der frei eingestellte natursteinverkleidete Tresormonolith ... der in seiner kristallinen Form zur Rechtwinkligkeit des Gebäudes kontrastiert. Trotz deutlichen Repräsentationsanspruchs der Gesamtdimensionen wurde in der Kundenhalle eine freundliche und heitere Atmosphäre erreicht« (Biering/Lorenz 1988, 202).

Im Bankgebäude ist jedoch nicht jeder willkommen. Unerwünschter Kundschaft steht ein offen und versteckt angelegtes Aufgebot architektonischer, technischer, personeller und struktureller Mittel gegenüber. Die jenseits der freundlichen Kundenhalle gelegenen Bereiche werden immer unzugänglicher, je näher man dem Herzstück, dem Allerheiligsten kommt: dem Tresor. Er ist der ruhende Pol in jedem Bankinneren, er ist ideologischer Dreh- und Angelpunkt, Versorger, Tabernakel, geistliches Ober-

61 Die Gebrüder Sass brachen bei der Diskonto-Gesellschaft 179 von 181 Kunden-Safes auf (1929)
62 »Kultraume: Kundenhalle Dresdner Bank Düsseldorf
63 Tempel mit üppigen Dekorationen – Zentrale der Deutschen Bank Berlin (1906)
64 »Innenräumliches Erlebnis: Kundenhalle Dresdner Bank Düsseldorf






65-72

haupt, Gestalt gewordene Sicherheitsverheißung. Er ist der eingepflanzte Sinn des Ganzen, der im verzweigten Wirtschaftsorganismus, wie schon Hans Flesch 1929 in der Weltbühne anläßlich des spektakulären Berliner Tresoreinbruchs der Gebrüder Sass (→) treffend formulierte, die »letzte Form von Reinkultur dieses Götzendienstes am Tauglichsten aller Objekte darstellt.«

Dieses Sinnbild der Kapitalwirtschaft schreit paradoxerweise nach Bewachung, Behütung und Sicherheit. Es wird umgeben von Verhaltensregeln, Bankgeheimnissen, Glaubensbekenntnissen, Technologien, verbotenen Zonen und – keine Religion ohne Priester, ohne in die täglichen Riten Eingeweihte – dem Bankpersonal. Das erkannte auch Albert Spaggiari (→), dessen »Coup von Nizza« das Bankpersonal und deren Banksicherung ziemlich alt aussehen ließ: »Die Bank, das ist eine Clique für sich. Sie ist so still und leise wie eine Kirche, in der die Schweizer ihre Knarren aufbewahren würden. Die heimlichen Priester zelebrieren den Finanzritus mit inbrünstiger Andacht. Ihre blassen Wangen sind glattrasiert; ihre armen Augen sind fast erblindet von den Strahlen der Goldbarren und Edelsteine. Ihre Hände sind weißer als die der Wäscherinnen vom ewigen Eintauchen in die Bündel der Heiligenbilder. Als verehrte Verteidiger des heiligen Kapitals, schlechter bezahlt als arabische Gerichtsdiener der Kolonialzeit, verkünden sie unablässig die Mysterien der göttlichen Stellung in zugeköpftem Anzug, farbloser Krawatte und geleckten Schuhen. So verewigen sie das Bild vom legendären einfachen Bankier, der versucht, die dicken Finanzleute zum Evangelium zu bekehren und sich dabei glückselig die Hände reibt. Sofern der Kunde wichtig ist, zählen sie ihm die Liste der heiligen Märtyrer des Berufsstandes auf« (Spaggiari 1987, 19f.).

128

Neben der Innenwirkung ist jedes Geldinstitut auf eine unmißverständliche, starke Außenwirkung angewiesen. Das Bankhaus soll weithin strahlen, soll missionieren. Den potentiellen Kunden bestärkt es in seinem Glauben, zu Höherem, Geweihtem, zu gelangen und Existenzsicherheit zu erhalten, wenn er sich nur missionieren läßt. Er muß als Kunde, Mitglied und Glaubender

65-72 Turmbau zu Frankfurt – Hochbunkerlandschaft in Manhattan






ein Teil dieser Bank werden, deren vertraute Räumlichkeiten nutzen, dem Credo seiner Bank verfallen. Er muß sich einkaufen, abhängig werden und so seinen Teil, sein Geld, zur Erfüllung des Heilsversprechens beitragen.
Bankgebäude bilden eine zeitgenössische Glaubensrichtung ab. Sie stellen die Klöster, Kathedralen, Kirchen und Kapellen der kapitalistischen Spätphase dar, mit darin arbeitenden, dem Glauben verpflichteten Ordensleuten. Dabei gehen Banken so offensiv vereinnahmend vor wie die großen europäischen Kirchen in ihren besten Zeiten: »Als die katholische Kirche während der Gegenreformation im Konzil von Trient (1545-1563) erkannte, daß universale Präsenz im Zeitalter des Kolonialismus der Schlüssel zur Macht sei, kam auch dieser Typ Bunker auf ... Das Auftreten der Kirche in Grenzgebieten im Osten wie im Westen, die Universalisierung ihrer Rituale, die Beibehaltung einer relativen Erhabenheit in ihrer Architektur und das ideologische Zeichen des Kreuzes trugen dazu bei, einen verläßlichen Ort der Sicherheit und der Geborgenheit anzubieten. Wo auch immer ein Mensch sich befand, wartete die Heimat in Form einer Kirche« (Critical Art Ensemble/ CAE 1994, 85). Und wo auch immer ein potentieller Kunde sich befindet, es wartet auch schon eine Bank ... Geldinstitute nehmen es sehr ernst, neben Imagewerten wie Solidität, Vertrauenswürdigkeit, Sicherheit und Modernität auch Bürgernähe und Gesellschaftsbezogenheit zu betonen und darzustellen. Das heißt Omnipräsenz durch ein dichtes Filialnetz, lokale Bezugnahme, jederzeit verfügbare Bankautomaten, Online-Service – die Bank als der immer erreichbare Freund von nebenan, der sich vortrefflich auf »das freundschaftliche Ausnehmen versteht, das verführerisch und mit Begeisterung bei den Widerstandslosen durchgeführt wird« (ebd., 77).

Hochbunker »Weithin ist der Commerzbankturm ein Beweis dafür, daß die beteiligten Unternehmen den Umweltschutz ernst nehmen ... Und nichts ist besser für die Imagepflege eines Unternehmens als ein menschliches, sozialverantwortliches Hochhaus, das gleichzeitig auch noch das höchste Gebäude Europas ist« (Davies/Lambot 1997, 10). Mehr als andere Bauwerke zeugen Türme von Machtanspruch, technischem Ehrgeiz und dem Bestreben, die Schwerkraft zu überwinden. Im gotischen Turmbau fand die Gottheit ihre Entsprechung in überbordender Vertikalität, bei der jede Einzelheit vom großen Ganzen abhing. »Die Gotik betrieb den Turmbau mit Leidenschaft

Die goldbraune Versuchung des

Albert Spaggiari

Tom Wolf

Kein zweiter Bankraub wurde von den Medien so hymnisch gefeiert und so oft in Buch und Film thematisiert wie Albert Spaggiaris Einbruch in den Tresorraum der Société Générale Mitte Juli 1976 in Nizza. Seine eigene Darstellung des Verbrechens geriet zum Kassenschlager. Am 10. März 1977 floh Spaggiari während einer gerichtlichen Anhörung durch einen spektakulären Sprung aus dem Fenster und lebte untergetaucht bis zu seinem Lebensende in Südamerika. Er starb 1989 an Lungenkrebs.

Spaggiari war 1932 in Laragne zur Welt gekommen. Nach dem frühen Tod des Vaters ging die Mutter mit ihm nach Hyères. 18jährig zog er in den Indochinakrieg und erhielt mehrere Kriegsauszeichnungen, wurde jedoch 1954 unehrenhaft entlassen – wegen eines angeblichen Diebstahls in einem Bordell. Nach der Niederlage von Dien Bien Phu transportierte man ihn nach Frankreich ins Gefängnis. 1957 kam er durch eine Generalamnestie frei, verdingte sich als Krankenwagenfahrer, heiratete eine Krankenschwester und versuchte, erst im Senegal, dann in Nizza, ein bürgerliches Leben zu führen. Während des Algerienkriegs bewarb er sich erfolglos um Aufnahme in das berüchtigte »Commando Delta« der rechtsextremen Organisation de l'Armeé Secrète (OAS), das durch Banküberfälle Geld für politische Aktionen beschaffte. 1961 bot er sich als de Gaulle-Attentäter an; schußbereit wartete Spaggiari im Haus seiner Mutter, an dem die Staatskarosse des Präsidenten nach einem Besuch in Hyères vorbeikam. Doch der erwartete Aktionsbefehl blieb aus. Wegen Verstrickung in OAS-Tätigkeiten verbüßte Spaggiari von 1962 bis 1966 eine diesmal vierjährige Haft auf der Gefängnisinsel Ré, um schließlich mit der Eröffnung eines Fotogeschäftes ein letztes Mal eine bürgerliche Existenzgründung in Nizza zu versuchen. Auf mehreren Reisen quer durch Europa vertiefte er die Kontakte zu rechten Organisationen und stattete seinen Landsitz »Les Oies Sauvages« im Wald von Bézaudin, in den Bergen von Vence, mit Waffen und Nazitrophäen aus: Das Wohnzimmer schmückten ein SS-Emblem und ein riesiges Hitlerbild.

Die bürgerliche Enge drohte Spaggiari zu erdrücken. Seine politischen Bestrebungen führten ins Abseits. 1974 begann er, noch immer Fotograf, den größten Bankraub aller Zeiten zu planen. Er wollte es durch die symbolische Tat allen heimzahlen, die ihn je abgelehnt

73



73 Spaggiari (rechts) bei Ortsbegehung mit Polizei

und nicht ernst genommen hatten. »Vor diesem Abenteuer ... habe ich acht lange Jahre vor mich hingedöst ... Ein wahres Koma. Die Mehrwertsteuer, die Rentenbeiträge, die Sozialabgaben, die Versicherungen, die Autobahngebüren, die Parkscheine, die Protokolle, die Müllabfuhr, das Fernsehen, die Rabatte, die kleinen Geschenke, die Schmiergelder, die Bullen, die Krankenhäuser, die Feste ... ich habe für alles bezahlt. Für die Kinder, die nicht meine waren, für die Dummheit des Universums. ... Ich, Spaggiari, der Abenteurer, hatte mich eingepfercht mit fünf Metern Trottoir unter dem Schild mit der Aufschrift Fotograf!« Spaggiari reaktivierte alte Mitstreiter aus OAS-Zeiten und schloß ein Arbeitsbündnis mit einer Marseiller Einbrecherbande. Längst hatte er die Société Générale als Ziel ausersehen, ihre Schwächen erkundet und den genialen Plan entwickelt, durch die Kanalisation und einen kurzen, zu grabenden Tunnel in ihren Tresorraum vorzudringen. Es wurde eine beispiellose Schlamm- und Kotschlacht. Doch der immense technische und nervliche Aufwand sollte sich lohnen, sowohl für Spaggiaris Geltungsdrang (ihm gelang der bis dato größte Bankraub!) als auch für die von ihm finanziell unterstützten Rechtsextremisten: Der Direktor der Société Générale fand seinen Tresor nach der Großtat von innen verschweißt und – wie sich bald erwies – um mehr als 60 Millionen Francs in Form von Banknoten, Gold und Juwelen erleichtert vor. Dabei hatten die Räuber (ein Schönheitsfehler ihres Fischzugs) bloß 307 von mehreren Tausend Schließfächern geleert ...



Quellen & Literatur: Spaggiari, Albert: Die Kloaken zum Paradies. Ein Bericht über den »Coup von Nizza«. Mit einem Nachwort von Klaus Bittermann. Frankfurt/Main 1990 (Orig. »Les égouts du paradis«, Paris 1978); Spaggiari, Albert: Journale d'un truffe. Paris 1983. Film: The great Riviera Bankrobbery. Regie: Francis Megahy, 1979.

und steigerte ihn bis zur Tollkühnheit ... Türme sind ursprüngliche Elemente des Wehr- und Städtebaues. Erst das Mittelalter bezieht sie, überwiegend als Träger symbolischer Funktionen, in den Sakralbau ein. Mit sachlichen Notwendigkeiten läßt sich der Turmbau nicht begründen« (dtv-Atlas 1974, 383). Gerade Großbanken betreiben Turmbau mit Leidenschaft und steigern ihn bis zur Tollkühnheit. War die mittelalterliche Kirchturmspitze der Gottheit vorbehalten, geht es in den abgeschirmten, hochgelegenen Vorstandsetagen eher weltlich zu. Was beiden gleich ist: Die Macht kommt von sehr weit oben. Dadurch ist sie aus der Normalität ins fast Unsichtbare gerückt, was durch

74 Gangterritorien
(No-Go-Areas) in Frankfurt (a)
und in Los Angeles (b)

entsprechende Kontroll- und Sicherheitstechniken gewährleistet wird. Im Gegensatz zur Kathedrale und zum gotischen Turm sind die zeitgenössischen Banktürme abgeschlossen: Erigierte Bunker, die irgendwo oben ihr Machtzentrum verbergen. Ist eine Kirche noch offen für alle, so ist im großzügig gestalteten Foyer eines jeden Bankturms selbst für Gläubige Ende, dahinter beginnt die verbotene Zone.

Wie die überhöhten Kirchtürme in der Gotik von der enormen Macht der Kirche zeugten – die Demut und Gehorsam stiftenden Kathedralen wurden durch Zwangsabgaben finanziert – so verkörpern die Hochbunker der Bankkonzerne unverhohlen einen Machtanspruch, der sich unübersehbar einprägen soll. Er drückt einem Stadtteil einen Stempel auf, ob dem Frankfurter Westend, La Défense bei Paris oder der City of London. Wie im Mittelalter die Kirche als spirituelle und weltliche Macht alle Städte überragte, so tun es nun die Hochbunker der gegenwärtigen Mächte. »Ganz in der feudalen Tradition des Festungsdenkens garantiert der Bunker Sicherheit und Geborgenheit als Gegenleistung für die Preisgabe individueller Souveränität. Er kann als verlockende Kraft wirken, die den Getreuen Konsumentensouveränität und ideologischen Frieden als glaubhafte Illusion vorgaukelt, oder aber als aggressive Machtinstanz, die die Renitenten zur Zustimmung auffordert. Der Bunker zwingt fast alles in sein Inneres, mit Ausnahme derer, die die Straßen bewachen müssen« (CAE 1994, 84).

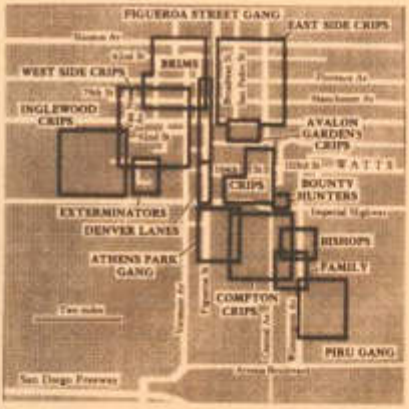
Ein solcher Hochbunker übt Sogeffekte klimatischer und sozialer Art aus. Die Umgebung wird nicht nur optisch durch Verschattung beherrscht, sondern auch durch Einfluß auf Immobilienpreise, Aneignung weiterer Immobilien in der Nähe des headquarters und Neuordnung des dazwischenliegenden öffentlichen Raumes – ganz augenfällig in Frankfurt am Main. Das bei einer solchen Konzentration vermutete hohe Gefährdungspotential und das herrschende Sicherheitsstreben bewirken die indirekte und veranlaßte Selektion derer, die in die Nähe gelangen. Was das Bauwerk nicht kann, bewerkstelligen unternehmerische Aktivitäten, Lobbyarbeit und sonstige Einflußnahmen, um ganz im Kontrast zum unsichtbaren Bunkerinneren eine helle, überschaubare, panoptische äußere Umgebung zu schaffen.

Banken besetzen den Raum, den sie durch ihre Tätigkeit, den gewinnbringenden Finanzhandel, schon politisch und gesellschaftlich beherrschen, mit ihren raumordnenden, optimistischen Superzeichen. Es sind dies höchst elaborierte Bunkerbauten, hinter denen autoritär geführte Organisationen stehen, Machteliten, die es verstehen, sich gönnerhaft zu geben, gesellschaftliches Leben zu beeinflussen und Menschen zu vereinnahmen, wie man an der Zentrale der Frankfurter DG Bank gut ablesen kann. Dessen Architekten haben den durchästhetisierten, nicht öffentlichen Bankturm mit einem

74a



74b



großzügigen, lichtdurchfluteten öffentlichen Atrium verbunden und ein so prägnantes Ensemble geschaffen, daß in Fachkreisen Begeisterung aufflammte: »Weit vom Wunsch nach einer ausschließlichen Repräsentations-Großform entfernt, sollte – und dies war die Intention von Architekten und Auftraggeber – eine einprägsame, sowohl identitätsstiftende wie identifizierbare Form gefunden werden. Auf den Bauherrn bezogen: Seine Verantwortung bestand darin, Profil zu zeigen, einen Gestaltungsbeitrag zu liefern, der im besten Wortsinn ›einprägsam‹ – prägend und für sich einnehmend – ist« (Klotz/Luminata 1993, 9). Vereinnahmung, die mit radikaler Abgrenzung einhergeht. In den inneren Kreis, in die verbotene Zone, zum Heiligtum, zum Schrein sollen nur einige Wenige gelangen dürfen. Kafkaeske Schlösser! Aber schon dreht sich die Schraube weiter. Wahre Macht entsteht erst da, wo Angriffsflächen gänzlich schwinden. Die seßhafte Elite, dazu zählen Bankkonzerne, errichtet zwar unablässig weitere Bunker, gleichzeitig wird das Wesentliche immer weniger sinnlich faßbar. Banks are going, banking is coming. Trotz der unbestrittenen Bedeutung materieller Repräsentation wird die immaterielle, elektronische Präsenz und jederzeitige Kundenverfügbarkeit wichtiger. Bankgesellschaften sind als global agierende Unternehmen zu nomadisierenden Mächten geworden. Das machtgeile Bauen in die Höhe allein befriedigt nicht, erst ein globales Netzwerk schafft dem unternehmerischen Geist Befriedigung. Banken machen sich hier Strategien zu eigen, die anderen vorbehalten waren. »Der Wechsel vom archaischen Raum zu einem elektronischen Netzwerk perfektioniert die Vorteile nomadischer Macht: Die militarisierten Nomaden sind immer in der Offensive. Die Obszönität des Spektakels und der Terror der Geschwindigkeit sind ihre ständigen Begleiter ... Das archaische Modell der nomadisierenden Macht, dessen sich einst ein unbeständiges Imperium bediente, hat sich zu einem dauerhaften Herrschaftsinstrument weiterentwickelt« (CAE 1994, 77).

Blobraum Banken versuchen sich in Banking. Die Umsetzung neuester technologischer Tendenzen bestimmt mittlerweile das alltägliche Finanzgeschäft: »Geld verliert als Hardware an Bedeutung. Es existiert immer mehr als imaginärer Datenfluß in einer Unzahl elektronischer Impulse, ist somit bewegt, leicht« (ebd.). Trotz erheblicher Wandlung der Finanzgeschäfte zu electronic- und online-banking soll die altgediente, gebaute Schalterhalle nicht gleich wegfallen: »Wie in anderen Lebensbereichen auch, sind meeting-points, also Filialen notwendig – wie immer diese auch aussehen oder in Zukunft aussehen werden. Hier treffen sich Menschen – Kunden und Verkäufer – um gemeinsam ordentliche Geschäfte abzuwickeln. Man braucht Banken als Intermediäre. Sie müssen sich jedoch extrem wandeln und die Kunden besser segmentieren« (Wieviel Bank ... 1998).

Demnach oszillieren Bankgebäude und Kundenräume zu Identifikationsträgern, deren Innenausstattungen sich hin zu Raumlaboratorien verändern, die sich bei gegenwärtigen formal-architektonischen Experimenten (Blobraum[1]) bedienen und der elektronischen Entwicklung entsprechen sollen. So kann »die Frage der Orientierung im Raum ihren statischen Charakter verlieren und in ein der Raumfahrt entlehntes Konzept des Navigierens im Raum übergehen« (Arch+ 1999). Die gestalterischen Anleihen kommen darüber hinaus von Science-fiction-Fernsehserien, cooler Club Culture, Wohnzimmer-Lounges und Chill-out-Rooms, also aus Bereichen der Jugendkultur. Ohnehin sollen für die umworbenste Kundengruppe besondere Jugendbanken errichtet werden.

Die eigentliche Bestimmung als Point of Sale wird gestalterisch nur noch sanft tangiert. Die Bank mutiert zum multimedialen Dienstleistungsrahmen und die neu gestalteten Benutzeroberflächen verheißen – für das qualifizierte Publikum – hippes Fun-Banking, ein »Mix aus Mensch, Maschine und Ambiente« (Wieviel Bank ... 1998), in einer Spaßgesellschaft: »Durch die vorhandene ›Bauhaut‹ werden vielschichtige Gestaltungsebenen spürbar. Spannung wird durch dahinter bewegte interaktive Präsentationsflächen erzeugt, reizt zum Betreten. Oberflächen werden zum konkreten Teil einer emotionalen Physiognomie – ›media skins‹ entstehen. Die Foyerfläche vereinnahmt den Kunden, spiegelt kompetent Wertvorstellungen sowie Ziele des Nutzers wider. Der Giro Banking Park Vienna soll ein neuer Weg in der Darstellung zeitgenössischer Medien- und Banktechnologie sein. Thema ist die sanfte Konfrontation zwischen hochtechnisierten Informationen und dem Ursprung allen menschlichen Schaffens, der Natur. Das Projekt versucht den Weg vom harten unbewegten Material bis zu diffizilsten elektronischen Intelligenzen zu dokumentieren«

1 »Das Wort ›Blob‹ ist in der zeitgenössischen formal-architektonischen Debatte das Signum für ›eine Richtung, die für sich beansprucht, die klassischen räumlichen Ordnungsmuster in einem neuen Raum-Zeit-Konzept aufgehen zu lassen. Dadurch soll die Frage der Orientierung im Raum ihren statischen Charakter verlieren und in ein der Raumfahrt entlehntes Konzept des Navigierens im Raum übergehen, das die klassischen, durch den Cartesianismus kodifizierten Gegensatzpaare der Raumwahrnehmung von oben und unten oder innen und außen zu zeitlichen, aber räumlich erfahrbaren Sequenzen im Raum-Zeit-Kontinuum werden läßt‹ (Arch+ 1999). Beispielhaft wird dafür immer wieder das Möbiusband genannt und auch in Architektur umgesetzt. Banken bauen immer stärker ihre Online-Dienste aus und sparen dadurch Arbeitsplätze ein. Das, was an Räumlichem bleibt, soll die Kunden am neuen immateriellen Geist teilhaben lassen. Organisch, zeitbetont (-betoniert!), aufgelöst, wabernd, schwebend, rund, weiblich. Die Bankfiliale als nahezu erotischer Raum? Jedenfalls keine Kiste mehr, keine Kanten, sondern ein – Blobraum.

75



(ebd.). Solch ein Bankerlebnispark kreiert seinen solventen Kunden gleich Wunschbilder der Wirklichkeit dazu. »Die Wunschökonomie kann wohlbehütet durch das vertraute Fenster des Bildschirm-Raumes betrachtet werden. Die entfremdete Selbsterfahrung des beständigen Lebens im elektronischen Bunker (der Verlust des Gesellschaftlichen) kann in stille Einwilligung und zunehmende Leere münden« (CAE 1994, 84).

Während Geld zunehmend immateriell fließt und als Kreditkarte, Online-Banking und Internet-Aktie das Bankgebäude vordergründig entmaterialisiert und mit Hochtechnologie durchzieht, werden die schützenden Sicherungstechnologien des Bankinneren diffiziler, subtiler und nachhaltiger. Das Bankinnere wird weiterhin von Transparenz ausgenommen. Die Gestaltungsebenen umschmeicheln den Kunden nur in dem dem Bunker vorgeschalteten Point of Sale. So ist das Bankgebäude die Gestalt gewordene Dreifaltigkeit von Transparenz, Vereinnahmung und Abschottung, ein Ort, »an dem sich höchste Geschwindigkeit und vollständige Erstarrung überschneiden« (ebd.). In der panoptischen Vorhalle die suggerierte Teilhabe am rasanten (Daten-)Fluß, darum herum ein elektronischer Bunker, gefüllt mit Kontrolle, und ein architektonischer Bunker, gefüllt mit ideologisierter Macht. Und dieser Bunker wird auch weiterhin hohe materielle und immaterielle Werte in sich bewahren, in Form von Papieren, Wertbriefen, Zeugnissen, edelmetallenen Ressourcen als Teil der Verhältnisse, die es zu schützen gilt.

75 »Bankerlebnis«, Commerzbank Frankfurt

Sicherheitsraum Jede noch so offen und zeitgeistnah gestaltete Bankfiliale benötigt Sicherungssysteme: »Sicherheit ist wohl die primäre Assoziation eines jeden Verbrauchers, wenn er an sein Geldinstitut denkt. Eine Bank, die nicht sicher ist, ist keine Bank. Ihr kann man Geld und Werte nicht anvertrauen. Ihrem Rat als Finanzexperte kann man nicht trauen. Nur Sicherheit schafft Vertrauen. Das Vertrauen des Kunden in seine Bank oder Sparkasse ist die elementare Voraussetzung für eine gute, dauerhafte Geschäftsverbindung. Nun kann Sicherheit auf vielfältige Weise erzielt werden. Auch eine Festung oder ein Kampfpanzer bieten Sicherheit. Die Sicherheit, die ein Geldinstitut braucht, ist weit komplexerer Natur. Das Geldinstitut möchte sich offen und kundenfreundlich präsentieren, ohne für Kunden störende Barrieren oder abschreckende Sicherungsmaßnahmen« (Bockstaff/Schlüter 1996, 6f.).
Wie kann der weltoffene Bunker geschützt werden? Die elementare Voraussetzung für Bankensicherheit ist Diskretion. Das Ziel ist der möglichst unauffällige Hochsicherheitstrakt. Dabei »ist der Grad der erzielten Sicherheit abhängig von der systematischen und methodischen Analyse der Risikoanlage, dem abgestimmten Einsatz aller Sicherungstechniken im Rahmen eines intelligenten Systems und der Überlagerung durch klare organisatorische Anweisungen und Maßnahmen ...« (ebd., 7). Jeder neuralgische Punkt in einer Bank wird durch eine Bündelung verschiedener Vorkehrungen geschützt: bauliche Maßnahmen, mechanische Systeme, sowie Überwachung und Alarmierung durch optische und elektronische Technologien.

Kundenhalle und SB-Bereiche Für eine durchschnittliche Geschäftsbank mit Kundenverkehr ist es die Grundvoraussetzung einer vertrauensvollen Kundenbeziehung, daß die Kundenhalle in jeder Filiale zwar funktionsgerecht, offen und attraktiv, aber vor allem ein Hort der Sicherheit ist. Schließlich befindet sich hier immer noch Bargeld. Die räumliche Organisation der Kundenhalle unterliegt klar vorgegebenen Sicherheits- und Diskretionsanforderungen. Bauliche Maßnahmen garantieren eine klare Trennung von bestimmten Funktionsbereichen, von Kunden- und Geldwegen. So sind innerhalb des Kundenbereichs nur die Bedienungsbereiche, die Servicegruppen für Kundenberatungen und die Bürobereiche der Verarbeitungszone (für Kredit-, Versicherungs-, und Immobiliengeschäfte) zu erreichen. Außerdem führt von dort ein überschaubarer, gesicherter Weg zum Kundentresorvorraum. Davon strikt getrennt sind die Verbindungen innerhalb des Kassenbereichs, besonders zum Banktresorraum, der über einen Lastenaufzug, eine interne Treppe oder eine Gangverbindung zu erreichen ist. Die für Kunden zugänglichen Bereiche, auch die im Eingang gelegenen SB-Schalter, müssen sehr übersichtlich und vom Kassenbereich aus gut einsehbar sein. Einige Banken ziehen es vor, zwischen öffentlichem Raum und der Kundenhalle mit Kassenzone eine leicht kontrollierbare und absperrbare Zwischenzone und einen spürbaren Niveauversprung anzuordnen (Dresdner Bank Düsseldorf, Württembergische Bank Stuttgart).

76



Banken schützen sich durch den offenen und verdeckten Einsatz von Sicherungstechnologien. Arbeitsplätze mit griffbereiten Banknoten sind beispielsweise gut sichtbar durch Aufbauten aus durchschußhemmender Spezialverglasung von zugänglichen Bereichen abgetrennt. Nötigenfalls ist die Kassenbox mit einer schußsicheren Lamellendecke gedeckt. Weniger gut einsehbar sind die modernen Banknotenschränke mit zeitlich gestaffelter Geldausgabe. Zu den absolut zwingenden Sicherheitsanforderungen gehört eine optische Raumüberwachung. Besonders gefährdete Geschäftsstellen mit geringer Mitarbeiterzahl oder in ländlichen Bereichen verfügen über Türöffnungs- und Zutrittskontrollsysteme. Dasselbe gilt für SB-Bereiche. Den Kunden soll am Geldautomaten »das unbedingte Gefühl der Sicherheit« (ebd., 78) vermittelt werden. Da die installierten Dienstleistungssysteme im SB-Bereich ein sehr hohes Investitionsvolumen darstellen, scheint den Banken eine Videoüberwachung des Foyers durch kompakte und lichtstarke CCD-Videokameras mit Langzeitrekordern unerläßlich. Mit ihnen kann der gesamte SB-Raum sowie das Gesicht jedes Automatenbenutzers erfaßt und gespeichert werden. Hinzu kommt eine Hand-zum-Geld-Kamera, die in die Geldautomaten integriert ist und die Auszahlung juristisch wirksam registriert. 187

76 Sicherheitsschleuse im Frankfurter Messeturm

Kundenwertschutzraum Der Kundenwertschutzraum einer Bank, elementarer Bestandteil des gesamten Dienstleistungsangebots, birgt die Kundenschließfächer. Der Raum bildet zusammen mit dem Banktresor den engsten Sicherheitsbereich. Banktresor und Kundenwertschutzraum verfügen über separate Zugänge. »Der Zugang aus der Kundenhalle zum Mietfachbereich sollte von den Mitarbeitern einsehbar sein und ausschließlich zu den Mietfächern führen« (ebd., 29.). Der Raum ist als Bestandteil des Tresorbereiches meistens im Untergeschoß einer Bank untergebracht und sollte keine Außenwand berühren. Die sehr dicken Umfassungswände sowie Decke und Fußboden des Kundenwertschutzraums bestehen in jedem Fall aus Stahlbeton, der durch eingearbeitete oberflächenbehandelte Stahlplatten gegen das gefährlichste Einbruchswerkzeug, den Diamant-Kronenbohrer, präpariert ist. Größere Anlagen sind sogar gegen Sprengstoffeinsatz gesichert, womit zukünftige Bedrohungen ins Auge gefaßt sind. Der gesamte

Wasserspiele

Hamm. Im Zuge der Einrichtung von Nachttresoren ereignete sich im August 1962 im Ruhrgebiet »ein ganz dicker Hund«. Die aus massivem Chromstahl gefertigten Tresore galten bis dato als einbruchssicher. Dennoch gelang es in Hamm mehreren Bankräubern in drei Commerzbankfilialen die Nachttresore auf die sanfte Tour zu plündern. Hierzu verlegten sie gestohlene Feuerwehrschläuche quer durch die Nachbargärten zu abgelegenen Hydranten. Dann pumpten sie über eine Distanz von mehreren hundert Metern fast 2.500 Liter Wasser in die Tresore. Einmal befand sich der Nachttresor zwar an einer beleuchteten Straßenfassade, doch der Hydrant stand im Zierbuschwerk des Parkplatzes unmittelbar daneben. Hier mußten die Täter nur den Schlauch in der Klappe des Tresors einklemmen und konnten im Versteck die Füllung abwarten. Da die Tresore selten mehr als zwei Kubikmeter faßten, dauerten eine Füllung kaum zwei Stunden. Dann konnten zumindest die Geldbomben, die keine schweren Münzen enthielten, bequem abgefischt werden. Bereits in der ersten Nacht erbeuteten die Täter

15.000 Mark, was seinerzeit eine Stange Geld war. In Bochum und Unna setzten sie Ende August gleich »

Bereich ist mit einer Körperschallmeldeanlage versehen und einem maximal 60 Zentimeter engen Kontrollgang umgeben. Die einzelnen Fächer werden heute individuell elektronisch überwacht und gesteuert. Dabei wird die Fachbenutzung durch Datendokumentation jedes einzelnen Vorgangs (Freigabe, Öffnen, Schließen, Identifikation des Nutzers) genau überwacht. Jedes einzelne Fach steht unter Alarmbewachung. Mittlerweile gibt es Mietfach-Automaten: Das »Allzeit Verfügbare Mietfach«, AVM, ist der Selbstbedienungs-Depotservice rund um die Uhr. Der AVM-Raum ist nur durch eine Sicherheitsschleuse mit EC-Kundenkarte, Geheimcode und Sicherheits-Fachschlüssel zu betreten. Über ein Bedienungspanel, das einem herkömmlichen Geldautomaten gleicht, fordert der Kunde seine Mietfach-Box an, die mit moderner Fördertechnik aus einem unzugänglichen Bunker herbeitransportiert wird.

Tresorraum Unmittelbar neben dem Kundenwertschutzraum liegt der Tresorraum. Er birgt die bankeigenen Reserven. Der Sicherheitsbereich einer Bank mit Tresorraum und Kundenwertschutzraum ist generell im Keller untergebracht. Der Bereich muß vollständig von den übrigen Erschließungsbereichen der Bank abgetrennt sein und darf besonders außerhalb der Schal-

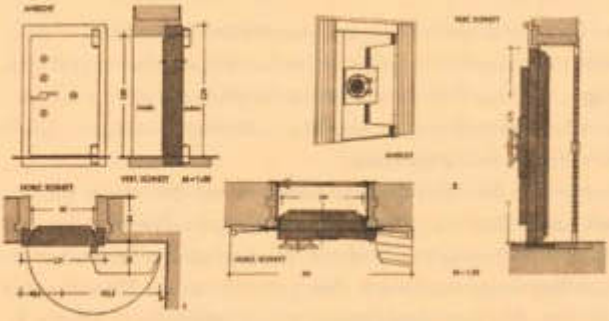
terstunden nicht unkontrolliert von Mitarbeitern der Bank begangen werden. Die genaue Lage des Sicherheitsbereiches ergibt sich im jeweiligen Fall im Schnittpunkt der möglichst kurz zu haltenden Wege zum Tresorbereich: Geldan- und ablieferungen erfolgen mit dem Sicherheitsfahrzeug.

Ein Banktresor ist im öffentlichen Ansehen ein Synonym für ein Höchstmaß an Sicherheit. »Das Errichten eines Tresorraums ist eine sehr aufwendige Baumaßnahme. Nachträgliche Veränderungen sind nahezu ausgeschlossen. Das Verlegen eines Tresorraums oder auch nur die Neuausstattung mit moderneren Mietfachblocks ist zeit- und arbeitsaufwendig ... Bei der Fixierung des Standortes für den Tresorraum ist darauf zu achten, daß keine gemeinsamen Wände mit Nachbargebäuden, Parketagen usw.

einen Löschwagen ein, den sie der Feuerwehr von Wanne-Eickel gestohlen hatten. Auf der Suche nach demselben wurden die Täter von einem eifrigen Oberwachtmeister in einem Waldstück gestellt. Es kam zu einer Schießerei, doch konnten sie mit einem auf acht Zylinder hochfrisierten Opel P2-Rekord entkommen. Ein halbes Jahr später wurden sie schließlich bei einem bewaffneten Banküberfall in Recklinghausen gefaßt: Streifenwagen hatten den inzwischen polizeibekannten Opel vor der Bank entdeckt. Hinweis: Spätere Tresore wurden gegen dieser Art der Plünderung gesichert. **Quelle:** Schmitz, Alexander: Benzin im Blut. Brilon 1994. (KS)

entstehen. Damit soll ausgeschlossen werden, daß sich Täter unbemerkt an den Tresorwänden zu schaffen machen können. Die Tresorsohle sollte nach Möglichkeit an gewachsenen Felsen anschließen. Wenn es die Raumverhältnisse gestatten, empfiehlt es sich, die Tresorwände mit einem Kontrollgang zu umgeben, der mit seiner lichten Weite von 500 mm das Arbeiten mit Einbruchswerkzeugen erschwert. Die Überwachung des Ganges geschieht bei ausreichender Beleuchtung mittels Spiegeln. Die Räume des Geldinstitutes über, unter oder neben dem Tresorraum müssen in die Überwachungsmaßnahmen einbezogen werden« (ebd., 92ff.). Zwingend notwendig ist für den Sicherheitsbereich jeder Bank eine Gefahrenmeldeanlage vorgeschrieben, die optische Überwachung und Körperschallmeldeanlage kombiniert.

Von ausschlaggebender Bedeutung ist beim Bau eines Tresorraumes der sogenannte mechanische Widerstandswert, das bedeutet, daß den Einbrechern je nach Sicherheitsgrad so lange ein ausreichender zeitlicher Widerstand entgegengesetzt wird, bis die über die Gefahrenmeldeanlage herbeigerufenen Sicherheitskräfte eingetroffen sind. Dem mechanischen Widerstandswert liegen kom-



plexe Versuchsreihen zugrunde, die von den Tresorherstellerfirmen und der Forschungs- und Prüfgemeinschaft Geldschränke und Tresoranlagen e.V. aus naheliegenden Gründen ebensowenig preisgegeben werden wie die sich daraus ergebenden genauen Maße, Wandstärken, Materialzusammensetzungen und physikalischen-technischen Eigenschaften der Tresore und Tresorräume.
Näheres über den mechanischen Widerstandswert erfährt man jedoch, wenn man in einer älteren Ausgabe der berüchtigten »Bauentwurfslehre« von Ernst Neufert nachschlägt: »Nach den Versuchen von F. Eiser bietet Mauerwerk aus hartgebrannten Ziegeln einen fast so guten Einbruchschutz wie Mauerwerk aus Klinkern, an dessen glatter Oberfläche der Mörtel schlecht haftet. Am besten bewährte sich Beton (Mischung 1:3) mit Fluresitzusatz (5 kg auf 1 qm Mauerwerk). Zum Durchbrechen einer solchen Wand von 40 cm Dicke braucht ein Maurer mit geschärften Meißeln 12 1/2 Stunden, gegenüber 9 Stunden bei Hartbrandmauerwerk mit Mörtel 1:5. Eiseneinlagen erschweren das Einbrechen nur in geringem Maße (gehärtete Schienen ließen sich mit dem Hammer abschlagen und naturharte Schienen ausstemmen) und rechtfertigen nicht die Mehrkosten. F. Eiser ermittelte durch diese Untersuchungen als wirtschaftlichste Tresorumwandung allseitig 50 cm dicken Beton 1:4. Dieser würde 20 Stunden Durchbruchzeit erfordern. Bei achtstündiger Bürozeit ständen dem Einbrecher 15 Stunden, und im ungünstigsten Falle dazu 1 Sonntag und 2 Feiertage, zusammen 88 Stunden zur Verfügung. Da mit heutigen elt-[elektrotechnisch] betriebenen Widia-Meißeln und Bohrern außerdem die von F. Eiser ermittelte Durchbruchzeit noch wesentlich verkürzt werden kann, muß ein Tresor auch außer der Dienstzeit in kurzen Abständen bewacht werden. Dabei helfen Elt-Lauscheranlagen, die außerhalb der Bürozeit die geringsten Geräusche in der Wachstube der Bank oder auf der nächsten Polizeistation melden. Bei einem ganz frei stehenden Tresor würde zwar die Bewachung durch die Öffentlichkeit gewährt sein, würde

77 »Den mechanischen Widerstandswert liegen komplexe Versuchsreihen zugrunde ...«

aber andererseits in unruhigen Zeiten zu Gewalttätigkeiten (Bombensprengungen, auch Flugbomben) reizen, die für die im Gebäude liegenden Tresore nicht so auf der Hand lägen. Außerdem will der Kunde sein Geld im Keller und nicht auf dem Präsentierteller haben. Zu empfehlen ist dagegen der Tresor an der Hausecke« (Neufert 1960, 279).

Genaueres erfährt der geneigte Leser leider nicht über Tresortüren, nur daß diese sich »in einer Stahlzapfensäule spielend leicht [drehen], ohne sich zu senken, sie widerstehen allen Angriffen und haben unanbohrbare, unzertrümmerbare Panzerplatten, brenn- und schmelzsichere Bewehrung, die von feuer-, schmelz- und bohrsicherer Masse umgossen ist. Gesamtdicke etwa 27-30 cm. Ohne Schlüsselloch mit kunstvollen Schlössern (Mirakelschloß, Fernschloß usw.) und Elt-Alarmanlage, die bei der geringsten Türerschütterung alarmiert« (ebd., 280).

Erlebnisbanking ... Die modernen Mittel des elektronischen Banking bergen auch moderne Risiken und sehr viel elaboriertere Methoden des unerlaubten Werteentwendens (→ Rosenthal/Bytes statt Banknoten), was Banken durch moderne Abwehrtechnologien zu verhindern suchen. Beispielsweise legen interne sicherheitsrelevante Hierarchien unter den BankmitarbeiterInnen abgestufte und zeitlich limitierte Zugangsberechtigungen in bestimmten Gebäudezonen fest. Diese Zugangsberechtigungen können unter anderem durch biometrische Identifizierungssysteme nachgeprüft werden, bei denen unverwechselbare körperliche Merkmale gespeichert und durch einen Scanner bei jedem Einlaßsuchenden geprüft werden.

Jedoch – alle Überwachungssysteme haben ihre Lücken und Schwachpunkte. Manch ein Einlaß Erhaltender führt ja noch ganz andere Hintergedanken mit sich. Und so wird für einige Menschen innerhalb und außerhalb der Bank das zur adrenalinausschüttenden Herausforderung, was ein Fachmann in einem ganz anderen Zusammenhang sinnigerweise als die Zukunft des Bankgewerbes erkannt hat. Hans Rose, gläubiger Mitarbeiter der Firma Selecta Werk GmbH, Bank- und Kasseneinrichtungen: »Ich glaube eher an eine Richtung hin zum Erlebnisbanking« (Wieviel Bank ... 1998).

Das glauben wir auch.

Quellen & Literatur

ARCH+ Nr. 148/1999.
Architectural Record 1/1998.
Biering, Hannes/Lorenz, Peter: Banken, Sparkassen – Architektur, Planung, Einrichtung. Stuttgart 1988.
Birkigt, Klaus/Stadler, Marinus M. (Hg.): Corporate Identity. Grundlagen, Funktionen, Fallbeispiele. München 1980.
Bockstaft, Klaus/Schüller, Hanns-Christoph/R+V Versicherung AG/Garny AG: Sicherheitsplanung für Geldinstitute. Ingelheim 1996.
Critical Art Ensemble (CAE): Die elektronische Störung. Nomadische Macht und kultureller Widerstand. In: Die Beute Nr. 3/1994, S. 74-86.
Davies, Colin/Lambot, Ian: Commerzbank Frankfurt. Modell eines ökologischen Hochhauses. Basel 1997.
dtv-Atlas zur Baukunst. München 1974.
Düttmann, Martina/Zwoch, Felix (Hg.): Bauwelt Berlin Annual. Berlin 1999.
Flesch, Hans: Wer einen Safe mietet, kommt darin um. In: Die Weltbühne 25 (1929) 7, 12.2.1929, S. 257-259.
Kletz, Heinrich/Luminata, Sabau (Hg.): Kohn Pedersen Fox – DG Bank Frankfurt/Main. München 1993.
Neufert, Ernst: Bauentwurfslehre. Frankfurt/Main 1960.
Schwanzer, Berthold: Die Bedeutung der Architektur für die Corporate Identity eines Unternehmens. Wien 1985.
Spaggiari, Albert: Die Kleaken zum Paradies. Ein Bericht über den »Coup von Nizza«. Berlin 1987.
Wieviel Bank braucht der Mensch? Bankenplanung zwischen Video-Banking und konventionellem Kassenschalter. In: AIT 12/1998.



Geld oder Leben? Fördern Banken-Sicherungssysteme Geiselnahmen?

1992

Dokumentation · Christoph Neumann*

»Nach Angaben des DAG-Sprechers Thormälen haben die neuen Sicherungssysteme, wie z.B. zeitverschlossene oder automatische Kassentresore, die Gefahrenschwelle nicht gesenkt, sondern drastisch erhöht. Die neuen Sicherungssysteme schützen das Geld, aber nicht die Menschen, meinte Thormälen« – so war es in dem Fachblatt Kriminalistik (Nr. 8/9, 1987, 492) zu lesen.
Geiselnahmen, wie die in Gladbeck, sind auch in Zusammenhang mit einer immer perfekter werdenden Absicherung von Banken gegen Überfälle zu sehen.
Gesetzlich verankert wurde die Pflicht zum schußsicheren Ausbau der Kassiererplätze 1967, nachdem Banküberfälle ständig zugenommen hatten. Nach langwierigen Verhandlungen zwischen Gewerbeaufsicht, Bankgewerbe, Gewerkschaften, Kriminalpolizei und Berufsgenossenschaften wurde die Unfallverhütungsvorschrift »Kassen« erlassen. Darin wurde Banken zur Auflage gemacht, ihre Geldzähler und Kassierer durch schußsichere Abtrennung vor dem »Unfall« eines Banküberfalls zu schützen. Diese Pflicht zur schußsicheren Abtrennung entfällt, wenn mindestens sechs Angestellte (bei gemeinderechtlichen Banken,

* *Dieser Text ist entnommen der Broschüre »Mit tödlicher Sicherheit – Zum Gladbecker/Bremer Geiseldrama und die Debatte um den gezielten Todesschuß«, herausgegeben von »BürgerInnen kontrollieren die Polizei«. Bremen 1990.*

d.h. vor allem Sparkassen) bzw. zehn Angestellte (bei allen übrigen Geldinstituten) im Schalterraum anwesend sind. In diesem Fall genügt es, wenn die Kassierer- und Geldplätze zwar nicht schußsicher abgetrennt sind, sich aber dafür nicht übersteigen lassen.
Zusätzlich zu dieser durch Unfallverhütungsvorschrift vorgeschriebenen Absicherung der Arbeitsplätze gibt es in der Regel noch weitere technische Sicherungen, um das Bargeld einer Bankfiliale unterzubringen:

Panzergeldschränke Nur ein Teil des Bargeldbestands steht dem Kassierer als Handgeld zur Verfügung, der allergrößte Teil des Bargelds lagert in Geldschränken, die häufig Zeitverzögerungseinrichtungen beim Öffnungsmechanismus haben.

Zeitverzögerungseinrichtungen Durch sie lassen sich Behältnisse wie Kassentresore oder Handgeldkassen mit einer zwangsläufigen Zeitsperre versehen. Die im Innern des Schranks einstellbare Wartezeit ist bei geschlossenem Schrank von außen weder von Bankangestellten noch von einem potentiellen Täter zu verändern (vgl. Büchler, Heinz/Leineweber, Heinz : Bankraub und technische Prävention. Phänomenologie – Bestand und Auswirkungen der Sicherungstechnik. BKA-Forschungsreihe Nr. 18. Wiesbaden 1986).

Geldautomaten Sie wurden seit ca. 1983 zuerst von Verbraucherbanken eingeführt und wurden danach zunehmend auch an anderen Banken installiert. Sie bewirken zwar auch, daß die Bargeldmenge, die über den Kassierer ausbezahlt wird, sinkt, sind aber im Zusammenhang mit Geiselnahmen nicht weiter interessant.

Auswirkungen der Sicherungseinrichtungen auf das Täterverhalten
In der BKA-Studie über Bankraub und technische Prävention wird der Zusammenhang recht eindeutig gesehen:
»In den 60er Jahren stellte die Geiselnahme anläßlich eines Bankraubs noch die seltene Ausnahme dar, heute gehört sie dagegen zum gewohnten Erscheinungsbild. Als Ursache für diese Eskalation wird durchweg die immer perfektere Abschirmung der Kassiererplätze gesehen.«
Auch eine Statistik, in der nur die Geiselnahmen aufgeführt sind, die nicht aufgrund eskalierender Ereignisse (z.B. Eintreffen der Polizei, Hinzukommen von Kunden usw.) erfolgten, scheint dies zu belegen:

78 Humberto Gonzales (28) nahm 1974 in einer Hamburger Commerzbank-Filiale einen Kassierer als Geisel. Er hatte in der Bank bereits einen Streifenpolizisten erschossen...

1972	1978	1983	1984
Untersuchte Fälle			
297	324	330	363
Geiselnahmen zu Beginn des Überfalls			
1	21	44	114
Prozent			
0,3	6,5	13,5	31,4

(aus: Büchler/Leineweber 1986, 94)

Mitarbeiter des Instituts für Sozialpsychologie an der Uni Mannheim, von denen auch eine detaillierte Untersuchung für das BKA angefertigt wurde (Servay, Wolfgang/Rehm, Jürgen: Bankraub aus der Sicht der Täter. Täterleitende Faktoren bei Raubüberfällen auf Geldinstitute. BKA-Forschungsreihe, Nr. 19. Wiesbaden 1986) äußern sich über das Verhältnis von technischer Prävention zur Planung von Banküberfällen wie folgt:
»Wie bereits erwähnt, spielten Sicherheitseinrichtungen in der Planung von Banküberfällen eine untergeordnete Rolle. Sie waren auch den meisten Befragten nur unspezifisch bekannt. Von detaillierten Darstellungen über die derzeitigen Sicherheitsmaßnahmen in der Öffentlichkeit wird von uns wenig Wirksamkeit erwartet. Bei potentiell wirksamen neuen Sicherheitsmaßnahmen in der Öffentlichkeit ist nach unseren Ergebnissen mit Deliktsverlagerungen zu rechnen« (Servay/Rehm/Irle, »Wie sucht der Täter ›seine‹ Bank aus?« In: Kriminalistik 12/1986, 581ff.). Hinzu kommt, daß gerade Zeitverzögerungseinrichtungen Geiselnahmen verursachen können, da viele Täter davon ausgehen, daß sich bei ausreichender Bedrohung schon ein Weg finden werde, die Zeitschaltuhr zu überlisten (ebd.).

Auswirkungen des polizeilichen Eingreifens bei Geiselnahmen In der BKA-Studie »Bankraub und technische Prävention«, deren Ergebnisse Polizeiführern bekannt sein dürften, wird dazu lakonisch festgestellt: »Die Anzahl der Täter, die flohen oder aufgaben, darf nicht über die mit dem Erscheinen der Polizei verbundene potentielle Eskalierungsgefahr hinwegtäuschen.« Nichtsdestotrotz meinen die BKA-Sozialwissenschaftler, den Gang der Ereignisse noch mit polizeilichen Mitteln unter Kontrolle behalten zu können – wenn nur alles nach Vorschrift geschieht: »Die Notwendigkeit der strikten Einhaltung der in der PDV 100 beschriebenen Verhaltensmuster wird hier offenkundig« (ebd., PDV = Polizeidienstvorschrift).
Abgesehen von der Fragwürdigkeit der Erwartung, daß Menschen ausgerechnet in einer Extremsituation wie dem Polizeieinsatz bei einer Geiselnahme ein vorgeschriebenes Verhaltensmuster strikt befolgen – fragt es sich, inwiefern es überhaupt sinnvoll ist, die Lenkung des weiteren Geschehens ausgerechnet der Polizei anzuvertrauen?
Zu dieser Problematik Prof. Wolf Middendorf, Autor im Fachblatt Kriminalistik (5/1985, 171): »Bei Geiselnahmen, insbesondere wenn Geiselnehmer und Geiseln längere Zeit zusammen eingeschlossen sind, entstehen sehr

wichtige viktimologische Beziehungen, so beispielsweise bei einem Überfall auf eine Bank in Stockholm im Jahre 1973. Im Verlaufe dieser Geiselnahme kam es zu einem Telefongespräch zwischen einer Geisel und Ministerpräsident Olof Palme, wobei die Geisel nicht die Geiselnehmer, sondern die Polizei ›wirklich als eine feindliche Macht‹ bezeichnete. Die Polizei kann sich in diesen Fällen kaum auf die Hilfe durch die Geiseln verlassen.« In Polizeikreisen ist diese Solidarisierung zwischen Täter und Opfer seitdem bekannt und wird vielfach als »Stockholm-Syndrom« bezeichnet.[1]

1 Anmerkung des Herausgebers: Gemeinhin wird mit dem »Stockholm-Syndrom« auch die Besetzung der bundesdeutschen Botschaft durch die RAF 1975 in Verbindung gebracht.

Was aber tut ein Polizist, wenn ihm die Geiseln bei einem Einsatz zu ihrer angeblichen Befreiung nicht helfen? Er handelt, wie in der PDV 132 vorgeschrieben, »im übergeordneten Interesse im Einzelfall« gegen den Willen der Geiseln, obwohl diese aufgrund ihrer größeren Nähe zum Geschehen doch diejenigen sind, die die Gefahr des Einsatzes am besten einschätzen können.

Konsequenz eines solchen Einsatzkonzepts, das vorgibt, Überwältigung des Geiselnehmers und Befreiung der Geisel gleichzeitig erreichen zu wollen, aufgrund der verschleiernden Formulierung in der PDV 132 der Täterüberwältigung jedoch eindeutig Vorrang gewährt, sind dann Rambo-Einsätze, bei denen es völlig dem Zufall überlassen bleibt, ob die Geisel vom Geiselnehmer, von der Polizei, oder wenn sie Glück hat – auch gar nicht erschossen wird. Mit anderen Worten: Ein Kriminalisten bestens bekanntes und staatlich vorgeschriebenes Russisches Roulette, bei dem der Spieler nicht gefragt zu werden braucht, ob er überhaupt mitspielen will.

79



79 ... Humberto Gonzales wurde 1974 als erster Geiselnehmer durch den gezielten Todesschuß vom neu gegründeten Mobilen Einsatzkommando (MEK) getötet

»Der Hammermörder«

Polizeiobermeister Norbert Poehlke

Martin Jung

Am 3. Mai 1984 überfällt ein maskierter Räuber die Volksbankfiliale in Erbstetten. Mit einem Vorschlaghammer zertrümmert er die Sicherheitsglasscheibe des Kassenraums. Die Bankangestellte händigt dem Räuber 4.790 Mark aus. Der automatische Alarm ist defekt. Der Täter flieht in einem weißen BMW. Zwei Stunden vorher hatte der Räuber auf einem einsamen Parkplatz bei Marbach am Neckar den Besitzer des Fahrzeugs, einen Handlungsreisenden, erschossen.

Daß der Täter, der fortan in den Medien als »der Hammermörder« bezeichnet wurde, ein Polizist ist, wird sich erst nach seinem Tod herausstellen, obwohl es bereits vorher Indizien dafür gab: Die Tatwaffe könnte eine Polizeipistole sein, und die Tatzeit kurz vor dem Schichtwechsel der Polizei und die Flucht über Ringalarmgrenzen läßt auf Insiderkenntnisse schliessen. Norbert Poehlke ist Polizeiobermeister bei der Hundestaffel Stuttgart-Mühlhausen, 33 Jahre alt, hat eine Frau und zwei Söhne, sieben und vier Jahre alt. Nach einem halben Jahr schlägt der Täter erneut zu: Wieder ermordet er auf einem Parkplatz einen Autofahrer. Mit dem erbeuteten VW Golf fährt er nach Cleebronn, um die dortige Volksbank zu überfallen. Der Überfall scheitert, weil Anwohner, die den Fahrzeuginsassen für einen erwarteten Besucher halten, zur Begrüßung heranstürmen; Poehlke flüchtet. Eine Woche später, am 28. Dezember, gelingt der Überfall, wieder kommt ein Vorschlaghammer erfolgreich zum Einsatz. Die Videokamera läuft nicht. Die Beute ist mit rund 79.000 Mark vergleichsweise hoch. Da er »unzählige Spuren« hinterläßt, »glauben manche Polizisten an einen ausgesprochen dummen Täter« (StZ).

Die Poehlkes sind nicht arm, vielmehr nur unfähig, mit Geld umzugehen. Norbert Poehlke hatte vor einigen Jahren im Lotto gewonnen. Den Gewinn für die sechs Richtigen mußte er auf seine zehnköpfige Spielgemeinschaft aufteilen: 35.000 Mark für jeden. Die Poehlkes beginnen, ihr Haus auszubauen und übernehmen sich dabei. Bald haben sie bei der Bank Schulden in Höhe von 310.000 Mark. Zinsen und Tilgung liegen Monat für Monat um rund 60 Mark höher als das Nettoeinkommen des Polizisten (rund 2.500 Mark).

Am 23. Juli 1985 schlägt der Filialleiter der Raiffeisenbank in Spiegelberg den Hammermörder in die Flucht. Wieder hatte Poehlke einen Golf-Fahrer ermordet, um



80 Materialtest mit Panzerglas

dessen Fahrzeug zu verwenden. Zu seinem nächsten Überfall am 27. September reiste Poehlke mit öffentlichen Verkehrsmitteln und ohne Vorschlaghammer an. Er erbeutet in der Raiffeisenkasse Rosenberg rund 11.000 Mark und flüchtet mit dem Auto eines Bankkunden.

Poehlke war nicht der erste und letzte Polizist, der zum Bankräuber wurde. So waren zwei der drei Täter, die im Juni 1971 bei einem Bankeinbruch in Westberlin 304.000 Mark erbeutet hatten, ehemalige Bereitschaftspolizisten. Der Kriminologe Exner hat auf drei Ebenen einen Zusammenhang zwischen Beruf und Straffälligkeit angenommen: Der Beruf kann besondere Gelegenheiten zum Verbrechen bieten (dem Polizisten etwa durch den Besitz einer Schußwaffe), Fähigkeiten ausbilden (ein Polizist kann sich Insiderkenntnisse über die Arbeitsweise seiner Kollegen zunutze machen), und »eine seelische Einstellung erzeugen, die zum Verbrechen anreizt oder die Scheu vor gewissen Taten abstumpft« (denkbar wäre, daß die regelmäßigen Schießübungen der Polizei die Hemmschwelle zum Schußwaffengebrauch herabsetzen). Auffallend an Poehlke ist die unnötige Brutalität beim Autoklau, die eine besondere emotionale Kälte und Gewaltbereitschaft deutlich macht. Ein Mechaniker hätte wohl eine andere Methode bevorzugt.

Da sich die Hinweise verdichteten, daß der Hammermörder ein Polizist sein könnte, werden die Dienstpistolen in Nordwürttemberg eingezogen, um Beschußproben zu machen. Als Poehlkes Waffe ein zweites Mal angefordert wird, ahnt er, daß man ihn als Täter identifizieren wird. Er ermordet seine schwangere Frau und den älteren Sohn, mit dem jüngeren fährt er nach Italien, um dort auch ihn zu ermorden und dann Selbstmord zu begehen.

Der Rechtsanwalt und Krimiautor Fred Breinersdorfer hat die Geschichte des »Hammermörders« zu einem dokumentarischen Roman verarbeitet, der später verfilmt wurde. Poehlke ist durch die Art der Durchführung seiner Banküberfälle berühmt, aber nicht reich geworden. Sechsfacher Mord und die Fahndungsbemühungen der Polizei, die zwei Millionen Mark gekostet haben, lassen die Beute von insgesamt 95.000 Mark gering erscheinen – »Peanuts«, um es mit Bankboß Hilmar Kopper zu sagen, dessen Monatseinkommen sechsstellig ist.

Quellen & Literatur: Breinersdorfer, Fred: Der Hammermörder. Dokumentarischer Roman. Stuttgart 1986; Exner, Franz: Kriminologie. Berlin (West) 1949; Sion, Dieter: Das große Verbrecher-Lexikon. Herrsching 1984; Der Spiegel 17/1986; Stuttgarter Zeitung (StZ), 30.7.1985.



81

**Handwerk hat goldenen Boden –
reale Technik und ein fiktiver Raub**

198

Klaus Viehmann

Im Kampf ums Auskommen und die Finanzierung von Tätigkeiten aller Art trifft kapitalintensive Sicherheitstechnik auf handwerkliche Improvisationskunst, fighten gut bezahlte Securityexperten mit tapferen HeimwerkerInnen, krümmen sich filigrane Alarmanlagenchips unter hemdsärmeligen Hammerschlägen. Die ewige Geschichte von Arm und Reich, von den Geldsäcken, ihren Schergen und denen, die ihnen nach den Kronjuwelen trachten. Wer gewinnt, ist offen – wer die Sympathien hat, nicht.

So plattfüßig wie in den goldenen sechziger Jahren kommt der Schutz des Geldes nicht mehr daher. Aus im Regen abgesoffenen Sirenen am Volksbankvordach wurden Standleitungen ins Polizeipräsidium, und aus mickrig armierten Stahlblechkisten »Schutzklasse III-Wertschränke« mit Zeitschlössern. Aus gemalten Fahndungsbildern, die den Polizeisprechern ähnlicher sahen als den Räubern, wurden Videoclips mit gewissem Wiedererkennungswert; auch suchen Tatorteinheiten heute koordinierter nach Haaren, Prints und Speichelspuren als die auf Spurensicherung umgeschulten Hauptwachtmeister früherer Tage.

Aber selbst nach offiziellen Zahlen läuft der Sicherheits-Hase den Enteignungs-Igeln oft hinterher. Selbst die vergleichsweise primitive Gelderwerbsmethode Bankraub konnte 1998 mit 1.500 Fällen und einer Durchschnitts-

einnahme von 38.000 DM bei einer Aufklärungsquote von 50 Prozent 650 unaufgeklärte Kassenentnahmen vermelden. Totale Überwachung und absolute Sicherheit würden andere Zahlen schreiben, zumal erwischte Räuber oft Opfer ihrer Prunksucht und Geschwätzigkeit und nicht etwa der Sicherheitstechnik und polizeilicher Intelligenz sind.

Montag, 10 Uhr. Drei Personen betreten zügig eine mittelgroße Bankfiliale, verlassen sie kurz darauf mit dem Geld aus der Kassenbox und dem im Moment des Überfalls offenen Tresor – einem »Security-Pac« entnahmen sie nur die abdeckenden echten Geldscheine und ließen die Farbpatrone zurück. Sie flüchten mit einem um die Ecke wartenden Minivan vom Typ Renault Kangoo.
Da der Verdacht aufkommt, es könne sich um eine Aktion mit politischem Hintergrund gehandelt haben, fährt der Sicherheitsapparat alles auf, was – vielleicht – gut und – auf jeden Fall – teuer ist.
Zunächst werden die via ISDN ins BKA-Labor übertragenen Aufnahmen der in der Filiale installierten Videokameras ausgewertet. Nach aufwendigen Vermessungen der Raum- und Personengeometrie werden die Körpergröße, das Gewicht sowie Bewegungscharakteristiken der Täter(Innen?) erfaßt. Das Gesicht unter der Maskierung wird mittels der sich durchdrückenden Punkte wie Nasenspitze, Backenknochen und Kinn (die Augen waren nicht genau zu orten, da alle Täter Brillen trugen) vermessen und zu 3-D-Modellen hochgerechnet. 199
Ein guter Versuch, aber nicht erfolgreich. Die TäterInnen hatten das kommen sehen. Körpergröße wurde durch Absätze verfälscht, das Körpergewicht durch entsprechende Unterbekleidung aufgeblasen, die Bewegungscharakteristik durch Elastikbinden an ausgewählten Gelenken verzerrt.
Routinemäßig werden die Aufnahmen der Langzeitvideorecorder aller Firmen in der Umgebung der Bank und am Fundort des Autos, sowie der U-Bahn-Überwachungskameras herangezogen. Schließlich verweisen die Hersteller dieser CCTV-Systeme (Closed Circuit Television) darauf, daß die Kameras auf hundert Meter die Marke einer Zigarettenpackung erkennen können, nachtsichttauglich sind, Audiokanäle besitzen und in schußsicheren Gehäusen untergebracht sind.
Sicherlich eine brillante technische Leistung, hier jedoch völlig sinnlos, da die TäterInnen in den letzten Tagen diese Aufnahmegebiete bewußt gemieden hatten, wodurch die üblichen Aufzeichnungen der vorangegangenen 48 Stunden nichts erbrachten. Rauchen taten sie ohnehin nicht, um keine Speichelspuren an Kippen zu hinterlassen, gesprochen wurde nur das Nötigste und dann im Lärmschatten von Straßengeräuschen. Auf Gehäuse zu schießen

81 Renault weiß, was Bankräuber wünschen ...

hatte eh niemand vor und Nachtsicht wäre nur bei nächtlichen Aktivitäten bedeutsam geworden, die es aber nicht gab.

Der Vergleich der mühsam ermittelten 3-D-»Gesichtsabdrücke« aus der Bank mit den in den Tagen zuvor und kurz nach dem Überfall auf dem Fluchtweg und in der U-Bahn gemachten Aufnahmen ergab keine Übereinstimmungen.

Daß die politisch endlich durchgesetzte Videoüberwachung floppte, war kein Wunder, denn die raffiniert ausgemessene ›Nasenspitze‹ war ebenso wie das ›markante Kinn‹ eingeklebtes Teil der Maske gewesen, so daß die 3-D-Modelle Makulatur waren. Unter der Haßkappe trugen die TäterInnen zudem Perücken, falsche Bärte, starke Schminke sowie später andere Brillen als die in der Bank, wodurch sie sich von ihrem wirklichen Aussehen sehr unterschieden. Auch war die Flucht nicht mit der U-Bahn fortgesetzt worden, sondern mit Fahrrädern, die Tage zuvor – für Kameras unsichtbar – in einem Hausdurchgang abgestellt worden waren.

Das Fluchtauto, bzw. das, was von ihm übrig geblieben war, wurde auf einem Tieflader nach Wiesbaden gebracht und sehr genau im BKA-Labor untersucht. Die Untersuchung gestaltete sich sehr aufwendig und konzentrierte sich zunächst auf den Zünder.

Das war logisch – das Auto war schließlich kurz vor Eintreffen der Polizei in Flammen aufgegangen –, aber ergebnislos. Die TäterInnen hatten einen metallfreien Zünder, der praktisch rückstandslos verbrannt war, an ein Öl-Benzin-Gemisch im Fahrgastraum gelegt.

Die Untersuchung der zurückgebliebenen Öl- und Benzinspuren ergab, daß es sich sozusagen um Altölentsorgung handelte und das Benzin der im Autotank enthaltenen Sorte entsprach.

Damit ließ sich gar nichts anfangen, denn die übliche Anfrage bei Tankstellen, wer in letzter Zeit die Brandsatzkombination (Öl und voller Benzinkanister) gekauft hatte, würde nichts erbringen. Schrottplätze, von denen das Altöl stammen könnte, waren keine erfolgversprechende Adresse für polizeiliche Bitten um Fahndungshilfe.

Die von den TäterInnen beim Autodiebstahl benutzte Methode das Schloß zu knacken war in den letzten Monaten bereits mehrfach aufgefallen. Nach bundesweiten Anfragen bei den zuständigen Diebstahlsdezernaten wurde ein Bewegungs- und Tätermuster erstellt. Sehr interessant war neben einem deutlich einsetzenden Beginn und raschem Anstieg der Serie auch die bundesweite Streuung, allerdings – so der beauftragte Diplommathematiker – mit signifikanter Häufung in Ballungszentren.

Als Auslöser dieser Häufung mußte allerdings nach weiterer Recherche ein Bericht in einem kriminalistischen Fachblatt angenommen werden, in dem diese Bruchmethode beschrieben wurde und den offensichtlich ganz verschiedene Tätergruppen seither als Anregung genommen hatten. Da das Fachblatt in Bibliotheken auslag und bei einem Abgleich der Abonnentenkartei viele Kollegen betroffen worden wären, wurde diese Spur abgehakt.

Die routinemäßige Auswertung des Kilometerstandes, mit dem der Bewegungsraum der TäterInnen zwischen Autodiebstahl und Banküberfall einge-



grenzt werden sollte, erschien zunächst vielversprechend, da der Besitzer sich den letzten Kilometerstand aufgeschrieben hatte.
Demnach wären die TäterInnen aber nur weniger als einen Kilometer gefahren. Eine genauere Untersuchung ergab, daß der Kilometerzähler gleich beim Diebstahl von den TäterInnen abgeknipst worden war.
An den Sitzresten des Wracks wurden nach tagelanger Kleinarbeit noch Faserreste sichergestellt und mit einem Laser-Mikrosonden-Massenanalysator (Lamma) abgetastet, es fanden sich fahndungstaktisch hochinteressante Anhaftungen von zwei verschiedenen Weichspülerresten, einem Parfümstoff, der bei Katzenstreu Verwendung findet, und karamelisierter Nuß-Nougat-Creme. 201
Das feindifferenzierte Fahndungsraster »Lenorkäufer, Nutellakonsument, Katzenbesitzer« übersah, daß die bei der Aktion getragenen Kleidungsstücke aus dem Second-Hand-Shop einer entfernten Stadt stammten.
Ein Glassplitter unter der verkohlten Fußmatte konnte durch Messung der spezifischen Lichtbrechung als Rest eines Mercedes-Scheinwerferglases identifiziert werden. Die Rasterfahndung nach verdächtigen BesitzerInnen dieses Autotyps war aufgrund des BKA-Datenbestandes problemlos möglich und löste einige personalintensive »Abklärungen«aus.
Das hätte eigentlich zu Ergebnissen führen müssen, tat es aber nicht, weil die TäterInnen die Glassplitter, die sie an einer belebten Straßenecke aufgelesen hatten, und von denen klar war, daß sie durch das Feuer nicht vernichtet werden würden, bewußt im Auto auslegten. Der Einfall beruhte auf der Lektüre eines Artikels, in dem das BKA sein neues Spektralanalysemeßgerät stolz vorgestellt hatte.

82 Das Panoptikum der Überwachung

Henry Jaeger

»heiße Sachen« mit Citroën

Tom Wolf

Silvester 1954, Frankfurt am Main, Oeder Weg, 7 Uhr 14: Gerade hat die Rentenzahlstelle der Post ihre Türen geöffnet. Etwa 35 Personen warten vor behelfsmäßigen Bankschaltern in einer Turnhalle auf ihr Geld, als plötzlich drei maskierte Männer den Raum stürmen und 80.000 Mark von den Tischen räumen. Nachdem sie die Postbeamten mit Waffenattrappen eingeschüchtert haben, entkommen sie in einem rasanten Citroën Traction Avant 11 CV, Baujahr 1934. Das Tempo war auch sonst ihr Trumpf: Mit frisierten Autos erreichen die damals schnellsten Gangster Deutschlands ungeahnte Geschwindigkeiten. Drei weitere Raubüberfälle und über 70 schwere Diebstähle gingen auf ihr Konto. Nach einem spektakulären Einbruchs-Coup in Duisburg fürchtete man sie bundesweit als »Pelzmarder«.

Karl-Heinz Jaeger, Anführer der »Jaeger-Korbmacher-Bande«, wurde vom Landgericht Mannheim 1955 zu zwölf Jahren Haft verurteilt, von denen er acht verbüßte. Der am 29. Juni 1927 geborene Sohn eines Frankfurter Kupferschmieds hatte als »Kindersoldat« am zweiten Weltkrieg teilnehmen müssen, obwohl er den Nazis wie jeder repressiven Gewalt ablehnend gegenüberstand. Er desertierte am 24. März 1945, als er den Befehl zur Sprengung einer französischen Maschinenfabrik überbringen sollte.

Jaegers kriminelle Karriere begann unmittelbar nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im Herbst 1945. Ein Staffsergeant überredete den angehenden Chemielaboranten zu einem lukrativen »Geschäft«: Jaeger beschaffte illegal Penicillin und behandelte damit tripperinfizierte GIs im ehemaligen Sonderzug Adolf Hitlers im Frankfurter Hauptbahnhof. Die Labortätigkeit endete und ein geplantes Medizinstudium zerschlug sich. Wegen unerlaubten Waffenbesitzes verbüßte Jaeger eine erste fünfmonatige Haftstrafe, dann begannen die Jahre der Einbrüche und Überfälle, die ihm schließlich eine längere Zwangspause verschafften.

1963 wurde Jaeger begnadigt. Er hatte im Freiburger Zuchthaus trotz aller Verbote und Repressalien mit dem Schreiben begonnen, die Gefangenenzeitung *Die Brücke* redaktionell betreut und 1961 seinen ersten Roman »Die Festung« vollenden können. Über einen Gefängnispfarrer war das auf Klopapier geschriebene Buchmanuskript zum Kurt-Desch-Verlag gelangt, der es 1962 veröffentlichte. Desch verschaffte seinem neuen Autor, der sich

83



83 Das Gangsterauto: Citroën Traction Avant 11 CV
84 Henry Jaeger wandelte sich zum erfolgreichen Schriftsteller

fortan Henry Jaeger nannte, ein Volontariat bei der *Frankfurter Rundschau*. Buch- und Zeitungshonorare wurden noch bis 1971 zur Rückzahlung geraubten Geldes verwendet.
Spätestens seit der Heirat mit der Tochter eines Landgerichtspräsidenten konnte Jaeger als vollkommen resozialisiert gelten. Im Gegensatz zu seinen ehemaligen Gangsterkollegen, den Korbmacher-Brüdern, hatte er sich aus eigener Kraft zumindest anfänglich eine gesicherte bürgerliche Existenz aufgebaut. Er zog mit Frau und Tochter 1965 ins Tessin, wo er kurze Zeit eine traumhafte Villa über dem Lago Maggiore bewohnte. Sein Nachbar Erich Maria Remarque besuchte ihn und förderte seine literarische Entwicklung maßgeblich. Jaeger schrieb über 30 Bücher, von denen mehrere verfilmt wurden. Die Literaturkritik beurteilte ihn jedoch seit den siebziger Jahren abfällig. Er lebte zuletzt völlig verarmt und nierenkrank im südschweizerischen Intragna, wo er am 7. Februar 2000 starb.



Quellen & Literatur:
Sinn, Dieter: Das Große Verbrecher-Lexikon. Herrsching 1984; Lexikon der deutschen Krimiautoren (dort ausführliche Bibliographie); Jaeger, Henry: Nachruf auf ein Dutzend Gauner. München 1975; Film: Ein Gangster schreibt sich frei. Autor: Dietrich Wagner, HR/ARD, 14.4.1999.

Gefunden wurden auch Grassamen, die ein zuvorkommender Professor der Botanik dem Spitzwegerich zuordnen konnte – eine der häufigsten Pflanzen in Mitteleuropa, die nahezu überall vorkommt. Interessanter die halbverkohlten Samen des Affenbrotbaumes im Fußraum. Eine Art, so der Professor, die nur im südlichen Afrika verbreitet ist. Als heiße Spur gehandelt, da der eigentliche Besitzer des Autos glaubhaft versichern konnte, nie außerhalb von Deutschland, Österreich und Mallorca Urlaub gemacht zu haben, erbrachte die Recherche bei Reisebüros und Afrikareisenden dennoch nichts.

So gebildet der Botaniker auch war, die fragliche Baumsorte kam außer in Afrika auch in Botanischen Gärten vor. Noch eine falsche Fährte, mit humoristischem (›Brot für die Affen‹) Hintersinn.

Auf dem Bremspedal ließ sich mittels Fourier-Transformations-Infrarot-Spektrometer ein winziger Schuhsohlenabrieb ausmessen. Umfangreich eingekaufte Muster und nachfolgende Recherche beim Bundeswirtschaftsministerium ergaben, daß die Turnschuhe eindeutig aus einer Firma auf den Philippinen stammten, die sie nach Europa exportiert hatte.

Diese Inanspruchnahme modernster Technik und internationaler Verbindungen führte zu der einigermaßen ineffektiven Erkenntnis, das die Schuhe hunderttausendfach in zehn verschiedenen Größen als Sonderangebot bei ALDI verkauft worden waren.

Alle in Ritzen des Wagens aufgefundenen Haare, Speichel- und Urinreste wurden mikroskopisch untersucht, analysiert, fotografiert und einem neuen DNA-Test unterzogen, der auch tote Haarfragmente ohne Wurzeln auswerten kann.

Diese biologisch-chemisch-wissenschaftliche Leistung konnte alle Spuren zuordnen: Als Verursacher wurden festgestellt: der Schäferhund des rechtmäßigen Wagenbesitzers und er selbst. Die nebenbei festgestellte »genetische Veranlagung« zu Asthma wurde aufgrund rechtlicher Bedenken nicht an die Krankenversicherung gemeldet. Gegen die TäterInnen ergab sich nichts, schließlich hatten sie darauf geachtet, keine Haare zu verlieren und nicht auszuspucken.

Die Suche nach in der Bank vermuteten Komplizen, die den TäterInnen den offenstehenden Tresor hätten signalisieren können, wurde eingestellt, nachdem befragte Nachbarn darauf hinwiesen, daß von ihrem gegenüberliegenden Treppenhaus aus durch die morgens zum Lüften geöffneten Bankjalousien genau zu sehen war, wann der Tresor allmorgendlich geöffnet wurde. Auch die Frage nach den Kenntnissen der TäterInnen im Umgang mit Security-Pacs konnte nicht fahndungstechnisch umgesetzt werden, da sich seit Jahren entsprechende Informationen im Internet finden ließen und viele Seitenaufrufe nicht registriert werden konnten, da sie im Ausland, aus Internetcafes und mit Universitätsrechnern erfolgten.

Die Sonderkommission versuchte noch einige Zeit diesen Bankraub aufzuklären, beobachtete die Mülltonnen und die Kontobewegungen verschiedenster Gruppen und Personen, denen eine Verwicklung zugetraut wurde.

Da der Plastiksack mit den bei der Aktion getragenen Klamotten bereits im Ofen eines vor dem Abriß stehenden leeren Hauses verbrannt worden war und die TäterInnen sehr darauf achteten, das Geld unauffällig dosiert auszugeben und niemandem irgendwelche Hinweise zu geben, blieb die Fahndung weiter erfolglos.

Als später zu Ausbildungszwecken im Rahmen eines Seminars zur Kostenkontrolle mittels Qualitätsmanagement im Sicherheitswesen eine beispielhafte Kosten-Nutzen-Rechnung angestellt wurde, kam es zu einem für die TäterInnen günstigen Ergebnis: »Sturmhauben« für 4 Mark 95, Modelliermasse zu 9 Mark 95 und Haarersatz ab 29 Mark tricksten eine 100.000-Mark-Videoüberwachungsanlage aus; ALDI- und Second-Hand-Kleidung für unter 50 Mark ließ teure Analysemaschinen und Labors leer laufen. Das Fluchtauto und Fahrräder waren im Gegensatz zum polizeilichen Fuhrpark völlig kostenlos gewesen. Auch die Eintrittskarten in den Botanischen Garten kosteten unvergleichlich weniger als die Reisespesen und Aufwandsentschädigungen der Gegenseite.

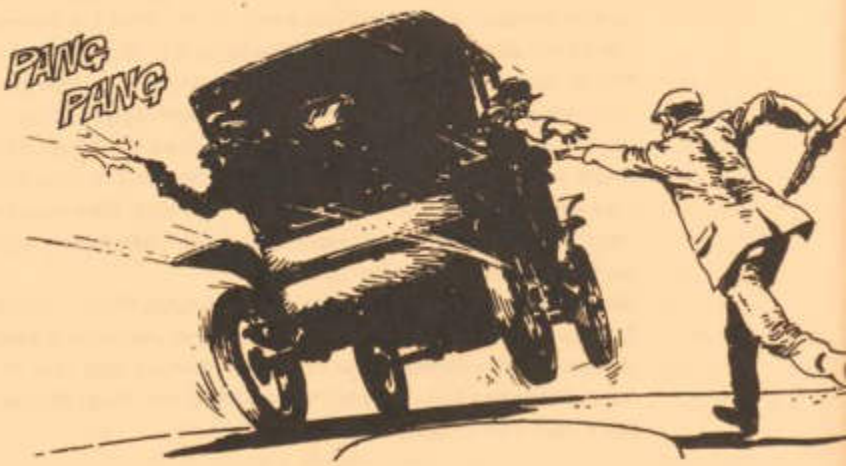
85 Aufwendige biometrische Vermessungen bieten keine Erfolgsgarantie

Die Techniken, mit denen das Eigentum der unbedingt besonders reich bleiben wollenden Mitglieder der Gesellschaft geschützt werden sollen, wirken furchterregend. Das sollen sie auch: Wer Schreckensszenarien der totalen Überwachung und die Versprechungen der Sicherheitsindustrie für bare Münze nimmt, wird ungewöhnliche Gelderwerbsstrategien nicht erwägen oder gar praktizieren wollen. In Wirklichkeit funktionieren die Sicherheitseinrichtungen der Banken und die Techniken der Strafverfolgungsbehörden meist nur so gut wie des Kaisers neue Kleider: Unseren fiktiven TäterInnen funkelten die Schätze ohne den Schleier der Unerreichbarkeit entgegen, ohne die gehässige Luftspiegelung, die den Goldmünzentopf beim Zugreifen im Nirwana verschwinden läßt.

Ganz unbeantwortet allerdings die wichtigste Frage: Wofür unsere fiktiven TäterInnen eigentlich Geld aus einem Banküberfall brauchten? Mit der demonstrierten Voraussicht und Kaltblütigkeit könnten sie im alltäglichen kapitalistischen Leben sicher auch anders ihr Auskommen finden. Aber das wäre eine andere Geschichte.

85





Nichts wie weg – Mobilität und Bankraub

Florian Schneider

Es war der wohl spektakulärste Bankraub der neunziger Jahre in Los Angeles: Am Vormittag des 28. Februar 1997 überfielen zwei bis an die Zähne bewaffnete Männer die Filiale der Bank of America in einem Mittelklasse-Viertel im Norden Hollywoods. Doch weit kamen sie mit ihrer Beute nicht. Als sie die Bank verließen, war das Gebäude bereits von Polizei umstellt, die Räuber konnten sich gerade noch hinter ihrem Fluchtfahrzeug verschanzen. Dann begann ein Feuergefecht, das live und in fast voller Länge von News-Helikoptern, die normalerweise zur Verkehrsberichterstattung über der Stadt kreisen, im lokalen Fernsehen übertragen wurde. Die beiden Räuber verfügten zwar über automatische Waffen, die denen der Polizei weit überlegen waren, und trugen kugelsichere Westen; doch nach einem fast einstündigen Schußwechsel mit rund 200 Polizisten wurde der erste Räuber tödlich am Kopf getroffen. Sein Kollege bestieg daraufhin den Fluchtwagen, wurde aber niedergestreckt, als er auf einen braunen Pickup-Laster überwechseln wollte, und verblutete schließlich in Polizeigewalt (Reed 1999, 16f.).

Die Krise des Fluchtwegs Wenn dieser Raub paradigmatisch für eine aktuelle Generation von Banküberfällen ist, dann ergibt sich für diese vor allem ein gravierendes Problem: Die Flucht vom Tatort scheint kaum mehr mög-

lich. Fluchtweg und Fluchtlinie wirken in einem Maße verstellt, daß sich auch die glamouröse Dreifaltigkeit von Banküberfall, Automobil und Spielfilm in einer konzeptionellen Krise befindet. Bargeld im Überfluß, individuelle Mobilität und die mediale Vervielfältigung solcher Wunschproduktion im Genre Gangsterfilm sind in der breiernen Wirklichkeit der Kontrollgesellschaft (Deleuze 1993) Platzhalter blanker Verzweiflung, kalkulierten Irrsinns oder bloßer Nostalgie.

Los Angeles ist nicht nur die Hauptstadt der Film- und Unterhaltungsindustrie, sondern auch die Hauptstadt des Bankraubs. Anfang der neunziger Jahre erlebte die kalifornische Megastadt durchschnittlich vier Banküberfälle pro Tag. Einer der Gründe dürfte das unübersichtliche Gewirr der Highways und Freeways sein, das die Verfolgung der fliehenden Bankräuber vermeintlich erschwert (Steel 1995, 28). 1997, nach der spektakulären Schießerei im Norden Hollywoods, nahe den großen Studios, verdoppelte sich die Überfallquote gar US-weit. Besorgte Kolumnisten machten in alter Manier eine Reihe neuerer Hollywood-Produktionen verantwortlich: Einer der erschossenen Bankräuber habe sich vor dem Überfall wiederholt das Robert De Niro/Al Pacino-Drama »Heat« angesehen (Gwynne/Hylton 1997). Tatsächlich aber dürfte die Live-Übertragung des Überfalls im Reality-TV wesentlich aufschlußreicher sein. Wie bei der vereitelten Flucht O.J. Simpsons 1994 in Richtung mexikanische Grenze, nehmen – neben oder sogar noch vor der Polizei – Kamerateams der lokalen TV-Stationen in Helikoptern die Verfolgung auf und mobilisieren Hunderte von Schaulustigen. Das mit der Flucht beabsichtigte Untertauchen in der Anonymität wirkt angesichts einer solchen Situation völlig aussichtslos.

Vom Pferd zu PS Die große Zeit des Bankraubs scheint vor diesem Hintergrund unwiederbringlich vorbei. Nicht zufällig fiel die Hochkonjunktur der Überfälle auf Geldinstitute zusammen mit der Generalmobilmachung der modernen Gesellschaft, denn der entscheidende Faktor der klassischen zweigeteilten Bankraubdramaturgie ist die Flucht: Nach dem wie auch immer erzwungenen Aushändigen des Geldes und dem Verlassen des Bankgebäudes müssen die Bankräuber so schnell wie möglich einen Vorsprung herausarbeiten, da er die Voraussetzung dafür ist, die erbeuteten Barmittel auch genießen zu können.

So läutete die Entwicklung der ersten Automobile eine frühe Blütezeit von Bankräubern ein. Zwei bekannte VertreterInnen dieser Epoche, Bonnie Parker und Clyde Barrow (➔), machten kein Hehl daraus, wem sie den legendären Erfolg ihres knapp zweijährigen Beutezuges durch den amerikanischen Süden zu verdanken hatten.

86 Bonnot-Bande: »Vorsprung durch Technik« (1911)

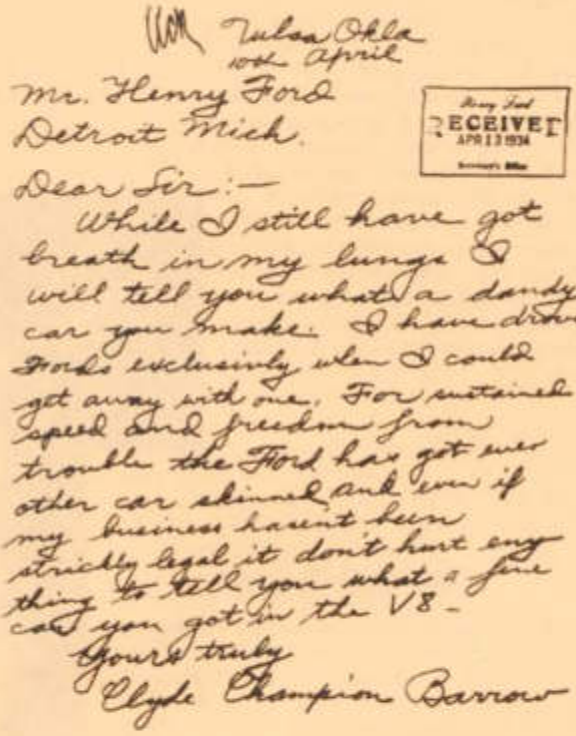
Sie ließen sich mit Waffen vor ihrem gestohlenen V-8 Ford Model A fotografieren. Im Henry Ford-Museum wird heute ein Brief von Clyde Barrow an den Konzernchef ausgestellt, in dem er versicherte: »Solange ich noch atme, möchte ich Ihnen sagen, was für ein großartiges Auto sie bauen. Ich fahre ausschließlich Ford, seit es mir einmal gelang, mit einem zu entkommen« (Die Welt des Verbrechens 1992, 59). Sollte das Schreiben nicht authentisch sein, belegt es doch, welche Bedeutung das Automobil in den kollektiven Erinnerungen zur Geschichte des Bankraubs einnimmt. Der V-8 war die letzte große Ingenieursleistung von Henry Ford: Ein Automobil, das seiner Zeit um 20 Jahre voraus war und den amerikanischen Traumwagen verkörperte: geräumig, antriebsstark, mit rund laufendem Motor und durch Massenproduktion für breitere Schichten erschwinglich. »Watch the Fords Go By« lautete 1934 der Werbeslogan der Automobilhersteller und so manche Bankangestellten dürften dies auch Bonnie und Clyde hinterhergerufen haben, wenn diese mit sagenhaften 140 Stundenkilometern auf Feldwegen davonrasten.

Der praktische Erfolg der Überfälle beruhte auf dem technologischen Vorsprung, den sich Bankräuber mit den Automobilen zu eigen machen konnten. Bis in die dreißiger Jahre wurden die automobilen Outlaws in den US »Highway Men« genannt, ein bewaffneter Banküberfall »Highway Robbery« (Helmer 1998, 128). »Highwaymen« waren die Raubritter des Mittelalters, die sich das aristokratische Privileg, ein Pferd nicht nur als Nutztier, sondern auch als Verkehrsmittel zu benützen, aneigneten. So waren sie in der Lage, einschlägige Eigentumsdelikte zu begehen und sich rasch drohender Verfolgung zu entziehen. Die Bankräuber in den USA des 19. Jahrhunderts wurden in dieser Tradition begriffen: Es handelte sich um berittene Banden, marodierende Überbleibsel aus dem Bürgerkrieg (→ Hoffmann/Wilder Westen), die sich nach erfolgtem Überfall in ihre Verstecke zurückzogen und dort ein eigengesetzliches soziales Leben organisierten.

Der erste automobile Banküberfall datiert wohl auf den 20. November 1911: Die anarchistische Bonnot-Bande (→) stahl in Paris einen Wagen, der als das beste Auto vor dem Ersten Weltkrieg galt: Die 1910er Limousine von Delaunay-Belleville. Das Kalkül war einfach: Niemand dürfte in der Lage sein, die Bankräuber einzuholen. Der Überfall gelang, die Bande raste mit dem schnellen Auto davon – einzig die Beute war lächerlich: Ganze 5.500 Francs, was auch damals nicht besonders viel war (Gyllenhak 1989).

Die langsame Verbreitung der Automobile nach dem Ersten Weltkrieg führte zu einer Renaissance der Outlaws, vor allem in den prohibitions- und depressionsgeplagten USA. Ende des 19. Jahrhunderts waren Überfälle bei Tageslicht zu einer riskanten Sache geworden: Von den Kommunen angeheuerte private Sicherheitsdienste sagten den Banden den Kampf an und verfolgten die berittenen Outlaws über die Staatsgrenzen hinweg. Den nun motorisierten Banditen aber standen die Gesetzeshüter machtlos gegenüber: Mit traditionellen Polizeimethoden war den technologisch überlegenen und meist recht populären Verbrechern nicht beizukommen. Die Aufrüstung und Motorisierung des korrupten Polizeiapparates mit Motorrädern und Automo-

87



Tulsa Okla
ist April

Mr. Henry Ford
Detroit Mich.

RECEIVED
APR 13 1934

Dear Sir:—

While I still have got
breath in my lungs I
will tell you what a dandy
car you make. I have drove
Fords exclusively when I could
get away with one. For sustained
speed and freedom from
trouble the Ford has got ever
other car skinned and even if
my business haven't been
strictly legal it don't hurt any
thing to tell you what a fine
car you got in the V8—

Yours truly
Clyde Champion Barrow

bilen scheiterte oft schon an der Sparsamkeit der Kommunen. Erst mit Roosevelts »New Deal« und der Kriegserklärung an das organisierte Verbrechen sowie der Stilisierung der Bandenanführer zu »Public Enemies« fand der Staat eine Antwort auf die Bedrohung seines Gewaltmonopols durch die »Outlaws« (Helmer 1998, 68f.).

Automobilisierung der Gesellschaft Derselbe Henry Ford, dem Clyde Barrow für sein Erfindertum so überschwenglich dankte, stand Anfang der dreißiger Jahre Pate für ein neues Verständnis von Gesellschaft: das Fabriksystem des Fordismus. Ford produzierte schon 1908 sein berühmtes »Model T« am Fließband, wofür zuvor die einzelnen Fertigungsschritte und Produktionsabläufe sorgfältig untersucht und in einzelne Abschnitte eingeteilt worden waren, um die industrielle Fertigung eines Produktes auf

87 Clyde Barrows angeblicher Brief an Henry Ford (1934)

Bonnot-Bande

die Erfindung des automobilen Bankraubs

Miachael Zaiser

Das Fluchtfahrzeug mit laufendem Motor gehört zu den unentbehrlichen Requisiten eines bewaffneten Bankraubs. Diese Tradition geht auf den Automobilisten, Anarchisten und Kriminellen Jules Bonnot zurück. Bonnot, 1876 geboren, sammelte seine Erfahrung mit Automobilen um die Jahrhundertwende als Mechaniker in Lyon. Wegen anarchistischer Umtriebe immer wieder entlassen, verlegte er sich auf Diebstahl und Falschmünzerei unter dem Deckmantel einer Automobilwerkstatt. 1910 arbeitete er, so die Legende, für kurze Zeit in London als Chauffeur von Arthur Conan Doyle. Ende des Jahres kehrte er zurück und betrieb eine andere zukunftsweisende Profession: Er verschob gestohlene Autos zwischen der Schweiz und Frankreich. Im November 1911 wurde ihm das Pflaster in Lyon zu heiß und er floh mit seinem Kompagnon Platano, der 40.000 Francs aus einer Erbschaft dabei hatte, in einem gestohlenen Auto nach Paris.

Am Ende der Fahrt war Platano tot und Bonnot um 40.000 Francs reicher. In Paris suchte er Kontakt zu anarchistischen Kreisen und fand rasch Anschluß im Zirkel um das Blättchen *l'Anarchie*.

Ein seltsamer Verein: Individualistische Anarchisten, die aus Proudhons Satz »Eigentum ist Diebstahl« die Konsequenz zogen, »individuelle Wiederaneignung« sei der wahre revolutionäre Weg. Praktisch hieß das, daß sie sich mit Kleinkriminalität durchs Leben schlugen und ansonsten mit dem Chefredakteur ihrer Zeitung herumstritten, einem gewissen Victor Kibaltchiche, der den Weg der »individuellen Wiederaneignung« für ausgemachten Blödsinn hielt. Kibaltchiche sollte später unter dem Namen Victor Serge ein bekannter Romancier, Weggefährte und Biograph Trotzkis werden.

In diesen Haufen mit Revolvern bewaffneter Vegetarier und Sprudeltrinker platzte Anfang Dezember 1911 Jules Bonnot. Seine Botschaft war einfach: Statt Kleinkram große Coups, automobiler »Vorsprung durch Technik« – die Polizei verfügte seinerzeit in ganz Frankreich lediglich über vier Autos. Octave Garnier und Raymond Callemin schlossen sich ihm an, später kamen noch René Valet, Edouard Carouy, Elie Monnier und Andre Soudy dazu. Am 21. Dezember machte die Bande ihren ersten Überfall auf einen Kassenboten der Société Générale. Einem Industriellen wurde in der Nacht sein leistungsstarkes Auto aus der Garage entführt. Am nächsten



88

88 Jules Bonnot: Automobilist und Anarchist

Morgen fuhr man in die Rue d'Ordemer, die der Kassenbote mit seinem Leibwächter passierte. Der Wagen stoppte, die schwerbewaffneten Desperados sprangen heraus, schossen die beiden nieder, rissen die Geldtasche an sich und flohen mit dem Auto. Die Beute war mager: 5.000 Francs Bargeld, 300.000 in unveräußerlichen Papieren. Eine Tasche mit 40.000 Francs hatten die Banditen in der Eile zurückgelassen.
Es folgten weitere Überfälle nach demselben Muster, mit geringer Beute und etlichen Toten. Die Polizei war hilflos: Automobile fuhren tatsächlich schneller als Polizeifahrräder. Zwar wurde die Dienstanweisung ausgegeben, die Reifen fliehender Automobilisten mit dem Säbel zu zerstechen, doch erwies sich dies als wenig hilfreich. Am 25. März 1912 gelang der Bande ihr größter Coup, ein Überfall auf die Bankfiliale der Société Générale in Chantilly mit drei Toten und einer Beute von 50.000 Francs.



Nun verlegte sich die Polizei darauf, die anarchistische Szene zu überwachen und die Bandenmitglieder einzeln auszuheben. Der stellvertretende Polizeichef von Paris hatte Pech, stieß unbewaffnet auf Bonnot und wurde prompt umgelegt. Beim nächsten Mal war die Polizei vorsichtiger und bot insgesamt 500 Bewaffnete auf. Bonnot starb, nachdem das Haus, in dem er sich verschanzt hatte, mit Dynamit gesprengt worden war. Als die Reihe an Valet und Garnier kam, trat gar ein ganzes Infanteriebataillon mit Maschinengewehren an. Auch die anderen Bandenmitglieder wurden nach und nach erwischt. Callemin, Monnier, Soudy sowie Eugène Dieudonné, der mit den Überfällen nichts zu tun hatte, wurden zum Tode verurteilt, viele andere, Beteiligte und Unbeteiligte, zu langjährigen Haftstrafen. Auch Victor Serge erhielt fünf Jahre für nichts.
Die Erfindung des automobilen Bankraubs sicherte der Bonnot-Bande bleibenden Ruhm. Bereits 1912 lieferte sie den Plot für einen der ersten Kriminalfilme, 1989 folgte eine weitere Verfilmung. Die Bande inspirierte Gedichte, Lieder (Joe Dassin, Kamionners du suicide, Paul Paillette), Filme, Anti-Kunstwerke (Michèle Bernstein) und mehrere Romane (Leo Malet). Im Mai 1968 richteten die situationistischen »Wütenden« anläßlich der Besetzung der Pariser Sorbonne einen »Salle Jules Bonnot« als Tagungsort des Besetzungskomitees ein.

Quellen & Literatur: Gyllenhak, Ulf: La Bande à Bonnot. In: Clavé, Florenci/Godard, Christian (Hg.): Viel Blut für teures Geld. Berlin 1990; Malet, Leo: Das Leben ist zum Kotzen. Hamburg 1992 (1948); Parry, Richard: The Bonnot Gang. London 1987; Thomas, Bernhard: Anarchisten. Ein Bericht. Freiburg 1970; Filme: Victoria Jasset: La Bande de l'auto grise, Frankreich 1912; La Bande à Bonnot, mit Jacques Brel und Annie Girardot, Frankreich 1989.

mathematische Art und Weise berechnen zu können. Das kapitalistische Kommando und seine disziplinierende Funktion sollten sich aber nicht nur auf den Arbeitstag beschränken, sondern auch weite Teile der Reproduktionssphäre unterwerfen. Resultat ausgeklügelter Fertigungsprozesse bei höheren Löhnen, »Sozialpartnerschaft« und der Unterwerfung der sogenannten Freizeit unter das Wertgesetz und die Herrschaft der Unterhaltungsindustrie war die Schaffung einer massenhaften Binnennachfrage nach industriell hergestellten Konsumgütern und vor allem nach Automobilen.

Mit der Automobilisierung der Gesellschaft in der Nachkriegszeit verlor der motorisierte Bankräuber seine Avantgardestellung. Gleichzeitig war auch das Delikt des Bankraubs einer Verschiebung unterworfen. Konnten Bankräuber in den zwanziger und dreißiger Jahren noch auf verhältnismäßig lange Karrieren in einer der Lohnarbeit radikal entgegengesetzten Geldaneignungsform zurückblicken, und führten die nicht gerade exorbitanten Erträge aus den Überfällen zu einer kontinuierlichen Praxis, dandyhafter Selbststilisierung und verschiedenen Formen kollektiver Organisierung, änderte sich dies mit dem Verlust der technologischen Überlegenheit schlagartig: Banküberfälle konnten nicht länger mit einem Rollen-Modell assoziiert werden, das auf eine Gegengesellschaft der Outlaws, ein Außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft referierte, sondern standen auf einmal für kurzfristige Ausbruchsversuche aus dem kapitalistischen Alltagstrott, mehr oder weniger spontane Auflehnung und individuelle Verweigerung. So stellte das FBI in einer Untersuchung Mitte der fünfziger Jahre überrascht fest, daß

inzwischen mehr als die Hälfte aller Banküberfälle von Einzeltätern verübt würden. 1961 wird dann resümiert, daß fachgerechte und von organisierten Gruppen durchgeführte Überfälle aus den Zeiten eines Dillingers (→) endgültig der Vergangenheit angehörten. Dieter Schubert zieht in seiner »Phänomenologie des Bankraubes« den Schluß, daß sich zu diesem Zeitpunkt auch eine Angleichung der Bedingungen in Europa und den USA vollzogen habe. Was vormals als »Ärmlichkeit« und »Phantasielosigkeit« des Bankraubes europäischer Provenienz galt, »stellt sich als Nüchternheit und Sachlichkeit dar. Die Notwendigkeit des blitzartigen Auftauchens, der schnellen Durchführung, des geplanten Fluchtweges wird berücksichtigt; ... was unter phantasielos vermerkt ist, erscheint im wesentlichen als zweckmäßig und für den Erfolg als effektvoll« (Schubert 1972, 53ff.).

Die Flucht findet unter den Vorzeichen der nun herrschenden Waffengleichheit unter erschwerten Bedingungen statt. Bankräuber tauchen urplötzlich aus der anonymen Masse auf und betreten die öffentliche Bühne eines bevölkerten Schalterraums. Die Banken haben sich des Privatkundengeschäftes angenommen und verfügen über ein weitverzweigtes Filialsystem, Bankgeschäfte sind längst kein Privileg der Reichen mehr. Doch kundenfreundlich heißt immer auch räuberfreundlich. In den Kassenschränken warten enorme Beträge, die in einer Art vorübergehender Verkehrung der Gewaltverhältnisse die Besitzer wechseln. Die Übergabe des Geldes hat in wenigen Minuten zu erfolgen, und so schnell, wie sie aufgetaucht sind, müs-



89

sen die Bankräuber auch wieder verschwinden. Draußen wartet meist mit laufendem Motor ein Fluchtfahrzeug: Dieses Vehikel muß dann so rasch beschleunigt werden, daß der rein zeitliche Vorsprung sich weiter vergrößert, etwaige Verfolger abgeschüttelt werden und die fliehenden Bankräuber wieder in der Anonymität der Masse untertauchen können. Entscheidend ist weniger, welche Wegstrecke in welcher Zeit zurückgelegt wird. Entscheidend ist der Grad der Beschleunigung. Auf ihrer Fluchtlinie werden die Bankräuber ein allerletztes Mal auffällig, bevor die Fluchtgeschwindigkeit zu einer Implosion der Subjekte, zu deren Unsichtbarwerdung und Verschwinden führt.

In der kriminologischen Untersuchung »Der Überfall auf Geldinstitute« aus dem Jahr 1975 heißt es folgerichtig: »Für den Bankräuber ist es von entscheidender Bedeutung, so schnell als möglich den Schauplatz seines Verbrechens zu verlassen, da mit jedem Augenblick die Gefahr einer Entdeckung des Raubes und eines danach folgenden Einschreitens wächst« (Császár 1975, 97). Mit der wachsenden Automobilisierung der Gesellschaft komme deswegen der Planung der Flucht immer größere Bedeutung zu. Waren die »Highwaymen« und Bankräuber-Banden der zwanziger und dreißiger Jahre noch hauptsächlich damit beschäftigt, eine detaillierte Arbeitsteilung für den eigentlichen Überfall auszuarbeiten, während die Flucht nach einem verhältnismäßig einfachem Schema von statten ging, hat sich dies nun verkehrt. Zum Gelingen der Flucht treffen Bankräuber schon vorab allerlei Vorsichtsmaßnahmen, die eine spätere Identifizierung erschweren sollen: Gestohlene Fluchtfahrzeuge, falsche oder manipulierte Nummernschilder, Doubletten. Je höher der Grad der Organisierung, desto intensiver werden vor dem Überfall mögliche Fluchtwege ausgekundschaftet.

Diente die Flucht der in der Regel mit ihrem bürgerlichen und sogar mit Spitznamen bekannten Banditen in den Anfängen der Geschichte des Bankraubes vor allem dazu, das unmittelbare

89 Citroën Traction Avant 11 CV. Gangsterauto im Leben und im Film

Umfeld des Tatorts physikalisch zu verlassen, um sich der strafenden Gewalt zu entziehen, kommt der Flucht in den fordistischen Disziplinargesellschaften vor allem eine anonymisierende Funktion zu. Mit zunehmender Verkehrsdichte wächst die polizeiliche Überwachung der Verkehrsströme, mit der Reichweite der Medien dehnt sich auch der behördliche Fahndungsapparat aus. Die in den Banken eingerichteten Sicherheitsvorkehrungen können weniger die Identifizierung der Bankräuber ermöglichen, als dazu beitragen, die über die Aufklärung des Verbrechens vorentscheidende Wartezeit bis zum Eintreffen der Polizeikräfte zu verkürzen. Videokameras und stiller Alarm, Ringfahndung und Fahndungsfoto sind die Methoden einer Polizeiarbeit, die in den hochentwickelten kapitalistischen Regionen kaum auf eine präventive und banal anmutende Befestigung der Bankgebäude, sondern auf Re-Identifizierung und Dingfestmachung post festum setzt.
Die Ergreifung der Täter ist ein Wettlauf mit der Zeit. Dieses sportive Moment dürfte einen Gutteil der Faszination ausmachen, die der Bankraub immerhin als ein Kardinaldelikt besitzt, das die Machtverhältnisse innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft für die geringst mögliche Zeitspanne umkehrt. Aus der Mannschaftssportart wurde im Zuge der fortschreitenden Formierung und massenhaften Mobilisierung der Gesellschaft zwar tendenziell eine Individualsportart; nach wie vor aber zeichnete der Bankraub allegorisch verdichtet eine Fluchtlinie aus der Gesellschaft vor, die die Kinoindustrie in zahllosen Plots aufgegriffen und vervielfältigt hat. Die Verfolgungsjagd auf die Delinquenten ist beherrschendes Motiv in der Realität wie im Spielfilmformat. Das Thema der Flucht heißt beweglich werden und beweglich bleiben, um der Fabrik und dem Gefängnis, den einschließenden Milieus der Disziplinargesellschaft, zu entkommen.
Einsatz und Verwendung von Fluchtfahrzeugen spiegeln dabei den Grad der Mobilität einer Gesellschaft und die Diversifizierung der vorherrschenden Verkehrsmittel. Entscheidende Kriterien für die Eignung eines Fluchtfahrzeuges sind Schnelligkeit und Wendigkeit und so kristallisieren sich aus der Masse der Automobilproduktion neben dem Ford V-8 noch weitere Gangster-Autos heraus. Der Citroën Traction Avant war bis in die fünfziger Jahre eines der populärsten Fluchtfahrzeuge in Europa: beliebt bei Resistance-Kämpfern wie auch bei Bankräubern. Firmengründer André Citroën war schon früh beeindruckt von den Produktionsmethoden Henry Fords und entwickelte 1934 einen Wagen mit selbsttragender Karosse und Frontantrieb, der seinen Verfolgern weit überlegen war.

Von der Beschleunigung zur Beweglichkeit Auch die in den fünfziger Jahren als die »schnellsten Gangster Deutschlands« bekannte »Jaeger-Korbmacher-Bande« bevorzugte den Traction Avant. Die Räuber frisierten den Wagen mit dem Ziel, immer höhere Fluchtgeschwindigkeiten zu erreichen. Ein anderes gern eingesetztes Gangster-Auto war der Opel Rekord, den findige Mechaniker bis auf acht Zylinder tunen konnten. Die Versicherung, in rasanten Verfolgungsjagden nicht eingeholt werden zu können, dürfte

zumindest zum Teil auch Andreas Baaders Vorliebe für ein Fluchtfahrzeug mit dem schönen Namen »Iso Rivolta« erklären. Auf den Einsatz des als »Ferrari fürs Volk« bekannten Sportwagen verzichtete die »Rote Armee Fraktion« allerdings, als mit wachsender Fahndung Anonymität vorrangig wurde und im Straßenbild leicht auszumachende Fahrzeuge hinderlich waren. In den USA jedoch stand die Abkürzung BMW noch lange Zeit für »Baader-Meinhof-Wagen«, weil sich rumsprach, dass die Kommandos der RAF eine Zeitlang bevorzugt das Modell BMW 2002 kurzschlossen. Bis heute hält sich hartnäckig das Gerücht, nur deswegen sei BMW aus seiner Absatzkrise Ende der 60er Jahre herausgekommen (Huffman).

Mit der fortschreitenden Nivellierung der Automobilproduktion lassen sich kaum mehr spezielle Fluchtfahrzeuge ausmachen. In der Regel dürfte es nun darauf angekommen sein, daß der Verbreitungsgrad des Wagens in einen brauchbaren Verhältnis zur Motorenleistung stand, was auch bei vielen Fahrzeugtypen der Fall war.

Schlagzeilen macht der zwischenzeitlich zum Volkssport gewordene Banküberfall nur noch, wenn mit einer gescheiterten Flucht eine dramatische Zuspitzung erfolgt oder im Verlauf der Flucht originelle Momente ausgemacht werden können. Bankräubern gelingt es Medienberichten zufolge heutzutage auf verschiedensten Fortbewegungsmitteln zu entkommen: Skateboards, Rollschuhe, Krücken und Rollstühle, Damen- wie Herrenfahrräder. Zu Lande, zu Wasser und – in der Luft: Anfang 1997 zwang ein Bankräuber nach vorheriger Terminvereinbarung den Direktor eines Offenburger Geldinstitutes mit vorgehaltener Pistole zur Öffnung des Banktresors im Keller des mehrstöckigen Gebäudes. Anschließend zerrte er den Direktor auf das Dach des Bankhauses und verständigte per Mobiltelefon einen Komplizen, der kurz zuvor einen Hubschrauber entführt hatte. Weil sich in der unmittelbaren Nachbarschaft ein Krankenhaus befindet, fiel die Helikopterlandung auf dem Flachdach niemandem auf. Die Bankräuber lassen die Geisel zurück und entschwinden unterhalb der Radarüberwachung in den Lüften, von wo aus sie wiederum per Handtelefon eine weitere Komplizin, die ein zweites – konventionelles – Fluchtfahrzeug steuert, verständigen. Hubschrauber und Pilot werden zurückgelassen, die Polizei wird mit einem fingierten Anruf auf eine falsche Fährte gesetzt, und die Räuber fliehen in einem knallroten Geländewagen – offenbar aber ein zu auffälliges Fluchtfahrzeug, das von Passanten bemerkt wird, weil es stark beschleunigt und sich die Insassen hektisch umziehen (Rienhardt 1998, 54f). Wie meist, wenn der Fluchtweg nicht bis in die letzte Konsequenz durchdacht ist, steht die Verhaftung am Ende eines ansonsten laut Bild »filmreifen« Szenarios.

Die besondere Beziehung zwischen Banküberfall, Fluchtfahrzeug und Medienapparat funktioniert aber auch in umgekehrter Richtung, und die Koketterie mit dem Tabubruch Bankraub kann erstaunliche Formen annehmen: In der Schweiz, dem Stammland des Bankgewerbes, schaltete der Automobilkonzern Mazda nur zwei Tage nach dem größten Postraub aller Zeiten eine aufsehenerregende Anzeigenkampagne: »Liebe Posträuber, im Mazda E

2000 hätten sogar 70 Millionen Franken Platz gehabt.« Das Inserat spielte auf die in den Augen vieler offenbar bedauerliche Tatsache an, daß die Räuber wegen des begrenzten Laderaumes ihres Fluchtfahrzeuges drei der acht Geldkisten ungeraubt zurücklassen mußten (→ Schönberger/Lotto und Bankraub). Etwas weniger direkt versucht Renault in einem TV-Werbespot auf die besonderen Eigenschaften eines Kleintransporters aufmerksam zu machen. Weil der Wagen unvermuteterweise durch Seitentüren an beiden Fahrzeugseiten zu beladen ist, werfen die Bankräuber ihren Beutesack quer durch das Fluchtfahrzeug hindurch, geradewegs in die Arme eines Bettlers. Die Neuartigkeit des Gefährtes wird an das populäre Robin Hood-Motiv gekoppelt: Den Reichen nehmen, um es den Armen zu geben.

Beispiele, die aber auch als Indikatoren für ein langsames Schwinden der Symbolkraft von Banküberfällen herhalten könnten. Mit der Krise des Fordismus ist auch der klassische Bankraub mit anschließender Fahrzeugflucht als soziales Paradedelikt in Gefahr, zur Nostalgie zu verkommen. Neuartige erweiterte Kontrolltechniken sowie Überwachungsnetze, die in Echtzeit operieren, transformieren die modernen Disziplinargesellschaften in Kontrollgesellschaften (Deleuze 1993) und lassen Banküberfälle wie Relikte einer vergangenen Epoche erscheinen. Angesichts globalisierter Polizeiarbeit und einer internationalen Kooperation bei der Zielfahndung, die die durchaus realistische Drohung ausspricht, einmal identifizierten Tätern überall auf der Welt habhaft werden zu können, hat ein Banküberfall den Charme eines Himmelfahrtskommandos. Die ausgetretenen Fluchtwege aus der kapitalistischen Gesellschaft wirken blockiert oder perspektivlos, weil das physikalische Entkommen in ein alternatives Territorium immer undenkbarer wird. Gleichzeitig verliert der Fetisch Bargeld an Bedeutung: Anstelle der Fixierung auf das Eigentum geht es in den postmodernen Ökonomien schon um den bloßen »Access« zu Eigentum und Lebensmöglichkeiten, also die Zugangsberechtigung. Und diese gebiert neue Archetypen sozialer Delinquenz wie den »Hacker« oder den »Schlepper«, welche völlig neuartige Fluchtlinien und Fluchttechniken entwickeln müssen.

Quellen & Literatur

Cäsar, Franz: Der Überfall auf Geldinstitute. Eine kriminologische Untersuchung (Kriminologie Abhandlungen, Neue Folge, Bd. 11). Wien u.a. 1975.

Deleuze, Gilles: Postskriptum über die Kontrollgesellschaften. In: Deleuze, Gilles: Unterhandlungen. 1972-1990. Frankfurt/Main 1993, S. 254-262.

Die Welt des Verbrechens. Bibliothek erstaunlicher Fakten und Phänomene. Amsterdam 1992.

Gwynne, S.C./Hylton, Hilary: Bloodshed in the banks. In: Time Magazine, 31.3.1997.

Gyllenhak, Ulf : La Bande à Bonnet. In: Schwarzer Faden 33/1989. Wieder abgedruckt in: Clark, Florenci/Gedard, Christian: Viel Blut für teures Geld. Berlin 1990.

Helmer, William: Public Enemies: America's Criminal Past, 1919-1940. New York 1998.

Huffmann, Richard: This is Baader-Meinhof. In: http://www.baader-meinhof.com/terminology/terms/bmw.html.

Reed, David: The Circumstantial & the Evident. In: Jungle World Nr. 5, 27.1.1999.

Rienhardt, Joachim: Der Coup. In: Stern 22.1.1998.

Schubert, Dieter: Phänomenologie des Bankraubs. In: Gleißner, Gerhard/Lorenz, Wolfram/May, Volker/Schubert, Dieter (Hg.): Bankraub in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Bd. 1 (Kriminologie. Abhandlungen über abweigiges Sozialverhalten, Nr. 7). Stuttgart 1972, S. 7-106.

Steele, Sean P: Heists: Swindles, Stickups, and Robberies that shocked the World. New York 1995.

90



Liebe Posträuber, im Mazda E 2000 hätten sogar 70 Millionen Franken Platz gehabt.

mazda

90 Zürcher Postraub inspiriert Mazda-Werbung (1997)



91

Bytes statt Banknoten – die Zukunft des Bankraubs

David Rosenthal

Francis Buhay wohnte zwar im Computermekka Silicon Valley. Für seinen Banküberfall im Sommer 1996 wählte er allerdings die traditionelle Methode: Mit einer abgesägten Schrotflinte versuchte er mit einem Komplizen, einige Tausend Dollar von einer Bank im kalifornischen Städtchen Sunnyvale zu erbeuten. Der Coup ging schief, sein Komplize wurde noch am selben Tag gefaßt und Buhay flüchtete, so die Vermutung, auf die Philippinen.

Inzwischen hat der dreifache Bankräuber (Jahrgang 1974) die Vorzüge des Internets erkannt. Als Buhay ein Jahr später in einer TV-Verbrechersendung mit Fahndungsbild erschien, griff er in die Tasten und sandte der Redaktion eine E-mail mit wüsten Beschimpfungen – und das war ein Novum: »Have a nice day and come and get me if you can find me«, schrieb er zum Schluß – »Ich wünsche einen schönen Tag, und holt mich doch, falls ihr mich finden könnt.« Sie konnten es nicht. Die E-mail vermochte die Polizei zwar zurückzuverfolgen, aber nur bis in die Bibliothek der Universität von Tennessee.

Vielleicht sollte Buhay für seine Machenschaften künftig ganz auf den Computer und das Internet umsatteln. Die Vorteile sind zahlreich: Es kann aus der Distanz operiert werden, die Spuren lassen sich besser verwischen und es gibt garantiert keine lästigen Überwachungskameras, deren Bilder später landesweit über die Bildschirme flimmern könnten. Vielleicht merken die

betroffenen Geldinstitute oder deren Kunden nicht einmal, daß sie ausgeraubt wurden.
Der größte Vorteil des Computergebrauchs wird allerdings erst mit dem Studium der Statistik deutlich: Der digitale Bankraub lohnt sich, zumindest im Vergleich zur eingangs erwähnten Brachialmethode mit der abgesägten Schrotflinte. Während ein traditioneller Bankräuber im Schnitt 14.000 Dollar erzielt, ist die Beute der Computerganoven mit durchschnittlich zwei Millionen Dollar um ein Vielfaches höher. Ob die Angaben eines amerikanischen Verbands der Betrugsuntersuchungsfachleute stimmen, läßt sich zwar nicht nachprüfen. Doch Zahlen dieser Größenordnung sind in Expertenkreisen kaum bestritten – oder werden sogar als eher untertrieben bezeichnet.

Geringere Strafen Das hat natürlich Konsequenzen und wird – über die Zeit hinweg – die Figur des Bankräubers völlig neu definieren. Den traditionellen Bankräuber wird es zwar weiterhin geben, doch es kommen neue, sozusagen virtuelle Formen hinzu. Wer eine Million Dollar stehlen will, der solle einen Computer gebrauchen, riet denn auch jüngst ein offenherziger US-Kriminalistikprofessor in einem Zeitungsartikel. Die Beute sei größer, kleiner dagegen die Gefahr, geschnappt zu werden – und wenn dies doch geschehe, dann werde die Strafe ohnehin geringer ausfallen als ohne Computer. Denn Gewalt, aufgesprengte Tresore oder abgesägte Schrotflinten benötigt der Bankräuber im Cyberspace grundsätzlich nicht: Seine Methode besteht darin, gar nicht bemerkt zu werden. 219
Verschoben werden nur einige Bits und Bytes, und vielleicht auch einige Daten gelöscht. Das mag zwar einen enorm hohen Schaden verursachen und ist in den industrialisierten Ländern natürlich auch strafbar. Doch während ein Computerbetrüger zum Beispiel in der Schweiz zu maximal fünf Jahren verurteilt werden darf, begeht selbst der behutsamste Bankräuber, der eine Waffe gegen eine Person richtet, einen »Raub« und muß mit der doppelten Freiheitsstrafe rechnen. Anders ist das allerdings in China: Dort wurden Bank-Hacker bereits zum Tode verurteilt. Ihre Beute: Weniger als 50.000 Dollar.
Doch um Computer-Bankräuber hinter Gitter bringen zu können, müssen sie zuerst gefaßt werden, und das ist keineswegs so einfach. Zwar hinterlassen Computertransaktionen und dementsprechend Computereinbrüche Spuren. Das weltweite Datennetz Internet ist einer der am besten überwachten Kommunikationswege: Fast jeder Rechner an einem Knotenpunkt protokolliert, was seine Pforten passiert. Jeder Computer im Netz hat seine eigene Netzwerkadresse, über die er weltweit identifiziert und

91 Die besten Hacker führen arglose Mitarbeiter hinters Licht

lokalisiert werden kann. Die Sache hat nur drei Haken: Erstens sind diese Protokolle nicht gut gesichert, was bedeutet, daß clevere Hacker ihre Spuren verwischen und falsche Fährten legen können. Zweitens ist der Zugang zum Internet heute nicht kontrolliert: Buhay, unser altmodische Bankräuber, hätte über die Bibliothekscomputer nicht nur E-mails versenden können, sondern – mit dem nötigen Know-how – theoretisch auch in eine Bank eindringen können. Der (ausgebliebene) Fahndungserfolg wäre, was den Computer als Tatwerkzeug betrifft, wohl derselbe gewesen. Drittens, schließlich, müssen die Behörden nicht mehr nur die Logfiles einer Telefongesellschaft oder eines Providers durchforsten, um ihre Spuren zu sichern. Oft nutzt der Hacker auf einem Beutezug durchs Netz verschiedenste Organisationen, Netze und Computersysteme. Diese liegen wiederum oft in verschiedenen Zeitzonen und Ländern. Schon letzteres genügt, um die Ermittlungen massiv zu erschweren: Die Polizei muß an der Grenze Halt machen, der Cyberbankräuber nicht. Reagieren und kooperieren die Behörden in grenzüberschreitenden Fällen nicht sehr rasch, sind bis zur Behandlung der diversen Rechtshilfe- und Auskunftsgesuche die Logfiles und anderen Spuren oft schon weg. Und immer mehr Anbieter bewerben ihre Dienste im Internet heute damit, ihre Logfiles gar nicht erst zu speichern, sondern sofort zu löschen.

Völlig gebunden sind die Hände den Strafverfolgungsbehörden trotz allem nicht. Zwar gehen Experten inzwischen von einer hohen Dunkelziffer aus; die Rede ist von Beutesummen von insgesamt mehreren Milliarden Dollar. Dennoch gehen den Behörden immer wieder große und kleine Fische ins Netz. Auch Computerbankräuber machen Fehler und sind oft alles andere als perfekte Verbrecher. So sind Internet-Cafés zwar ideale Orte für anonymes Surfen, doch wer mit der Kreditkarte bezahlt, wie in einigen Fällen geschehen, legt eine dicke Spur, wenn auch außerhalb des Internets.

Kevin Mitnick, einst der meistgesuchte Hacker in den USA, leitete auf seiner Flucht seine staatlichen Verfolger zwar regelmäßig in die Irre, indem er über fremde Anschlüsse telefonierte oder Gespräche der ihn suchenden FBI-Beamten abhörte und sich anderer Tricks bediente. Doch eben diese Technik – und wohl der Glaube, dank seiner Computer-Tricks allmächtig zu sein – wurde ihm letztlich zum Verhängnis: Er wollte sich mit einem US-Sicherheitsexperten messen, der dann allerdings ihn, Mitnick, in die Falle laufen ließ und überführte. Anhand seines Mobiltelefons konnte der Hacker während einer Aktion geortet werden. Im Februar 1995 wurde er in den USA in seinem Versteck verhaftet, später verurteilt und nach Verbüßung seiner Gefängnisstrafe inzwischen wieder auf freien Fuß gesetzt, freilich mit einem strikten mehrjährigen Computerverbot.

Gierige Hacker Oft ist es allerdings die Gier, die die Cyberbankräuber in die Falle tappen läßt. Der Bankraub per Computer ähnelt oft eher einer Veruntreuung als einem Raub: Er erfolgt häufig nicht mit einem Paukenschlag, bei dem die gesamte Beutesumme auf ein Mal transferiert wird, sondern zeitlich gestreckt und in kleineren, weniger auffälligen Stücken. Doch wo das pro-

blemlos zu klappen scheint, kommen, angespornt durch den offenkundigen Erfolg und die scheinbare Leichtigkeit der Tat, viele Täter erst auf den Geschmack – und werden gierig: Immer mehr muß es sein. Wer eine Bank elektronisch ausrauben will, ist jedoch darauf angewiesen, unerkannt zu bleiben. Und je länger ein solcher Raubzug andauert und je höher die Summen dabei werden, desto größer ist auch die Gefahr, entdeckt zu werden.

Dann aber wird es sehr gefährlich: Hat das Opfer erst einmal bemerkt, was vor sich geht und ist es erfahren genug, richtig zu reagieren, kann es den Spieß leicht umdrehen: Die Distanz, die den Hacker in Sicherheit wiegen läßt, wird zur Falle für ihn. Im Gegensatz zum traditionellen Bank wird er im Internet weder einen Alarm oder Sirenen hören, noch einen anderen Hinweis auf seine Jäger vernehmen. Er wird sich selbst dann noch sicher fühlen, wenn er digital vollständig eingekreist ist. Das war auch im Fall Mitnick so, wo das FBI vor seiner Verhaftung vorsichtshalber eine absolute Mobilfunksperre unter den Beamten anordnete.

Mitnick ist kein Einzelfall. Sein Verlangen nach immer mehr Geld wurde auch Vladimir Leonidovich Levin zum Verhängnis. Im Februar 1998 wurde der damals 30jährige russische Computerhacker in den USA zu drei Jahren Gefängnis und einer Buße von über 240.000 Dollar verurteilt. Er ist der bisher ungekrönte Rekordhalter unter den Bankräubern des Computer- und Internet-Zeitalters: Mit Komplizen knackte er das Cash-Management-System der amerikanischen Citicorp-Bank – ein System, das täglich 500 Milliarden Dollar transferierte. 40 Mal drang er in die Hochsicherheitscomputer ein. Es hätte der größte Bankraub der Geschichte werden können. 221

Levin und seinen Kollegen gelang es, innerhalb von fünf Monaten zwölf Millionen Dollar von Citicorp-Großkunden auf verschiedene eigene Konten auf der ganzen Welt zu überweisen. Der Russe dirigierte die Citicorp-Computer über Telefonverbindungen vom russischen St. Petersburg aus. Weil er für den Zugriff Geheimcodes von Bankpartnern und Großkunden benutzte, wurde die Hilfe eines Insiders vermutet. Um nicht aufzufallen, führte Levin Transaktionen in banküblichen Größenordnungen während den Geschäftszeiten durch. So merkten Mitarbeiter der Banken erst nach Monaten, was da in ihren Computern ablief. 400.000 Dollar hatte die Bande schon abheben können. Dann aber packten die Behörden einen nach dem anderen, meist beim Versuch, Geld abzuheben. Levin machte allerdings noch weiter, als schon mehrere seiner Komplizen geschnappt worden waren. Er fühlte sich offenbar sicher. Doch als er nach England reiste, wurde auch er geschnappt.

Daß Levin ein Einzelfall bleiben wird, ist kaum anzunehmen. Doch sind der Computer und das Internet wirklich die Werkzeuge des Bankräubers der Zukunft? Vieles spricht dafür, und zwar keineswegs nur die bereits erwähnten Vorteile eines digitalen Bankraubs gegenüber der traditionellen Methode. Ein wesentlicher, weniger offenkundiger Faktor ist auch der Wandel in der Finanzwelt an sich. So scheint es nur folgerichtig zu sein, daß Bankräuber, wollen sie erfolgreich bleiben, den Computer als Instrument immer stärker nutzen müssen, da auch die Banken die Verwahrung ihrer Kundengelder komplett dem Computer anvertraut haben.

Roger Knobelspiess

Überfälle
»auf der Flucht vor Justizirrtümern«

Kees Stad

Roger Knobelspiess gilt innerhalb der französischen Linken als das Opfer einer bürgerlichen Klassenjustiz, die ihn für Überfälle verurteilte, die er in Wirklichkeit nicht begangen hat. Sein ganzes Leben war und ist davon geprägt, daß im Kapitalismus abweichendes Verhalten zur Bestätigung der Norm benötigt und immer neu produziert wird.

1972 wurde der damals 26jährige Roger Knobelspiess wegen eines Überfalls auf eine Tankstelle, bei dem 800 Francs erbeutet wurden, zu einer Gefängnisstrafe von 15 Jahren verurteilt. Er beteuerte immer wieder seine Unschuld, worauf auch viele Indizien hinwiesen. Aber es nützte ihm nichts. Einmal in Haft, begann Roger Knobelspiess sich gegen die Haftbedingungen in französischen Gefängnissen zur Wehr zu setzen. Er schrieb zahlreiche Texte, Drehbücher und Bücher, und wurde auf diese Weise ein cause célèbre.

Kein Geringerer als Michel Foucault schrieb das Vorwort für sein Buch »QHS – Der langsame Tod«. QHS steht für »Quartier de Haute Securité«, vergleichbar mit den Hochsicherheitstrakten in Deutschlands Gefängnissen, in deren extra gesicherten Einrichtungen er acht Jahre größtenteils isoliert zubringen mußte. »Das Auftauchen von Chef A... macht mir sofort klar, wo ich landen werde: QHS. Ich wußte, daß sie es nicht sehr schätzen würden, daß ich schreibe. Aber daß mir das die Rückkehr in den QHS verschaffen würde, habe ich nicht gedacht ...« Knobelspiess muß nicht wegen seiner Überfalle hinter Gittern, sondern weil er wie kein anderer das Knastsystem als Ganzes bekämpft und delegitimiert hatte. Die linke Intelligenz unterstützte den gefangenen Schriftsteller. Nach sieben Jahren bekam er 1976 probeweise Hafturlaub und kehrte nicht mehr in das Gefängnis zurück. Vier Monate später wurde er erneut festgenommen und der Beteiligung an einigen Überfällen beschuldigt, die in diesem Zeitraum stattgefunden hatten.

Als François Mitterand 1981 die Präsidentschaftswahlen gewann, wurde unter anderem Roger Knobelspiess amnestiert. Die französische Justiz und die Polizei erklärten bei seiner Freilassung allerdings unmißverständlich, daß sie ihn »schon noch kriegen würden«. 1983 war es dann so weit: Knobelspiess wird abermals festgenommen. Er soll an dem Überfall auf einen Geldtransporter beteiligt gewesen sein, bei dem sich die Räuber als Polizeibeamte verkleidet und einen entsprechend getarnten Polizeiauto eingesetzt hatten. Wieder



92

92 Mit dem QHS »schafft man ... den berühmten Ersatz für die Todesstafe.« (Michel Foucault)
93 Knobelspiess kurz nach seiner Verhaftung (1983)

mangelte es an Beweisen. Er wurde im Juni 1986 freigesprochen. Doch inzwischen wandten sich viele seiner linken Sympathisanten von ihm ab. Foucault war einer der wenigen, der diese Abkehr heftig anprangerte: »Ihr, die in einem Gefängnis eine ›gute Erziehungsanstalt‹ seht, seid die Gefährlichsten.«
Noch im September 1986 war Knobelspiess wieder fällig. Er soll an einer mysteriösen Schießerei mit der Polizei, bei der es keine Verwundeten gab und keine Patronen oder Kugeln gefunden wurden, beteiligt gewesen sein. Die Justiz verurteilte ihn in Abwesenheit zu sieben Jahren Haft. Am 6. April 1987, kurz nachdem zwei Männer eine Bank bei Perpignan überfallen hatten, wurde Knobelspiess erneut verhaftet: »Ich habe kein Blut vergossen«, sagte er aus. »In meinem Leben habe ich drei Überfälle begangen, alle auf der Flucht vor Justizirrtümern.« Diesmal lautete das Urteil neun Jahre Knast.



In den neunziger Jahren wird Knobelspiess freigelassen. Er ist eine Berühmtheit, schreibt, tritt in Spielfilmen auf und lancierte sogar eine eigene Juwelenschmuckkollektion. Und er engagiert sich weiterhin gegen das Gefängnissystem. Im Mai 1999 wurde er abermals festgenommen, als er sich zusammen mit einem bekannten ehemaligen »Lebenslänglichen«, George Courtois, am Zaun eines Gerichtgebäudes ankettete. Sie fordern, daß Karim Khalki, ein Komplize von Courtois, der 1988 zu 20 Jahren verurteilt wurde, auf Bewährung freigelassen wird.
Roger Knobelspiess hat insgesamt 28 Jahre im Gefängnis gesessen. Er lebt heute in Tonnerrois (Yonne), wo er alte Autos repariert.

Quellen & Literatur: Knobelspiess, Roger: OHS – Der Langsame Tod. Vorwort von Michel Foucault. Stuttgart 1984; Knobelspiess, Roger: L'acharnement. Paris 1980; Knobelspiess, Roger: Voleur de Poules. Paris 1999.



Hinzu kommt, daß auch die Kundschaft ihren Geldverkehr zusehends über Chipkarten, Computernetze oder ähnlich virtuelle Welten verlagert, in denen die Banknote definitiv ausgedient hat. Wo aber keine Banknoten gebraucht werden, dort wird auch ein Panzerknacker keinen Erfolg haben. An diesem Punkt ist die Finanzwelt zwar noch lange nicht angelangt, doch der Trend ist klar: Daß die Zahl der Bankfilialen nicht zu- sondern abnimmt, ist nur ein Indiz dafür. Das enorme Wachstum der Umsätze im Internet- und Telefonbanking ist ein weiteres.

Märkte verändern sich Doch diese Erklärung für die große Zukunft des digitalen Bankraubs wäre alleine zu simpel. Die zentralen Computersysteme der Banken sind in Tat und Wahrheit fast immer sehr gut vor digitalen Internet-Dieben geschützt. Es gibt zwei andere, viel größere Gefahren, mit der sich letztlich auch die steigenden Zahlen der Computer-Bankräuber erklären lassen: Es ist dies die stark gestiegene Komplexität und Geschwindigkeit von Bankgeschäften und es ist die zunehmende Öffnung des gesamten Finanzverwaltungs- und Transaktionssystems.

Komplexität und Geschwindigkeit begünstigen natürlich in erster Linie Insider, die das System kennen und an entscheidenden, schwachen Stellen angreifen können: So hat der Computereinsatz zum Beispiel derivative Finanzmarktinstrumente wie etwa Optionen oder Futures möglich gemacht, die sich von Hand kaum mehr nachvollziehen, geschweige denn bewältigen lassen. Das eröffnet aber nicht nur neue Geschäftsfelder für Finanzinstitute.

Es eröffnet ebenso gewieften Finanzbetrügern ein breites Spielfeld. Daß in manchen Finanzinstituten effektive Systeme zur Kontrolle der »Deals« und ihrer Risiken fehlen, macht es einem betrügerischen Mitarbeiter nur noch einfacher, das System zu seinen Gunsten zu nutzen. Die Statistik spricht eine ähnliche Sprache: Die Gefahr durch externe Hacker hat durch das Internet zwar zugenommen, doch sind in den meisten (erfolgreichen) Fällen Missetäter mit betriebsinternem Know-how am Werk gewesen.

Ein ebenso großes Risiko stellt die Öffnung der Finanzsysteme dar. So ist es eine Folge der internationalen Vernetzung, daß Banken immer häufiger auch ihre Kunden in ihre Systeme einbinden. Kaum mehr ein Geldinstitut kann es sich heute leisten, kein Internet-Banking anzubieten. Das hat auch für die Anbieter viele Vorteile: Die Kunden programmieren ihre Zahlungsaufträge und Börsengeschäfte nunmehr selbst in die Computer der Bank ein und ersparen der Bank dadurch viele Kosten. Doch damit die Kunden überhaupt zugreifen können, müssen die virtuellen Mauern um die Computer zur Abwehr von Hackern zumindest teilweise reduziert werden – und zwar um so mehr, je breiter der Kundenkreis angelegt wird.

Die Bankencomputer mögen zwar weiterhin bestens vor Hackern geschützt sein. Auch die Übertragungswege lassen sich mit Mitteln der Verschlüsselung relativ gut sichern. Sind es aber auch all die PC und Notebooks der Kunden, auf denen all die Transaktionsaufträge erfaßt und ausgelöst werden? Sie sind es oftmals nicht; zumindest liegt ihre Sicherheit zu einem großen Stück

in der Hand unbedarfter Kunden. Da nutzt ein noch so gut gesicherter Computer der Bank genauso wenig wie eine abhörsichere Verbindung: Ein Hakker braucht lediglich in den Rechner eines Bankkunden einzudringen und dort die Zahlungsaufträge vor dem Versand an die Bank zu seinen Gunsten anzupassen. Daß dies möglich ist, haben Hacker bereits bewiesen – in Vorführungen zwar nur, aber damit nicht minder realistisch und eindrucksvoll.

Die Einbindung der Kunden ist nicht das einzige Risiko. Immer häufiger werden Finanztransaktionen auch von an sich branchenfremden Unternehmen durchgeführt. Im Zeichen des »Electronic Commerce« und »E-Business« bieten neben den Banken inzwischen auch Internet-Provider, Händler aller Art, Softwarefirmen, Börsenbroker und andere Betriebe Dienstleistungen an, in denen irgendwelche Finanztransaktionen getätigt, vermittelt oder verarbeitet werden. Das hat nicht nur zu einem immer stärkeren Konkurrenzdruck auf traditionelle Banken geführt, sondern läßt ernsthaft befürchten, daß auch das allgemeine Sicherheitsniveau sinkt: Der harte Wettbewerb um die Dollars der Kunden rückt Aspekte wie Effizienz und Benutzerbequemlichkeit in den Vordergrund, während Sicherheitsfragen bei vielen der neuen, auch unerfahrenen Anbieter eine im Eifer des Gefechts mitunter zweitrangige Stellung zukommt. Manche Internet-Händler haben zum Beispiel die Datenbanken, in denen sie die Daten ihrer Kunden speichern, nur ungenügend geschützt. Hacker finden dort oft Tausende von Kreditkartennummern auf einen Schlag. Da spielt es keine Rolle mehr, ob diese zuvor von den Kunden verschlüsselt übertragen wurden oder nicht. Die Kette reißt am schwächsten Glied.

Das heißt nicht, daß die Sicherheit von Internet-Angeboten grundsätzlich schlecht ist. Doch die Zeiten ändern sich: Die Banken können sich nicht mehr in ihrer eigenen, geschlossenen und dadurch gut zu schützenden Welt verschließen. Sie müssen sich öffnen. So entsteht ein Markt für Finanztransaktionen unter Beteiligung vieler neuer Anbieter, in dem zwar sehr viel mehr Wettbewerb herrscht und auch neue Zahlungsmittel wie etwa digitale Münzen möglich werden. Diese Öffnung führt aber auch dazu, daß der Markt immer unübersichtlicher wird. Das wiederum macht es Betrügern und Hackern einfacher, unerkannt zu wirken, Kontrollen zu umgehen und Schwachstellen zu finden. Nicht alle Marktteilnehmer werden mit denselben Sicherheitsstandards operieren. Vernetzt sich ein solches Unternehmen mit anderen Anbietern, kann das auch deren Sicherheitsdispositive schwächen.

So wird sich das Bild des Bankräubers wandeln und facettenreicher werden. Der neue Online-Räuber muß intelligent sein, und nicht mehr fingerfertig oder gewaltbereit. Er wird keine Stahltresore mehr knacken, kein Schalterpersonal mehr mit vorgehaltener Waffe bedrohen. Schon eher wird seine Aufgabe eine Mischung aus Trickdiebstahl und dem Überfall auf einen Geldtransporter sein: Der Bankräuber der Zukunft wird zunächst die Geldkreisläufe der vernetzten Wirtschaft analysieren, die Schwachstellen finden und sie möglichst unbemerkt nutzen. Und natürlich wird er Lücken in der Technik und deren Eigenheiten zu seinen Gunsten zu nutzen wissen – was in

gewissem Sinne freilich auch ein Handwerk ist. Mit anderen Worten: Kommt der virtuelle Geldtransport am Ziel an, ist der Wagen schon ausgeraubt und der Täter über alle Berge.

Der neue Typ Bankräuber wird nicht als Einzelgänger auftreten, er ist auf Informationen von Komplizen angewiesen, auf Personen, die ihm die eine oder andere digitale Tür offenhalten. Er tastet sich zu seiner Beute vor, manchmal spielerisch, manchmal mit kühler Berechnung; auf brachiale Gewalt verzichtet der Cyber-Bankräuber ganz. So sprechen Juristen denn auch nicht mehr von »Raub« oder »Diebstahl«. Der neue Typ Bankräuber ist aus ihrer Warte ein Computerbetrüger. Es wird nicht mehr der Kleinganove in Geldnöten sein, der mal rasch eine Sparkasse überfällt. Eher wird der Online-Räuber seine soziale Basis im Kreis der Intellektuellen haben, am Wirtschaftsleben aktiv beteiligt sein und wohl durchaus auch über ein gutes Auskommen verfügen. Und er wird überzeugt sein, cleverer als das System und all die anderen zu sein – und nicht zuletzt gierig auf mehr Geld.

Entkam ein Bankräuber nach einem Überfall bisher mit einer Tasche voller Geld, so schädigte er damit vor allem die Bank. Die Kunden – und ihre Guthaben – mußten darunter nicht direkt leiden. Das ändert sich nun: Weil die Banküberfälle der Zukunft möglichst unauffällig in laufende Transaktionen und Prozesse des Finanzalltags eingreifen oder solche vortäuschen, sind oft auch einzelne Kunden und ihr Vermögen in der Bank ganz direkt betroffen. Die Täter erfinden Transaktionen in ihrem Namen, mißbrauchen ihre Codes und plündern ihre Konten. Denn die bisherigen Safes und Kassen mit anonymen Notenbündeln gibt es für den Cyberspace-Bankräuber nicht mehr. Seine Beute ist Buchgeld.

Mitarbeiter als schwaches Glied Daß natürlich auch die Gegenseite ihre Abwehr kontinuierlich stärkt, ist nachvollziehbar. Alle Berichte über Sabotageakte und Hackereinbrüche in Finanzsysteme dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich auch die Sicherheitstechnik weiterentwickelt. Im Cyberspace zeichnet nicht mehr eine simple automatische Schalterhallenkamera das Geschehen auf; hier überwachen hochempfindliche und intelligente Analyseprogramme rund um die Uhr den Datenfluß in den Netzen; entdecken sie einen verdächtigen Zugriff, so schlagen sie Alarm. Die Personenschleuse ist im Cyberspace durch mehrfache, in Serie geschaltete »Firewall«-Systeme ersetzt worden, die unautorisierte Zugriff abwehren sollen. Und die Kunden werden in die virtuelle Schalterhalle der Bank nur noch mit einem digitalen Ausweis vorgelassen werden.

Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, die Abwehr der digitalen Räuber sei letztlich eine Frage einer genügend guten Sicherheitstechnik. In vielen Fällen rückt der Mensch als Schwachpunkt ins Zentrum. Sicherlich: Mit den heutigen Sicherheitsmaßnahmen im Online-Banking sind Zahlungsaufträge per Internet (zumindest in der Schweiz) sicherer als der Einsatz eines herkömmlichen Zahlungsauftrags auf Papier.

Die besten Hacker beißen sich aber gar nicht erst an der Sicherheitstechnik

die Zähne aus, sondern führen arglose Mitarbeiter hinters Licht, um an die nötigen Angaben zu gelangen. Das nennt sich »social engineering« und funktioniert bestens. Kevin Mitnick kam auf diese Weise genauso an seine wertvollen Mobiltelefoncodes wie es ein US-Sicherheitsexperte schaffte, mit Bluffs am Telefon innerhalb von vier Tagen den Zugang zu einem Netzwerk einer Bank zu knacken. Man habe ihm später gesagt, daß er mit den erbeuteten Zugangscodes Transaktionen von bis zu zwei Millionen Dollar hätte tätigen können. Die Bank hätte ein wenig mehr in die Aufklärung ihrer Mitarbeiter als nur in ihre technischen Schutzmaßnahmen investieren sollen. Denn Hacking hat nicht nur mit Technik zu tun.

So werden sich auch in Zukunft trotz einer vernetzten Welt der Computer für Cyber-Bankräuber noch etliche Chancen bieten – einschließlich der Möglichkeit, schlecht geschützte Geldinstitute zu erpressen statt auszurauben, denn zu groß ist die Angst vor dem Imageverlust. Daher wird in der Zeitung wohl auch in der Zukunft nur über jene Banküberfälle zu lesen sein, die auf traditionelle Art begangen wurden, die anderen werden verschwiegen. Das dürfte auch für amtlich genehmigte Banküberfälle gelten. Auch sie sind möglich geworden: Während des Kosovo-Konflikts im Jahre 1999 lagen in den USA dem Vernehmen nach Pläne vor, mit Hilfe von Militär-Hackern die Bankkonten des damaligen Serbenführers und Kriegsgegners aus der Ferne abzuräumen. Aus rechtlichen und politischen Gründen wurde das Vorhaben jedoch abgesagt – für jenes Mal wenigstens.

Quellen & Literatur

Carley, M. William/O'Brian, Timothy: How Citicorp System Was Raided and Funds Moved Around World. In: Wall Street Journal (Europe), 13.9.1995.
Littman, Jonathan: The Fugitive Game: Online With Kevin Mitnick. New York 1997.
McCarthy, Linda: Intranet Security. New Jersey 1998.
Rosenthal, David: Internet – schöne neue Welt? Zürich 1999.
Stoll, Siegfried: Bankraub Online. Feldkirchen 1997.
Taylor, Paul A.: Hackers: Crime in the Digital Sublime. New York 1999.

REGIONALE



TRADITIONEN

229

94

94 Tresoraufbruch (ca. 1930)
95 Überfall auf die Deutsche Bank bei Einführung der DM (1990)

95



Endlich Weltniveau – Bankraub in der DDR vor und nach 1989

Martin Jung

»Der sozialistischen Gesellschaft ist die Kriminalität als gesellschaftsgefährliche und gesellschaftswidrige Erscheinung wesensfremd und feindlich. Die Entwicklung in der DDR hat gezeigt, daß es die Arbeiterklasse unter Führung ihrer marxistisch-leninistischen Partei im Bündnis mit den anderen werktätigen Schichten verstanden hat, die Kriminalität weitgehendst zurückzudrängen ... Bestimmte, dem kapitalistisch-imperialistischen Gesellschaftssystem eigene Deliktskategorien existieren in der DDR nicht mehr (so z.B. solche dem kapitalistischen System entspringende Kriminalität wie Münz- und Bankrottdelikte, gewerbsmäßige Hehlerei, Rauschgifthandel, Bankraub u.a.)« (Gewalt- und Sexualkriminalität 1970, 7, 20ff., 95, 100ff.).

Dies floß 1970 aus der Feder eines Autorenkollektivs unter der Leitung von Wilfried Friebel, Professor an der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft »Walter Ulbricht« in Potsdam-Babelsberg.[1]

Daß es im ›Sozialismus‹ überhaupt noch Kriminalität gab, war ein heikles Thema, und die Kriminologie in der DDR tat sich schwer damit, es zu erklären. Als die Kriminalität in den siebziger Jahren deutlich anstieg, fehlten im Statistischen Jahrbuch der DDR einige Jahre lang die Kriminalitätszahlen (Freiburg 1981, 60f.; Rode 1996; Sozialistische Kriminologie 1971, 94, 174-226).

Banküberfälle scheint es jedoch in der DDR bis 1989 tatsächlich nicht gege-

Anders als in der DDR wirkte sich der Zusammenbruch des »sozialistischen« Systems in Jugoslawien aus: Dort hatte es in den siebziger und achtziger Jahren Fälle von Bankraub gegeben, denn im Gegensatz zur DDR gab es Reisefreiheit, privaten Waffenbesitz, Wohneigentum und eine konvertible Währung. Nach der Teilung Jugoslawiens herrschte in Serbien 1993 eine Hyperinflation von 20 Prozent pro Tag, was unter anderem durch das Handelsembargo bedingt war. Anfang Juli 1993 war der größte Denar-Schein (zehn Millionen Denar) rund zwei Mark wert. Unter solchen Bedingungen hatte Bankraub keinen Zweck. Dafür lohnte sich nun ein Bankraub von oben: Die Jugoskandik-Bank gewährte auf Devisenkonten Zinsen bis 400 Prozent. Nach dem Kettenbrief-Prinzip konnten die Zinsen zunächst aus den neuen Einlagen bezahlt werden. Als das Wachstum der Einlagen nachließ, brach das System zusammen und Bankdirektor Jezdimir Vasiljevic setzte sich mit fast 250 Millionen Dollar nach Israel ab (Pflüger/Jung 1994, 67ff., 81f.). Der gefürchtetste jugoslawische Bankräuber beraubte auch Banken im Ausland: Ab 1974 hat Zeljko Raznatovic zahlreiche Banken in Schweden, Belgien und den Niederlanden überfallen. Im jugoslawischen Krieg wurde er 1992 unter dem Namen »Arkan« Anführer einer serbischen Miliz, die für viele Kriegsverbrechen verantwortlich ist. Kurze Zeit gehörte er dem serbischen Parlament an. Am 16. Januar 2000 wurde er in Belgrad von Unbekannten ermordet.

Bankraub von oben

Literatur
Pflüger, Tobias/Jung, Martin: Krieg in Jugoslawien. Tübingen 1994.

ben zu haben. »Diese – im Vergleich zu den westdeutschen Verhältnissen – ›kriminalpolitische Idylle‹ hat DDR-spezifische Voraussetzungen wie das staatliche Waffenmonopol, über die man auch in der Bundesrepublik einmal nachdenken sollte, und andere wie etwa die geschlossene Grenze, über die in nicht-sozialistischen Staaten nicht zu diskutieren ist« (Freiburg 1981, 163; Friedrich-Ebert-Stiftung 1977, 9f.). Neben dieser sicherlich richtigen Analyse von Arnold Freiburg sind weitere Faktoren denkbar: Privates Eigentum an Immobilien war selten, die Mietpreise billig; es war also einerseits kaum denkbar, mit dem erbeuteten Geld Wohneigentum zu finanzieren, andererseits entfiel das Motiv hoffnungsloser Überschuldung von Häuslebauern (→ Hammermörder). Auch den nach unserer Ansicht wesentlichsten Gesichtspunkt hat Freiburg unerwähnt gelassen: Die Wertlosigkeit des Geldes. Die DDR-Mark war nicht konvertibel und das Warenangebot im Inland machte es schwer, größere Geldbeträge auszugeben. Viel Geld zu erbeuten macht wenig Freude, wenn man sich mit ihm keine Träume erfüllen kann. Eine Weltreise kam nicht in Betracht und die Anschaffung großer Mengen sogenannter Luxuswaren aus den Delikat- und Exquisit-Läden wäre vermutlich aufgefallen. Jeder Wessi, der die DDR besucht hat, kennt das Problem: Nach 20 Tagen hatte man per Zwangsumtausch das Geld für die vierzigbändige Lenin-Gesamtausgabe zusammen und danach das Problem, für welche weiteren Anschaffungen man die DDR-Mark verprassen sollte. Jedenfalls war es nicht nur das ›sozialistische‹ System, das Banküberfälle verhinderte, zumal aus anderen Staaten des »realexistierenden Sozialismus« einzelne Banküberfälle bekannt geworden sind.

Dieter Sinn erwähnt im »Großen Verbrecher-Lexikon« einen Banküberfall in Lwow (UdSSR), bei dem eine Kundin und eine Kassiererin durch Schüsse

verletzt wurden. Der 18jährige Sergej Julin wurde 1972 zum Tode verurteilt, seine drei Komplizen zu acht bis zehn Jahren Arbeitslager. »Die als ›Hippies‹ bezeichneten Räuber flüchteten, wurden aber bald gefaßt. Die Lwower ›Hippy‹-Bande soll durch Abhören des Senders ›Stimme Amerikas‹ zu dem Überfall angeregt worden sein. Vor Gericht gestanden die vier, sie hätten mit dem erbeuteten Geld über die sowjetisch-türkische Grenze fliehen und in die USA fliegen wollen, um dort eine berühmte ›Gitarren-Combo‹ zu gründen. Sie wußten aber ebensowenig wie die meisten Sowjetbürger, daß die sowjetische Binnenwährung nicht konvertierbar und nicht transferierbar und damit im Ausland wertlos ist« (Sinn 1984, 206).

In der DDR gab es auch einige Raubüberfälle, die sich jedoch nicht gegen Geldinstitute richteten. Der Generalstaatsanwalt der DDR, Josef Streit, spricht von einzelnen Versuchen, »Gangsterstückchen westlicher Prägung nachzuahmen. In einigen wenigen Fällen probierten Straftäter die Wirkung

Helen Woodsons Geldscheinverbrennung

Wisconsin. Nach wie vor sitzt im US-Bundesstaat Wisconsin eine Frau im Gefängnis wegen einer Tat, von der andere nur zu träumen wagen. Helen Woodson betrat mit einer Spielzeugpistole eine Bank in Chicago und forderte Geld. Sie bekam 25.000 Dollar, die sie auf einen Haufen warf, mit Benzin übergoß und anzündete. Sie verteilte an die erstaunten Zuschauer Flugblätter, in denen sie erklärte, daß der Umweltzerstörung und dem »großen Raffen« ein Ende bereitet werden müsse. Sie wurde verhaftet und zu einer sechzehnjährigen Haftstrafe verurteilt. Dabei mußte Helen Woodson bis vor kurzem wegen einer sogenannten Pflugscharaktion neun Jahre im Gefängnis verbringen. Mit einem Vorschlaghammer hatte sie in Kansas aus religiöser Überzeugung auf ▸▸

einer Maske oder auch einer fingierten Pistole aus, um sich beispielsweise einer Ladenkasse zu bemächtigen. Meist handelte es sich um jüngere Täter, an denen bestimmte Sendungen westlicher Massenmedien oder auch triviale Kriminalliteratur nicht spurlos vorübergegangen sind. Die in der Regel dilettantische Art, westliche Kapitalverbrechen zu kopieren, scheiterte in jedem Fall entweder schon im Versuch oder kurze Zeit nach der Tat« (Streit 1976, 27).[2]

Die Gesamtzahl der Fälle von »Raub und Erpressung« in der DDR wurde in den siebziger Jahren mit rund 500 pro Jahr angegeben (Freiburg 1981, 161; Freiburg 1984, 79f.; Gewalt- und Sexualkriminalität 1970, 92-100) und lag damit pro Kopf der Bevölkerung um etwa 90 Prozent niedriger als in der BRD.[3] Bei der überwiegenden Zahl der Raubüberfälle standen die Täter unter Alkoholeinfluß.[4]

Der wohl erste Banküberfall der DDR ereignete sich am 6. Juli 1990. Zum 1. Juli war die Währungsunion in Kraft getreten. Die Bürger der DDR hatten eine Woche Zeit, ihr Bargeld in D-Mark umzutauschen. Der Räuber, der am Freitag nachmittag die Sparkasse in Herzfelde östlich von Berlin überfiel, ließ sich in der Aufregung altes DDR-Geld andrehen, das eineinhalb Stunden später mit Ablauf der Umtauschfrist zu Altpapier wurde (taz, 20.10.1990).

Nicht alle Bankräuber stellten sich derart dumm an. Im September 1990 wurden in der DDR zwölf Banküberfälle mit einer Gesamtbeute von 319.000 Mark registriert, im Oktober waren es auf dem gleichen – nun fünf neue

blühende Landschaften genannten – Gebiet bereits 23 Überfälle mit einer Beute von 1,8 Millionen Mark. Am erfolgreichsten war ein Überfall auf eine Sparkasse in Leipzig am 18. Oktober 1990: Die beiden bewaffneten Räuber erbeuteten mehr als 700.000 Mark und flüchteten mit einem VW Golf (taz (Ost), 1.11.1990; taz, 20.10.1990).

Nicht nur dieses Fluchtfahrzeug, auch andere Indizien deuteten darauf hin, daß bis auf einige ganz dilettantische Versuche wie den vom 6. Juli fast alle Banküberfälle Teil einer bislang ungekannten Welle von Ausländerkriminalität waren: Für westdeutsche Bankräuber, ausgestattet mit Know-how, mit Waffen sowie mit einem Fluchtfahrzeug mit Viertaktmotor (die Stinkspur eines Zweitakters dürfte ein Polizeihund kilometerweit erschnüffeln können) waren die ostdeutschen Banken ohne Panzerglas, ohne Videoüberwachung und ohne Alarmknopf ein leichtes Spiel. In Brandenburg waren 1990 46 Banken, im Januar 1991 weitere 17 Banken überfallen worden. Nur in zwei der 63 Fälle wurden die Täter gefaßt (Grabowski 1991).

1 Zur Diskussion des Verhältnisses von Sozialismus- und Kriminalität (die jugoslawischen Kriminologen Bavcon, Skaberne und Vodopivec vertraten eine der DDR-Kriminologie widersprechende Auffassung) vgl. Sander (1979, 61-64) u. Sozialistische Kriminologie (1971, 98-110).

2 Zum angenommenen Einfluß westlicher Medien vgl. Gewalt- und Sexualkriminalität (1970, 140f., 172ff., 182ff.).

ein Atomraketensilo eingeschlagen. Für die dadurch entstandenen Dellen hatte sie die US-Justiz zu 17 Jahren Haft verurteilt. Die Gefängnisstrafe wurde immerhin auf neun Jahre reduziert, da sie Mutter von elf zum größten Teil adoptierten und behinderten Kindern ist. Woodson weigerte sich Berufung einzulegen und sagte während ihrerVerhandlung aus, daß sie, wenn sie freikäme, es wieder tun würde. Als sie endlich freikam, hatte sie das Gefühl die zurückbleibenden Gefangenen im Stich zu lassen. Elf Tage später betrat sie besagte Bank ...
Helen Woodson hat zwar kein Interesse an Medienaufmerksamkeit, aber sie erhält gerne Post. Ihre Adresse: Helen Woodson, c/o C. Dixen, 3559 County Highway 6, Wisconsin Dells, WI. 153905, USA. (Kees Stad)

Erfolgreicher als in Brandenburg war die Polizei in Thüringen. Allein im südlichen Landesteil, nahe der Grenze zu Bayern und Hessen, wurden von Oktober 1990 bis Januar 1991 bei 17 Banküberfällen rund 700.000 Mark erbeutet, aber von den 17 Überfällen wurden immerhin sechs aufgeklärt, die Festgenommenen waren ausnahmslos Wessis (Maurer 1991).

3 Vgl. Sander (1979, 43), der sich auf Angaben der BRD-Bundesregierung stützt.

4 Vgl. Gewalt- und Sexualkriminalität (1970, 135), wo der Anteil mit 78,1 Prozent angegeben wird.

Quellen & Literatur

Deckers, Josef: Die Transformation des Bankensystems in der sowjetischen Besatzungszone. DDR von 1945 bis 1952. Berlin 1974.
Freiburg, Arnold: Kriminalität in der DDR. Zur Phänomenologie des abweichenden Verhaltens im sozialistischen deutschen Staat. Opladen 1981.
Freiburg, Arnold: Kriminalität und Kriminalpolitik in der DDR. In: Voigt, Dieter (Hg.): Die Gesellschaft der DDR. Berlin 1984.
Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): Kriminalität, Strafvollzug und Resozialisierung in der DDR. Bonn 1977.
Grabowski, Irina: Konjunktur für Bankräuber. In: taz (Ost), 8.2.1991.
Maurer, Stephan: Wie im Wilden Westen. In: taz (Ost), 19.2.1991.
Rode, Christian: Kriminologie in der DDR. Freiburg 1996.
Sander, Günther: Abweichendes Verhalten in der DDR. Kriminalitätstheorien in einer sozialistischen Gesellschaft. Frankfurt/Main 1979.
Sinn, Dieter: Das große Verbrecher-Lexikon. Herrsching 1984.
Skoda, Herbert: Raubüberfälle auf Banken. Geldinstitute zwischen Rostock und Suhl. In: Kriminalistik 1991, 44ff.
Sozialistische Kriminologie. Ihre theoretische und methodologische Grundlegung. Autorenkollektiv: Buchholz, Erich/Hartmann, Richard/Lekschas, John/Stiller, Gerhard. Berlin (Ost) 1971.
Streit, Josef: Nur ums Strafen geht es nicht. Berlin (Ost) 1976.
Gewalt- und Sexualkriminalität. Erscheinungsformen, Ursachen, Bekämpfung. Autorenkollektiv unter Leitung von Friebel, Wilfried. Berlin (Ost) 1970.





Rußland – Bankraub ohne Perspektive

234 *Kai Ehlers · www.kai-ehlers.de*

»Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?«, fragte Bertolt Brecht vor 70 Jahren (Brecht 1968, 94). Recht hatte er, als er damit die Brutalität der ursprünglichen Akkumulation charakterisierte, jene teils räuberische, teils ausbeuterische Konzentration von Reichtum und Geld zu Kapital, aus welcher der Kapitalismus hervorging. Und was ist die ursprüngliche Akkumulation gegen die nachträgliche Umverteilung? »Was ist ein Dietrich gegen eine Aktie?« Diese zweite Frage in der »Dreigroschenoper« dürfen wir nach dem Ende der Sowjetunion ebenso stellen. Über Bankraub im heutigen Rußland, beziehungsweise im ganzen nachsowjetischen Raum zu sprechen, bedeutet darüber zu sprechen, wie die Gemeinschaftsvermögen eines sechsten Teils unseres Globus innerhalb von nur zehn Jahren von öffentlichen in private Hände überführt wurden.

Die »Zone« Wenn ich von den Gemeinschaftsvermögen spreche, spreche ich bewußt im Plural, denn so wie die Sowjetunion – und nach ihrem Muster in unterschiedlichen Maßen auch ihre Vasallen – in Gesellschaft und Gegengesellschaft geteilt war, in eine offizielle, eine staatliche, eine legale, politisch legitimierte und in eine inoffizielle, politische diskriminierte, antistaatliche und kriminelle, so war es auch das Vermögen des Landes: Eine Hälfte war

Bestandteil der staatlichen Machtpyramide, die vor allem über die materiellen Vermögenswerte und Machtmittel verfügte, die andere Hälfte bestand in den Beziehungen und in dem Geld der Schattenwirtschaft, genau besehen ihres kriminellen Teils, also jenes Teils der Gesellschaft, der im russischen Slang »Zone«, im Westen, weniger zutreffend, weil auf italienische Vorbilder verkürzt, ›Mafia‹ genannt wird.

Die russische Gesellschaft ist seit je her in Zentrum und Peripherie, Hof und Dörfer, legale Gesellschaft und nicht legale Gegengesellschaft gespalten, ohne daß die Gegengesellschaft deswegen ihrem Wesen nach kriminell gewesen wäre. Sie war nur der Gegenentwurf zur Moskauer Selbstherrschaft, später der Parteidiktatur, in dem sich die Weite des Landes und die Vielfalt der unterschiedlichen Kulturen ausdrückte, die in Rußland unter einem staatlichen Dach miteinander leben. Mafia, das sind nur die kriminellen Teile dieser Gegengesellschaft, wie die organisierten kriminellen Banden in Rußland. Aber selbstverständlich sind die Übergänge zwischen Gegengesellschaft und Mafia fließend.

»Bei uns gibt es die Gesetze der Zone«, erklärten mir Kenner ihres heimatlichen Milieus, zwei Redakteure der *Literaturnaja Gasjeta* noch vor dem großen Bankenkrach vom August 1998. Sie gehörten 1996 zum Umfeld Ex-General Alexander Lebeds, der sich den Kampf gegen die Mafia zur Lebensaufgabe gemacht hat. »Die Gesetze sind sehr alt«, erklärten die beiden, »sie stammen schon aus den zaristischen Lagern. In der Stalinzeit waren es nahezu fünfzig Millionen Menschen, die als Gefangene leben mußten, nicht nur Kriminelle, überhaupt Feinde der Sowjetmacht. Die Gesetze, mit denen sie überlebten, haben sich auf die ganze Gesellschaft übertragen.« Die Gesetze der Zone seien natürlich keine humanen Gesetze. Aber sie hätten das Flair bekommen, gerechter als die Gesetze und die Ordnung der Partei zu sein: »Eine Art krimineller Romantik entstand.« Auch das sei heute in der Mentalität der russischen Menschen erhalten geblieben. Im Zuge der Liberalisierung nach Stalin sei die Mauer zu der Zone eingebrochen. Angesichts des »schlappen liberalen Staates« von heute sei das Gesetz des Staates nicht zu dem der Zone, sondern das der Zone zu dem des Staates geworden, weil die Zone wesentlich organisierter sei als der Staat, obwohl ihre Gesetze nicht einmal geschrieben seien, sondern einfach nur in den Köpfen der Menschen existierten. »Heute«, so die beiden Redakteure, »herrschen im Geschäftsleben, in dem, was bei uns Demokratie genannt wird, die Gesetze der Zone. Wir leben im Lager.«

Die Zone habe ihre eigenen Gesetze: »Sie hat ihre Hierarchie,

[6] MMM-Fonds-Anteilscheine

sie hat ihre Pflichten. Die Zone ist ja nicht das Gefängnis, wo man sitzt und nichts zu tun hat. Die Zone arbeitet. Dort gibt es schlechte Arbeit, sagen wir, den Wald roden, aber auch Tätigkeiten wie den Bäcker. Um eine Arbeit als Bäcker oder so zu bekommen, mußt du entweder Beziehungen zu höheren Stellen haben oder große Bestechungsgeschenke machen. Gute Arbeit – das ist schon Macht. Wenn du Brot schneidest, kriegt der, von dem Du abhängst, ein großes Stück; die Kanten gibst du dem, der den Wald rodet. Da beginnt schon die Politik, da beginnt schon die Mafia.« Am Besten begreife man, worum es gehe, wenn man sich anschaue, was in der Zeit der Sowjetmacht unter »Obschtschak«, Kasse verstanden worden sei. »Das war so«, erklären sie, »nehmen wir an, wir haben zusammen geklaut, Sie und ich, dann hat man Sie geschnappt und Sie sitzen im Lager, mich haben sie aber nicht geschnappt. Was mache ich? Ich nehme einen Teil des Geldes, das wir zusammen geklaut haben, ich benutze es, um Ihre Familie zu ernähren, Ihre Kinder, Ihnen Freßpakete ins Lager zu schicken. Allmählich hat sich daraus, unabhängig von guten oder schlechten Freunden, eine ganze Organisation entwickelt. Von ihr wurden die Familien derer unterstützt, die im Gefängnis saßen oder im Lager lebten. In der sowjetischen Zeit war es ja auch so, wer im Lager gewesen war, war praktisch vogelfrei. Er bekam auch nach der Entlassung keine Papiere, keine Arbeit, kein Zuhause. Mit dem Geld der Obschtschak wurde ihm ein Überleben ermöglicht; man kaufte dann eine Wohnung, man kaufte Bürokraten, um ihm die nötigen Unterschriften unter Dokumente zu besorgen. Der Staat selbst brachte diese Gegenwelt hervor. Und so wurde ›Obschtschak‹ ein ganzes System; in ihm gab es auch Leitungen, ›Derschateli‹ genannt, die Unterstützer. Das waren die Leute, welche die Kasse verwalteten.«

Beide Seiten, Staat und Zone, existierten lange Jahre nebeneinander in einem organisierten Patt, durch zahllose persönliche und institutionelle Übergänge miteinander verbunden. Die Lager-Verwaltung der OGPU, der staatlichen politischen Sonderverwaltung der Sowjetunion, stützte sich auf die Organisation der »Diebe im Gesetz«. So wurden die organisierten Kriminellen offiziell genannt. In den Lagern stellten sie die Kapos und überwachten die Lagerordnung. Ein entsprechendes Übereinkommen wurde zwischen ihnen und der OGPU im Dekret Nr. 108/65 vom 8. März 1951 fixiert.

»Eines der wichtigsten Prinzipien der kriminellen Welt«, schreiben Alexander Rahr und Phlipp Pachonow (1998), »war die Nichteinmischung in die Politik und das Fernhalten vom öffentlichen Leben. Dieses Prinzip beruhte, wie bereits erwähnt, auf einer stillen Übereinkunft mit den staatlichen Strukturen. Es hatte seinen Ursprung zum Teil aber auch in einer ›kriminellen Romantik‹, die das verklärte Idealbild einer ›kriminellen Bruderschaft‹ hervorbrachte, welche nicht nach den Werten der etablierten Gesellschaft leben wollte. Dieses Prinzip der Nichteinmischung sollte in den achtziger Jahren mit dem schleichenden Zerfall der Sowjetunion in Frage gestellt werden und damit die Transformation der sowjetischen kriminellen Welt zur heutigen ›Russenmafia‹ beschleunigen.«

In den Jahren 1947 bis 1953, so die Autoren weiter, versuchte Stalin, die

Macht der »Diebe im Gesetz« einzuschränken. Er ließ gesonderte Lager, »rote Zonen«, für Verbrecher einrichten, für die die stille Übereinkunft nicht mehr galt. Der Erfolg dieser Maßnahme blieb jedoch aus; auch die »roten Zonen« entwickelten sich zu Schaltzentralen des Verbrechens und der Illegalität, die sich langsam über das ganze Land ausbreiteten. Als in den 80ern die Schwäche des Staates offensichtlich wurde, drohte das Prinzip der Nichteinmischung bei den Vertretern der Zone zu fallen. Die Gegengesellschaft drängte an die Macht. Im Jahre 1982 habe in Tiflis eine »Shodka«, ein Gipfeltreffen der »Diebe im Gesetz« stattgefunden, wo auch die Frage einer Machtergreifung im ganzen Land erörtert worden sei. Man konnte sich jedoch nicht einigen, was zu einer Zersplitterung in »Traditionalisten«, die an den Absprachen mit dem KGB festhalten wollten, und »Modernisten« geführt habe. Angesichts dieser Differenzen zwischen den Führern der Zone versuchte der KGB in den achtziger Jahren noch einmal eine Offensive gegen die organisierte Kriminalität, scheiterte aber an der Korruption des gesamten Staatsapparates, vor allem aber an der Polizei, dem korruptesten Teil. Als der KGB 1991, nach der Auflösung der Sowjetunion, verkleinert wurde, mußten 100.000 Personen gehen. In den neuen kriminellen Strukturen fanden sie Unterschlupf.

Als die Privatisierung einsetzte, beschleunigten sich die Veränderungen in den Beziehungen zwischen Staat und Zone: Die Nomenklatura war auf gute Beziehungen zur Gegengesellschaft, Schattenwirtschaft, Mafia, Zone oder wie immer diese Szene genannt werden mag, also letztlich schlicht auf die Gelder der »Kasse« angewiesen, um sich ihre faktische Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel, Liegenschaften usw. finanziell zu sichern; für die »Kasse« entstand die Notwendigkeit, ihre Gelder, statt wie bis dahin nur verfügbar zu halten, nunmehr profitabel einzusetzen. Gewaltige schwarze Gelder wurden deshalb in den Privatisierungsprozeß eingebracht, in dem Nomenklatura und Schattengesellschaft ununterscheidbar miteinander verschmolzen. Als Beratungsfirmen, als Anlagefonds, als sogenannte Investmentfirmen vom Typ der russischen »MMM«, die 1992 bis 1994 mit betrügerischen Gewinnversprechungen um die Ersparnisse der Klein- und Kleinstanleger warb, zogen sie wie gewaltige Staubsauger, gedeckt, ja nicht nur gedeckt, sondern gefördert durch die Privatisierungspolitik der Regierung, alle frei verfügbaren Geldreserven auf die Konten der neu entstehenden Kapitalgesellschaften und Banken.

»MMM« – die drei Buchstaben sind nur ein Namenskürzel der Betreiber des Fonds – war die größte Schwindelfirma dieser Art. Sie dominierte mit ihren Werbeetats mehrere Jahre die Medien. Kleinere Unternehmen derselben Art schossen in Rußland, ebenso wie in anderen Transformationsländern wie Pilze aus dem Boden. In Albanien demonstrierten noch 1997 Tausende gegen die betrügerischen Machenschaften eines vergleichbaren Fonds namens »Gjallica«, der seinen Anlegern bei seinem Zusammenbruch 600 Millionen Mark schuldete.

Das Ergebnis solcher Machenschaften war die Entstehung eines absolut

»Als ich früher einmal durch St. Gallen fuhr, las ich dort auf einer Mauer ›Freiheit für Walter Stürm‹, und wahrheitsliebend, wie ich nun halt mal bin, bin ich sofort zum nächsten Farbengeschäft gefahren, habe einen Spray gekauft und dann unter die Mauerinschrift gesprayt: ›I bi jo dusse‹ [Ich bin ja draußen].«

Walter Stürm

Einbrecherprofi und »Ausbrecherkönig«

Alain Kessi

Walter Stürm hat in der Schweiz die Phantasie einer ganzen Generation von politisch Kämpfenden angeregt, diente auch als Projektionsfläche, wie er »es denen zeigte«, wenn er wieder einmal aus einem Gefängnis ausbüchste. Verschiedene Anekdoten erinnern an einen Stürm mit Herz und Humor. »Bin Eier suchen gegangen« – das vierwortige Bekennerschreiben zu seinem Ausbruch aus der Strafanstalt Regensdorf kurz vor Ostern 1981 brachte Zehntausende Staatsgeschädigte in der Schweiz und anderswo ins Schwärmen und legitimierte mit Charme antistaatliches Handeln.

Seine ersten Kontakte mit der Justiz Anfang der sechziger Jahre verdankte Walter Stürm seiner Vorliebe für schnelle Wagen, die er sich als gelernter Karosseriespengler auf dem freien Markt nicht leisten konnte. Bei seinen Banküberfällen schaffte sich Stürm den Ruf eines Gentleman-Gangsters, indem er konsequent ohne Gewaltanwendung vorging. Verhaften ließ er sich jeweils widerstandslos. Bei einer seiner Fluchten blieb er zurück, um einem Wärter, den ein Mitflüchtender mit einem Messer verletzt hatte, die Hand zu verbinden.

Zu seinem Ruf, er würde nur reiche Leute bestehlen, meinte er: »Mit Privatpersonen hatte ich nie etwas zu tun. Ich habe bewußt die Anonymität gesucht und vor allem Banken oder Aktiengesellschaften ausgewählt. Ich wollte mich später nicht an ein Gesicht erinnern müssen. Das klingt vielleicht etwas billig, aber so war es wirklich. Es belastete mich einfach weniger.«

Neben seinen Fertigkeiten in Schließtechnik verstand er sich hervorragend auf die Verkleidungskunst und veränderte sein Aussehen nach Belieben. Wohl nur so konnte er ›auf Kurve‹ der Aufmerksamkeit der staatlichen Überwachung entgehen, aber auch derjenigen neugieriger Nachbarn, die vielleicht stolz darauf gewesen wären, den von der Presse zum »Ausbrecherkönig« Geadelten zu verpfeifen.

Bewunderung und Respekt verschaffte sich Walter Stürm in der Linken bereits in den siebziger Jahren

97



97 Walter Stürm-Maske während Solidaritätsdemonstration gegen die Isolationsfolter in Zürich (1987)
98 Achtmal ist Walter Stürm aus dem Gefängnis getürmt

durch seinen Widerstand gegen Isolationshaft, Willkür und persönlichkeitsbrechende Strategien im Strafvollzug. Sein 110-tägiger Hungerstreik Anfang 1987 gegen das Beugeregime der zürcherischen sozialdemokratischen Justizdirektorin Hedi Lang wurde draußen von einer starken Solidaritätskampagne begleitet. Stürm eignete sich außerordentliche rechtliche Kenntnisse an und schrieb gerichtliche Eingaben oft selbst. Der Schweizer Kanton Jura mußte 1991 eine neue Gefängnisverordnung erlassen, nachdem Stürm aufgefallen war, daß die bisherige der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) widersprach. Walter Stürm verfaßte im Verlauf seiner Knastaufenthalte tausende gerichtlicher und behördlicher Beschwerden, in eigener Sache wie auch für Mithäftlinge.

Achtmal insgesamt ist Walter Stürm aus dem Gefängnis getürmt. Über 50 Wohnungen richtete er auf seinen Fluchten ein – um sie oft fluchtartig wieder zu verlassen. Darauf angesprochen, wo er das erbeutete Geld aufbewahre, meinte er: »Dort, wo alle anderen auch: auf der Bank. Nur lauten die Konten nicht auf meinen Namen.« Selber kam er nur bedingt dazu, seinen zeitweiligen Reichtum zu genießen. Dafür wartete er FreundInnen mit Geschenken auf wie einem Doppelliter Chanel No. 5 oder einem Hektoliter Cognac vom Edelsten.



98

Als Walter Stürm am 20. Oktober 1998 zum erstenmal in 29 Jahren – bedingt – aus der Luganeser Strafanstalt La Stampa im Tessin entlassen wurde, mochte er sich ob der neu gefundenen Freiheit nicht freuen, vermied Gespräche über Zukunftspläne. Nach seiner erneuten Verhaftung am 10. März 1999, verdächtigt, die Filiale Horn der Thurgauer Kantonalbank überfallen zu haben, wurde ihm wieder Isolationshaft zugemutet. Er starb am 13. September 1999 in seiner Zelle. Es war sein dritter Selbstmordversuch.

Quellen & Literatur: taz, 21.5.1987; Facts, 13.8.1998; Neue Zürcher Zeitung, 14.9.1999; Weltwoche, 16.9.1999; Briefe von Walter Stürm finden sich in Wochenzeitung (WoZ), 9.2.1990; 18.9.1992 (nachgedruckt 16.9.1999); ein Interview mit ihm in WoZ, 26.3.1993. URL: http://www.savanne.ch/stuerm.html. Da findet sich auch eine ausführlichere, kommentierte Literaturliste.

überhitzten Banksektors, der die Zinsen für die zum Kauf von Unternehmen, Fabriken, Liegenschaften und ganzen Organisationen benötigten Gelder in schwindelnde Höhen trieb. 1996/97 kam es auf diese Weise zu Verzinsungen von unglaublichen 180 Prozent pro Jahr. Die Bevölkerung aber verlor ihre Ersparnisse.

Mehr noch, so wie Investmentfonds Gelder aus der Bevölkerung herauszogen, gingen die Betriebe, allen voran die staatlichen, dazu über, Löhne nicht nur einmal, sondern für Monate und ganze Jahre zurückzuhalten und sich so einen unfreiwilligen Kredit zu besorgen. Aus Sicht der Bevölkerung erschien dieser Prozeß nach anfänglichen hohen Erwartungen in den einsetzenden ›Kapitalismus‹ schließlich als das, was er war: organisierter Raub – sowohl des Gemeinschaftsvermögens als auch der persönlichen Ersparnisse, sowohl legaler Gelder als auch illegaler.

Ranking 1999: Hamburg vorn

99

HAMBURGER MORGEN POST

Schon 41 Überfälle in diesem Jahr

Hamburg – Hauptstadt der Bankräuber

Hamburg. Die Hansestadt gilt als die Metropole der Bankräuber. Laut einem Bericht der Welt am Sonntag waren von Januar bis August 1999 schon 32 Banküberfälle – mehr als in jeder anderen deutschen Großstadt – verübt worden. So habe es in Berlin bis Mitte August nur 14, in München sogar nur sieben Banküberfälle gegeben. 1997 und 1998 waren es der Zeitung zufolge im gesamten Jahr unter 40 Fälle gewesen. **Quelle:** dpa, 21.8.1999. (KS)

240

Als aktiv beim Raub erwiesen sich bald auch die Banken, von denen nach Schätzung des russischen Innenministeriums vor dem Bankenkrach 1998 gut 50 Prozent vom organisierten Verbrechen getragen wurden. Über 500 Milliarden US-Dollar, genaue Zahlen gibt es selbstverständlich nicht, sollen nach Angaben des Innenministeriums vor dem großen Bankenkrach außer Landes gebracht worden sein. Das, so dürfen wir heute feststellen, ist Bankraub in seiner direktesten Form.

Wilde Privatisierung Vor 1991 entwickelte sich dieser Prozeß noch in illegaler Form – als wilde Privatisierung unter Führung der faktisch bereits entmachteten Kommunistischen Partei. Die wilde Privatisierung kennzeichnet den fluchtartigen Übergang der sowjetischen Führungsschicht von den politischen Kommandohöhen des Einparteienstaates, der ihnen jahrelang den vollen Zugriff auf das Volksvermögen gesichert hatte, ohne das dies als privater Konsum überhaupt in Erscheinung getreten wäre, an die Schalthebel einer nach dem Spiel der freien Kräfte sich organisierenden Gesellschaft. Als 1991 mit der sogenannten demokratischen Revolution unter Boris Jelzin ein gesetzlicher Rahmen für die legale Überführung des Gemeineigentums in Privatbesitz geschaffen wurde, waren die Grundlinien der Umverteilung

bereits gezogen: Ehemalige Parteikader hatten sich zu Geschäftsführern von Unternehmen, von Holdings und Joint Ventures gewandelt – an ihrer Seite oft dubiose Gestalten aus der Schattenwirtschaft. Die Privatisierungsprogramme von 1991 und die entsprechenden Gesetze zum Schutz des Banken- und Börsenwesens legalisierten das räuberische Zusammenraffen von Geldern.
Noch einmal unsere journalistischen Gewährsleute: »Als die Privatisierung einsetzte, 1991, wurde jeden Tag geschossen, gemordet, wurde irgend jemand aufgehängt. Damals ging es um die Aufteilung der Einflußsphären. Jetzt ist das nicht mehr so. Jetzt arrangiert man sich irgendwie. Heute wird nicht mehr auf dem Niveau von Banditen mit Pistolen entschieden, sondern auf der Ebene der großen Leute, im Restaurant, unter großen Mafiosi. Man gönnt sich einen guten Tropfen, redet miteinander.«
Aber nicht eine Legalisierung des organisierten Verbrechens, sondern eine Kriminalisierung der gesamten Gesellschaft, meinen die beiden Journalisten, werde die Folge dieses Zusammentreffens sein. Die westliche Entwicklung, welche die Räuber von gestern in Träger weißer Kragen von heute verwandelt habe, werde sich in Rußland nicht wiederholen: »Als der Prozeß der ursprünglichen Akkumulation im Westen stattfand, waren das völlig andere Verhältnisse« geben sie zu bedenken. »Da war es nicht möglich, Strukturen aufzubauen, die mit den staatlichen konkurrieren konnten. Da gab es den starken Staat, den Imperator, den Monarchen, die Landesherren. Mit ihnen zu konkurrieren, war der kriminellen Welt nicht möglich. Die Kriminellen blieben im großen und ganzen vereinzelt. Bei uns ist das alles anders: Wir haben heute eine schlappe, abgehobene Regierung, aber eine starke, kriminelle Struktur. Im kriminellen Bereich herrscht, im Gegensatz zu unserem Staat, eine harte Disziplin: Wenn du dich nicht beugst, wirst du bestraft, ganz zu schweigen davon, daß dir schon niemand mehr hilft. Das alles bedeutet, die Gesetze der kriminellen Lagerbrüderschaft werden von niemanden übertreten. Mehr noch: Sie sind auf den Staat übergegangen. Sie gelten sogar auf der Ebene der Sprache. Jelzin heißt heute bei vielen schon ›Pachan‹, das bedeutet so viel wie Chef; das ist die sprachliche Zonenvariante von Papa. Diese Sprache taucht nicht nur im kriminellen Milieu auf, sondern auch in den Zeitungen, im Fernsehen, in den staatlichen Strukturen. Die wichtigste Aufgabe der Zone, der Juristen der Zone, kann man sagen, besteht heute darin, nicht zuzulassen, daß Gesetze des Staates durchkommen, welche die Gesetze der Zone durchkreuzen. Von daher existiert denn auch eine ziemlich starke Lobby der Zone in der Duma. Man finanziert die Wahl dieser oder jener Delegierten, kauft für Geld diese oder jene Entscheidung, und das läuft alles auf diesem« – die Augen des

241

99 Hamburger Morgenpost, 30.11.1999

Sprechenden weisen nach oben – »Niveau. Dies auf irgendeine Weise künstlich abzubrechen, dafür ist es jetzt schon zu spät. Selbst wenn es einen neuen Stalin gäbe, wäre das nicht möglich. Es gibt keine Strukturen, mit deren Hilfe das alles zurechtgerückt werden könnte. Um die Gesellschaft von den Gesetzen der Zone zu befreien«, schließen die beiden sarkastisch, »gibt es nur zwei Wege: Die ganze Bevölkerung Rußlands aus diesem Staat zu vertreiben oder warten, bis sich die Gesetze der Zone in mehr oder weniger zivilisierte Umgangsformen verwandelt haben. Das kann lange dauern. Mit Gewalt aber ist nichts zu erreichen, solange das Gesetz der Zone in achtzig, neunzig Prozent der Gesellschaft wirkt.«

Zwei Jahre nach dem großen Bankenkrach vom August 1998 ist diese Erwartung der Redakteure der Literaturnaja Gasjeta schon überholt. Die allgemeine, allmähliche Verwandlung der Gesetze der Zone in mehr oder weniger zivilisierte Umgangsformen kommt nur langsam voran. Sie ist gefährdet durch eine erneute Trennung von Gesellschaft und Gegengesellschaft im nachsowjetischen Raum, vor allem in Rußland. Einige Orte und Gebiete des Landes haben sich zu schwarzen Löchern entwickelt, die kriminelle Energien aus den ungelösten Problemen der Transformation in sich hineinziehen und sich zu Impulsen verdichten, welche die gesamten Gesellschaft bedrohen.

Zum stärksten dieser schwarzen Löcher wurde Tschetschenien, das sich nach Abschluß des Waffenstillstands 1996 in eine Enklave verwandelte, in der es keine anerkannte Zentralmacht mehr gab. Dort gibt es keine verbindliche staatliche Ordnung, aber auch die Gesetze der Zone sind dort nicht mehr gültig. Was herrscht, ist Willkür. Die Tatsachen sind erdrückend: Von den anderthalb Millionen Tschetschenen, die vor dem ersten Krieg von 1994 bis 96 in der kleinen Republik lebten, war die Hälfte nach dem Ende der Kämpfe tot oder abgewandert. Noch einmal die Hälfte verließ das Land bis zum Beginn des Krieges 1999/2000. Zurück blieb eine Bevölkerung, die sich um eine Handvoll Warlords herum organisieren mußte, um zu überleben. Die Warlords finanzieren ihren Lebensunterhalt, sofern sie nicht von ausländischen Geldgebern ausgehalten werden, durch illegale Geschäfte und schlichten Raub: 1.094 Menschen wurden nach Angaben des russischen Innenministeriums seit Ende 1996 entführt; für ihre Freilassung wurden Lösegelder in Millionenhöhe erpreßt. Einige der Entführten mußten mit dem Leben, viele mit ihrer Gesundheit bezahlen, gut 500 werden noch unter zum Teil bestialischen Umständen gefangengehalten. Die aus Azerbeidschan kommenden Öl-Pipelines wurden illegal angezapft, das Öl in unzähligen Miniraffinerien zu Benzin verarbeitet und schwarz verschoben. Tschetschenien entwickelte sich zu einem Zentrum des Rauschgifthandels und der Geldwäsche, das auch nicht-tschetschenische Kriminelle anzog. Schließlich gingen auf tschetschenischem Terrain angesiedelte Banden dazu über, das Vieh der Nachbarn zu stehlen.

Vergleiche zwischen den Bereicherungsmethoden der kaukasischen Warlords von heute und Josef Stalin, der als Kommissar Dschugaschwili seiner-

zeit die Parteikassen durch Raub aufgebessert haben soll, gehen schon deshalb in die Irre, weil Stalin, wenn die Geschichten denn stimmen, Banken ausraubte. (→Hedeler/Josef der Räuber) Die Warlords hingegen rauben Menschen, Vieh und Vorräte. Der eine, Stalin, stellte die Verteilung des Geldes in Frage, nicht aber die Geldwirtschaft, die anderen kehren hinter die Geldwirtschaft zu archaischen Formen der Bereicherung zurück, wie sie vor der Entwicklung der Industriegesellschaft üblich waren. »Wir dürfen nicht vergessen«, kommentiert Viktor Makarow, Präsident des Berufsverbandes der Psychotherapeuten, 1995/96 ein scharfer Gegner des Krieges, heute Befürworter der »antiterroristischen Aktion« der russischen Armee, »daß es in unserem Land – im Unterschied zu Europa – bis zum kommunistischen Regime und noch währenddessen – Sklaverei gab. Die vielen Menschen, welche diese gewaltigen Gebäude errichteten, die man hierzulande überall sieht – sie waren ja letztlich Sklaven, Menschen ohne jegliche Rechte! Wir hatten diese Tradition noch in meiner eigenen Generation. Und was in Tschetschenien jetzt vor sich geht, ist Ausdruck davon. Nicht nur in Tschetschenien, in Moskau selbst werden Menschen entführt! Da gab es mehrere Fälle. Mann schafft sie nach Tschetschenien und fordert Lösegeld. Das ist glatter Menschenhandel! Das wuchert auch über die Grenzen der tschetschenischen Republik hinaus. Sie können ja in ihrem eigenen Innern nicht existieren, weil sie nichts produzieren, außer dem Benzin, das sie aus gestohlenem Öl gewinnen. Deshalb müssen sie sich von außen Ressourcen beschaffen.« Von dieser Form der Naturalwirtschaft, auf die Teile der nachsowjetischen Gesellschaft heute zurückfallen, bis zum Bankraub im klassischen westlichen, um nicht zu sagen Western-Stil, ist es wohl noch ein langer Weg. Man könnte angesichts der neueren Erfahrungen der nachsowjetischen Entwicklung versucht sein, den klassischen Bankraub als Ausdruck des Überflusses, als Versuch einer Umverteilung von unten zu verstehen. Überfluß aber wird sich für Rußland und – abgestuft nach ihrer jeweiligen wirtschaftlichen Entwicklung – auch für andere Staaten, die aus der Auflösung der UdSSR hervorgegangen sind, erst einmal nicht einstellen. Eine Ausnahme dürfte die DDR sein, deren Eingliederung in westliche Rituale sich auch auf diesem Gebiet schneller vollzieht. In Rußland wird Bankraub, das darf man vermuten, noch längere Zeit den Charakter haben, daß Banken entstehen, nicht aber, daß sie ausgeraubt werden.

Quellen & Literatur

Brecht, Bertolt: Die Dreigroschenoper. Frankfurt am Main 1968.
Marx, Karl: Die sogenannte ursprüngliche Akkumulation. In: MEW 23. Das Kapital (Bd.1, Kap. 24). Berlin 1988.
Gitermann, Valentin: Geschichte Rußlands. 3 Bde. Frankfurt am Main 1987 (Zürich 1944).
Rahr, Alexander/Pachonow, Philipp: Die Geschichte der russischen Kriminalität. In: Aurora – 4. Internetkonferenz 1998. URL: http://www.asa.de./aurora/konf4/mafia3.htm.
Zahlreiche Gespräche im Lande seit 1986 und Beobachtung der Tagespresse.



Von Rosenkavalieren und Roten Brigaden – Bankraub in Italien

Franco „Bifo" Berardi

An einem Herbsttag des Jahres 1965 betrat ein hochgewachsener junger Mann mit kastanienbraunem Haar die Banca del Lavoro in Piacenza, einer Stadt zwischen Mailand und Bologna. Er näherte sich mit elegantem Schritt der Kasse, lächelte die Bankangestellte an und richtete eine Spielzeugpistole auf sie. Die Dame fiel vor Angst in Ohnmacht. Am nächsten Tag erhielt sie einen Strauß Rosen. Absender war der besagte junge Mann, der versucht hatte, sie zu berauben, sich aber angesichts der Ohnmacht selbst erschreckt hatte.

Horst Fantazzini – Bankräuber mit eigenem Stil Der junge Mann hieß Horst Fantazzini. Die Zeitungen nannten ihn »il rapinatore gentile«, den höflichen Bankräuber. Schließlich begann man, ihn »la primula rossa« zu nennen, weil er, obwohl die Polizei ganz Norditaliens hinter ihm her war, weiterhin von Zeit zu Zeit in dieser Bank oder jenem Postamt auftauchte und die Kasse ausräumte, ohne je einen Schuß abzugeben. Die Pistolen, die er, wenn auch selten, hervorzog, waren Spielzeugwaffen. Und oft verwendete er überhaupt keine Waffe, sondern trat nur ein, lehnte sich an die Kassentheke und sagte mit seiner höflichen Stimme: »Würden Sie mir bitte alles Geld geben, das sie haben, das ist ein Überfall.«

101



»Das ist ein Überfall.« Vier Worte, die überzeugten. Die Semiologen nennen diese Aussageform »performativ«. Performativ ist ein Sprechakt, der eine Situation durch die simple Tatsache des Aussprechens real werden läßt. Wenn ich Priester bin und sage: »Ich erkläre Euch zu Mann und Frau«, dann dürfen sich ein junger Mann und eine junge Frau auf gesellschaftlich legitimierte Weise ans Vögeln machen. Und wenn ich Vorsitzender bin und den Satz ausspreche: »Die Sitzung ist geschlossen« – Zack – stehen alle auf und verpissen sich. So war es auch, wenn Horst Fantazzini mit Überzeugung sagte: »Das ist ein Überfall« und das Geld aus dem Geldschrank munter in seine Taschen floß. Er bedankte sich mit ausgesuchter Höflichkeit und verschwand. 245

Sein Leben war seit seiner Kindheit abenteuerlich. Der Vater war ein anarchistischer Antifaschist, der ursprünglich Alfonso hieß. Nachdem er von den Faschisten in den zwanziger Jahren ins Gefängnis geworfen worden war und es ihm gelang, nach Frankreich zu fliehen, beschloß er, seinen Namen zu ändern und sich Libero zu nennen. Von Frankreich ging er ins Saarland, das damals von Frankreich und Deutschland beansprucht wurde und unter der Verwaltung einer speziellen Kommission des Völkerbundes stand. In Altenkessel, einem Dorf einige Kilometer von Saarbrücken, fand er Arbeit als Maurer.

Er lernte Bertha Heinz kennen, eine Bergarbeitertochter deutscher Herkunft, und heiratete sie im Jahr 1930. Auch im Saarland war er in einer anarchistischen Gruppe aktiv. Nach einigen ruhigen Jahren stellte 1935 eine im Vertrag von Versailles vorgesehene Volksabstimmung die deutsche Herrschaft über das Saarland wieder her – und in Berlin herrschten seit zwei Jahren die Nationalsozialisten. Für Libero bedeutete das Ärger. »Mein Vater«, erinnert sich Horst Fantazzini, »verlor seinen Status als politischer Flüchtling und wurde unter Polizeiaufsicht gestellt. Ich wurde am

100 Verfilmung von Horst Fantazzinis autobiographischem Bericht (1999)
101 Banküberfall verboten: »Diese Bank ist mit einem automatischen Zeitschloß versehen. Das Personal kann die Öffnung nicht verziehen.« (2000)

4. März 1939 geboren und habe nur wenige Erinnerungen an jene Zeit. Libero war mal hier, mal dort. Er tauchte auf, verschwand, kam wieder zurück. Gegen Kriegsende war Papa einmal zuhause, als ein Gestapotrupp kam. Mein Vater entkam durchs Fenster und rannte, um sich im Wald zu verstecken. Was folgte, war die Hölle. Es fielen Schüsse, Maschinengewehrgarben. Die von der Gestapo durchstöberten das Stroh. Meine Mutter weinte. Ich hielt mich an ihr fest und zitterte. Sie rissen uns auseinander und nahmen sie mit, ließen mich bei den Großeltern. Ich war verzweifelt. Um mich zu beruhigen, bot mir ein Offizier ein Bonbon an und ich lehnte ab. Die Mama kam erst am nächsten Tag nach Hause zurück.«

Nach Kriegsende konnte die Familie Fantazzini nach Bologna zurückkehren. Aber die Nachkriegsjahre waren unruhig. »Es wurden alte Rechnungen beglichen«, berichtet Fantazzini, »Läden von Exfaschisten gingen in die Luft, es gab Tote. In der Gegend von Bologna entstand die Legende des ›Manns im schwarzen Mantel‹, eines mysteriösen Rächers, der nachts auf einem Fahrrad aus dem Dunkel auftauchte, eine Maschinenpistole aus einer Art Decke hervorzog, die er um die Schultern gewickelt hatte, und den Faschisten erschoß, der an der Reihe war.« Auch Libero wurde in die Abrechnungen verwickelt. Im Jahr 1948 wurde er verschiedener Morde und Körperverletzungen an ehemaligen Gefolgsleuten Mussolinis beschuldigt und landete im Gefängnis. Ein Jahr später, beim Prozeß, wurde er freigesprochen. Er blieb sein ganzes Leben seiner anarchistischen Überzeugung treu. Noch Anfang der siebziger Jahre landete er in den Schlagzeilen, als er in Bologna den »Torre degli Asinelli«[1] mit Transparenten gegen den Staatsterror[2] und für die Befreiung von Pietro Valpreda[3] behängte. Libero starb 1985.

In dieser Atmosphäre anarchistischer Romantik aufgewachsen, entwickelte der junge Horst Fantazzini als Bankräuber seinen ganz eigenen Stil. Bei seinen Überfällen ging es darum, in irgendeiner kleinen Filiale einige hunderttausend Lire zu erbeuten. Wenn er auf Widerstand stieß, war er schnell bereit, mit leeren Händen abzuhauen. Einmal, in Genua, wurde er von einem Kassierer in die Flucht geschlagen, der ihm angesichts des gesenkten (Spielzeug-)Revolvers zurief: »Aber schau, daß Du dich ein bißchen beeilst, damit Du rechtzeitig wegkommst!« Immer und überall vermied er Gewaltanwendung. »Ich brüllte nicht herum, sondern sprach die Angestellten bestimmt, aber höflich an, oft mit einem Scherzwort, um die Sache zu entdramatisieren. Wenn Leute in der Bank waren, wartete ich geduldig, bis sich der Raum geleert hatte,

1 ›Torre degli Asinelli‹ ist einer der beiden Türme, die als Wahrzeichen Bolognas gelten.

2 1969/70 kam es zu einer ganzen Serie von Bombenanschlägen auf öffentlichen Plätzen. Seitens des italienischen Staates wurden anarchistische Gruppen beschuldigt. Heute ist geklärt, daß diese Anschläge von neofaschistischen Handlangern im Auftrag des italienischen Geheimdiensts und obskurer Organisationen (Gladio) ausgeführt wurden. Vermutlich waren auch Regierungskreise für diese »Strategie der Spannung« verantwortlich, mit der ein Klima der Angst geschaffen und ein autoritärer Putsch vorbereitet werden sollte.

3 Der Anarchist Pietro Valpreda war der Hauptbeschuldigte für den Bombenanschlag auf der Piazza Fontana 1970 in Mailand. Er wurde nach langjähriger Untersuchungshaft freigesprochen.

und gab währenddessen vor, Zahlen auf einem Blatt Papier zu überprüfen. Dann ging ich zur Kasse, zog die Pistole hervor, und sagte ruhig zu dem Kassenangestellten: ›Keine Panik, gib mir das Geld, und Dir wird nichts passieren.‹ Oft bemerkten die anderen Angestellten nicht einmal, daß gerade ein Überfall stattfand. Ich erinnere mich, daß ich einmal eine Bank in Tagliuno ausraubte, zwischen Bergamo und Iseo. Nach dem Coup entkam ich mit dem Auto in Richtung Iseo, aber vor dem Ort ließ ich das Auto in einer Werkstatt stehen, bat um einen Ölwechsel und eine Autowäsche und sagte, ich würde das Auto später wieder abholen. Dann fuhr ich mit dem Bus die gleiche Straße zurück, auf der ich gerade geflohen war. In Tagliuno hielt der Bus vor der Bank, die ich vor einer Viertelstunde ausgeraubt hatte. Die Carabinieri waren da und es gab einen großen Menschenauflauf. Die Leute im Bus gaben Kommentare ab, und die Frau auf dem Nachbarsitz sagte mir, für so etwas müßte es die Todesstrafe geben. Ich gab ihr recht. An der Endstation in Bergamo nahm ich einen Linienbus nach Mailand. Ich machte mir keine Sorgen: Busse wurden an den Straßensperren nicht angehalten.«

»Bleib ruhig und gib mir das Geld.« So ging es viele Jahre, während derer er nicht nur in Italien ungeschoren davonkam, sondern auch in Deutschland und Frankreich mehr als einen Coup landete: Die unspektakuläre Karriere eines Einzeltäters.

Eine Karriere, die mit einem gestellten Bein endete. Es war das Bein eines Gendarmen, das Fantazzini am 27. Juli 1968 nach einem Bankraub in Saint Tropez zu Fall und ins Gefängnis brachte. Es folgte eine lange Odyssee durch Gerichtssäle und Gefängnisse. Nach knapp vier Jahren in einem französischen Knast wurde er an Italien ausgeliefert, wo ihn die Richter in Bologna zur höchstmöglichen Strafe von insgesamt dreißig Jahren Gefängnis verurteilten. Aber der Sohn von Libero fand sich nicht mit einem Urteil ab, das er als zutiefst ungerecht ansah, und bereitete die Flucht vor. Zum erstenmal in seinem Leben beschaffte er sich eine echte Waffe, eine Mauser, die er bis zum Tag der geplanten Flucht, dem 23. Juli 1975, versteckt hielt. Auch diesmal machte er alles alleine. Um neun Uhr morgens versuchte er, sich mit der Pistole in der Hand das Gefängnistor öffnen zu lassen. Aber die Wachen weigerten sich und griffen Horst an, der abdrückte und den Pförtner und einen Unteroffizier schwer verletzte. Die Schüsse lösten Alarm aus und der Fluchtplan flog auf. Fantazzini verbarrikadierte sich im Verwaltungsbau und nahm den Polizeibeamten Picirillo und den Unteroffizier Grasso als Geisel. Es begannen Verhandlungen, die den ganzen Tag dauerten. Im Austausch gegen Piccirillo und Grasso verlangte er einen Alfa Giulia 2000 als Fluchtfahrzeug. Die Polizei ging zum Schein darauf ein.

Das Auto wurde in den Hof gebracht. Es war gegen neun Uhr abends. Die beiden Geiseln stiegen ins Auto und für einen Moment war Fantazzini ohne den Schutz seiner menschlichen Schilde. Wenige Sekunden für die Scharfschützen auf den Dächern. Ein erster Schuß, Fantazzini schrie auf, zwei Hunde sprangen ihn an, er wurde in den Kopf, die Brust und die Beine getroffen. Von Kugeln durchsiebt, wurde er wie durch ein Wunder von den Ärzten

Sante Notarnicola

Bankraub als revolutionäre Politik

Michael Zaiser

»**Avanti, siam ribelli** – Vorwärts, wir sind Rebellen.« So beginnt das alte anarchistische Kampflied, das Sante Notarnicola und seine Genossen im Jahr 1968 singen, während die Richter ihr Urteil verkünden. »Rebell sein« könnte auch als Motto über Santes Lebensweg stehen, der 1938 in einem kleinen Dorf in Süditalien beginnt. Der Vater verläßt die Familie, als Sante noch ein Kind ist. In ihrem Heimatdorf kann die alleinerziehende Mutter nicht überleben, sie findet Arbeit im Norden, in Turin. Der junge Sante bleibt zurück und wächst im Heim auf. Mit 15 Jahren macht auch er sich auf den Weg nach Norden. In Turin lebt er das typische Leben der Arbeitsmigranten aus dem Mezzogiorno: Er wohnt bei Verwandten im Arbeiterviertel, der »Barriera di Milano« und hält sich mit schlecht bezahlten Gelegenheitsarbeiten in kleinen Klitschen über Wasser. Sante rebelliert gegen dieses Leben. Er engagiert sich im kommunistischen Jugendverband FGCI und wird im Jahr 1958 Vorsitzender der Sektion von Biella, einer Industriestadt nördlich von Turin. Doch die Funktionärsarbeit ist nicht seine Sache – er sucht den revolutionären Kampf. Freilich: Im Italien der fünfziger und frühen sechziger Jahre ist für Revolutionäre kein Platz. Die Kommunistische Partei Italiens (PCI) macht sich in dieser Zeit auf ihren Weg zur staatstragenden sozialdemokratischen Partei. Der Kampf der kommunistischen Partisanen gegen deutsche und italienische Faschisten wird zur nostalgischen Erinnerung. Die alten Gewehre und Maschinenpistolen, die viele von ihnen nach Kriegsende für den Tag der Revolution aufgehoben hatten, verrotten langsam aber sicher in den Verstecken. Auf der Suche nach einer revolutionären Politik entwickeln Sante Notarnicola, Pietro Cavallero und der ehemalige Partisan Danilo Crepaldi die Idee, das Geld der Kapitalisten zu rauben, um damit Waffen für den algerischen Befreiungskampf zu finanzieren. 1959 beginnen sie mit einem Überfall auf ein Lohnbüro der FIAT-Werke, zwischen 1963 und 1967 folgt eine ganze Serie von Banküberfällen. Die Gruppe analysiert in quasi tayloristischer Weise den Arbeitsablauf und das Verhältnis von Gewinn und Zeitaufwand. 1965 bringen sie es auf den Rekord von drei Banken innerhalb von 48 Minuten. Doch auch die Konkurrenz erhöht die Arbeitseffizienz: »die Polizei schaltete immer schneller«. Daher »mußten wir immer schneller arbeiten. Ich war zu-

102



102 Sante Notarnicola nach seiner Verhaftung (1967/68)
103 Sante Notarnicola: Vom Bankräuber der Barriera (Turin) zum Barista in Bologna (2000)

ständig für das Geld und wartete inzwischen nicht einmal mehr ab, bis die anderen ihr Sprüchlein aufsagten, sondern sprang immer sofort in den Kassenschalter. Auf dem Land bestand das Zeitproblem zumindest nicht in diesen Ausmaßen und so konnte man wenigstens ein paar lange Minuten dranbleiben und das Geld mit mehr Gründlichkeit in Empfang nehmen«.
Sante bezieht während dieser Jahre aus der Beute ein Monatsgehalt von 150- 200.000 Lire (damals etwa 1.200 Mark) – der Lohn eines Facharbeiters, die Masse des Geldes soll ja dem Befreiungskampf der »Dritten Welt« dienen. Aber am 25. September 1967 wird die Bande nach einem Banküberfall in Mailand von den Carabinieri gestoppt. Es folgt eine wüste Schießerei, bei der mehrere Passanten getötet werden. Notarnicola und Cavaletto gelingt zunächst die Flucht, eine Woche später werden auch sie gefaßt. Nun erfährt Sante, daß seine Genossen ihre eigenen Vorstellungen von proletarischer Expropriation hatten. Sie hatten die Beute behalten, an die Befreiungsbewegungen der »Dritten Welt« ging keine einzige Lira.

103



Im Juli 1968 wird Sante wegen Beteiligung an fünf Morden und dreiundzwanzig Banküberfällen zu lebenslanger Haft verurteilt. Doch nun, im Moment der vollständigen Niederlage, beginnt sein zweites Leben als Revolutionär. 1968 ist das Jahr der Revolte, in Italien beginnt eine lange Reihe von Arbeiter- und Studentenkämpfen, die das Land während der ganzen 70er Jahre fast unregierbar machen. In den Gefängnissen entsteht die Bewegung der »Damnati della Terra«, der Verdammten dieser Erde. Sante Notarnicola wird zur Symbolfigur dieser Bewegung. Er agitiert unermüdlich, organisiert Proteste und Revolten, erfüllt den Kampf um bessere Haftbedingungen mit revolutionärem Anspruch. Die Gefängnisdirektoren wollen den unbequemen Gast meist so schnell wie möglich loswerden, er wird im Abstand weniger Wochen von Gefängnis zu Gefängnis verlegt: Ein reisender Agitator in den Knästen Italiens. Im Jahr 1977 gehört er zu den ersten Häftlingen, die in den Hochsicherheitsgefängnissen landen. Als im Jahr 1979 die Roten Brigaden mit der Entführung von Aldo Moro versuchen, die Freilassung von 13 Gefangenen zu erzwingen, steht Notarnicola zuoberst auf der Liste.
Sante kommt 1988, nach 21 Jahren, in den offenen Strafvollzug und kann mit Einschränkungen außerhalb des Gefängnisses leben und arbeiten. Heute betreibt er eine in der linken Szene beliebte Kneipe in Bologna. Seinem Kampf abgeschworen hat Sante Notarnicola nie.

Quellen & Literatur: Sante Notarnicola: Die Bankräuber aus der Barriera. Die Lebensgeschichte des Revolutionärs Sante Notarnicola von ihm selbst aufgeschrieben. München 1974 (Orig.: L'evasione impossibile. Milano 1973); Sante Notarnicola: Die Kristalle des Himmels zerbrechen ... Köln 1990 (Orig.: La nostalgia e la memeria, Milano 1986); Radio Sherwood (Hg.): ... camminare sotto il cielo di notte. Intervista a Sante Notarnicola. Padova 1993.

gerettet. Ein heute vergriffenes Buch (Fantazzini 1973) mit dem Titel »Ormai è fatta« (Es ist getan) erzählt von dem dramatischen Geschehen.[4]

Aber der Leidensweg war nicht zu Ende. Fantazzini wurde als gefährlicher Häftling eingestuft und in die Bunker der Hochsicherheitsgefängnisse gesteckt. Die härteste Zeit erlebte er in Sardinien, zunächst auf der Gefängnisinsel l'Asinara und dann in Nuoro. Dort war er zusammen mit den Gefangenen der Roten Brigaden in den Hochsicherheitstrakt von Badu' e Carros eingesperrt. Mit ihnen zusammen nahm er am 27. Oktober 1980 an einer Revolte gegen die Isolationshaft, für eine Zusammenlegung der politischen Gefangenen und ihre Trennung von den Mafiabossen teil. Die Revolte verlief blutig: Mehrere Wachen wurden verletzt, zwei Gefangene starben. Doch Sardinien war nicht das letzte Kapitel in der Geschichte von Fantazzini. Im Jahre 1989 kehrte Horst von einem Freigang nicht zurück. Sie erwischten ihn wieder und er wurde angeklagt, diesmal wegen Mitgliedschaft in einer bewaffneten Bande: Für die Richter war er Mitglied von Azione Rivoluzionaria (Revolutionäre Aktion), einer linksradikalen Gruppe, die sich durch Banküberfälle und Entführungen finanziert hatte. Nach der Flucht von 1989 sieht die von den Richtern festgelegte Gesamtstrafe für Banküberfälle, mißglückte und gelungene Ausbrüche und Knastrevolten die Freilassung von Fantazzini für das Jahr 2016 vor.

In seiner Zelle im Gefängnis von Alessandria schreibt der ehemalige »höfliche Bankräuber« heute Erzählungen und Gedichte. »Nach so vielen Jahren im Knast«, so sagt er, »neige ich dazu, mich in mich selbst zurückzuziehen. Es ist nicht leicht, zwischen Anpassung und Resignation zu überleben. Im Gefängnis ist das nur möglich, indem man Zäune zwischen sich und den anderen aufrichtet. Ich verabscheue Rücksichtslosigkeit und Heuchelei. Aber wenn ich mit lebendigen und aufrichtigen Menschen zu tun bekomme, öffne ich mich vollständig. Wenn ich intakt geblieben bin, dann weil ich das Glück gehabt habe, sehr intensive Beziehungen mit Menschen von draußen zu erleben, die mir ihre Freundschaft und ihre Liebe nie haben fehlen lassen.« Ich hatte das Glück, Horst Fantazzini im Frühjahr 1972 kennenzulernen. Ich war von der Polizei festgenommen worden, weil ich beschuldigt wurde, einen Demonstrationszug von Studenten und Arbeitern organisiert zu haben, der mit der Polizei aneinandergeraten war. Ich war damals Aktivist von Potere Operaio[5], und die Festnahme erfolgte wenige Tage nach dem Tod von Giangiacomo Feltrinelli[6]. Im Bologneser Gefängnis von San Giovanni in Monte

4 1999 kam in Italien darüber hinaus eine gleichnamig Verfilmung des Buches in die Kinos.

5 »Potere Operaio« (Arbeitermacht) war eine der Gruppen, aus denen die italienische Autonomenbewegung der siebziger Jahre hervorging.

6 Der linke Verleger Giangiacomo Feltrinelli starb 1972 bei einem mißglückten Bombenanschlag auf einen Strommasten. Nach seinem Tod glaubten viele Linke zunächst an ein Komplott der Geheimdienste. Nanni Balestrinis Buch »Der Verleger« berichtet davon.

saß ich in einer Zelle mit drei weiteren Personen, einem politischen Gefangenen und zwei Bankräubern. Horst Fantazzini war in der benachbarten Zelle. Er war damals ein ziemlich junger Mann und stets ausgesprochen elegant gekleidet. Ich erinnere mich, daß er oft kam, um in unserer Zelle Kaffee zu trinken, und daß wir während der Stunde des Hofgangs zusammen herumgingen. Er sprach zu dieser Zeit kein Wort über seine Abenteuer als Bankräuber, und sein Tonfall war immer sehr gewählt, er sprach fast flüsternd.

Die Politisierung des Bankraubs In den siebziger Jahren veränderte sich der Stil des Bankraubs in Italien. Es traten organisierte Banden auf wie jene der Comasina, die in Norditalien agierte und von Renè Vallanzasca angeführt wurde, einem wunderschönen Jüngling, dessen Liebesaffären sprichwörtlich wurden. Vor allem aber wurde der Bankraub eine verbreitete Praxis von

Mit Musik geht alles besser

Nairobi. Sechs Bankräuber verbarrikadierten sich im August 1999 in Nairobi drei Stunden lang in einer Bank. Sie nahmen den eintreffenden Kunde jeweils Geld und Schmuck ab. Um ihren Opfern die Wartezeit bis zu ihrer Freilassung zu verkürzen, sangen sie Kirchenlieder für sie. Sie dankten aber nicht nur mit religiösen Melodien für umgerechnet 230.000 Mark Beute, sondern entlohnten vor ihrer Flucht darüber hinaus den überrumpelten Wachmann mit umgerechnet 100 Mark. **Quelle:** Salzburger Nachrichten, 20.8.1999. (KS)

bewaffnet kämpfenden politischen Gruppen wie den Roten Brigaden, den Nuclei Armati Proletari und Prima Linea. Diese Gruppen betrachteten den Banküberfall nicht nur als Finanzierungsmittel, sondern auch als Form exemplarischer Aktion, als proletarische Expropriation im Dienste des bewaffneten Kampfes. Aber ungeachtet des Klimas der Gewalt und der massiven Kontrollen durch bewaffnete Polizeikräfte gab es zumindest einen, der den Geschmack an witzigen Formen des Banküberfalls nicht verloren hatte. Es geschah im Frühjahr des Jahres 1981, als die Terroristenparanoia ihren Höhepunkt erreicht hatten und die Banken aus Angst vor bewaffneten Aktionen der Roten Brigaden in höchster Alarmbereitschaft waren. Eines Morgens betrat ein gut gekleideter Mann von etwa vierzig Jahren eine Genueser Bank und fragte höflich, ob er den Direktor sprechen könnte. Nachdem er in ein Büro geführt worden war und sich mit dem Direktor an einen Tisch gesetzt hatte, sagte er einfach: »Ich bin Herr Parodi von den Roten Brigaden.« Er zeigte weder eine Waffe noch drohte er Gewalt an, sondern setzte lediglich fort: »Wenn Sie mir den Inhalt des Geldschranks vollständig übergeben, wird nichts geschehen, andernfalls ...« Der Direktor reagierte schnell. Voller Angst, die Bank wäre umstellt und ein Massaker sei zu befürchten, übergab er das gesamte Geld aus dem Panzerschrank. Bevor er ging, bedankte sich

der Herr Parodi und gab den Rat, die Polizei nicht vor Ablauf einer halben Stunde anzurufen. Der Bankdirektor befolgte die Anweisung mit peinlicher Genauigkeit und rührte sich eine halbe Stunde lang nicht von der Stelle, nachdem der Herr Parodi in aller Ruhe die Bank verlassen hatte.

Neapolitanischer Schelmenstreich Schließlich möchte ich eine Episode berichten, die sich Anfang der neunziger Jahre in Neapel ereignete, als Bankautomaten bereits verbreitet waren. Irgend jemand hatte die (ich muß sagen, geniale) Idee, einen fingierten Bankautomaten einzurichten: Es wurde ein kleines Lädchen angemietet und im Fenster ein Bildschirm, eine Tastatur, die Erklärungstafeln und alles andere aufgebaut, was zu einem ordentlichen Bankautomaten gehört. Allerdings befand sich auf der Rückseite der ganzen Installation keine Bank, sondern jemand (wir werden nie erfahren, wer es war), der es sich auf einem Stühlchen bequem gemacht hatte. Der Kunde kam an, schob seine Karte in den Schlitz und gab gemäß der Anweisung auf dem Bildschirm seine Geheimzahl ein. Der Jemand, der auf dem Stühlchen saß, schrieb sich die eingegebenen Ziffern auf und ließ auf dem Bildschirm die Mitteilung erscheinen: »Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Ihre Karte defekt ist. Zur Rückerstattung der Karte wenden Sie sich bitte morgen an Ihr Kreditinstitut.« Der Kunde bekam eine Mordswut, fluchte einige Minuten lang und ging dann mit dem Vorsatz, am nächsten Morgen die konfiszierte Karte zurückzufordern. Nachdem er einige Dutzend Kunden empfangen hatte, erhob sich der Jemand von seinem Stühlchen, schaltete alles aus, verließ das Lädchen, schloß den Bankautomaten und ging geradewegs zu einem anderen (echten) Automaten. Er schob die Karte ein, tippte die Geheimzahl, die er sorgfältig notiert hatte, und hob den maximal zulässigen Betrag ab: Ein ›Bankraub‹ ohne Gewaltanwendung, ein neapolitanischer Schelmenstreich als Antwort auf die automatisierte Bank.

Aus dem Italienischen von Michael Zaiser.

Quellen & Literatur

Fantazzini, Horst: Ormai è fatta. Racconto autobiografico. Verona 1973.
Balestrini, Nanni: Der Verleger. Hamburg 1992.

Film
Ormai è fatta. Regie: Enzo Monteleone. Italien 1999.

104



104 Bankraub verboten –
Hinweis an italienischen Banken

POPULÄRE



E KULTUR

255

105

Jacques Mesrine

Frankreichs Staatsfeind Nr. 1

Jo Baur

»**Ich finde es nicht idiotischer,** durch eine Kugel im Kopf zu sterben als am Lenkrad eines R16 oder in der Fabrik bei einer Arbeit, die einem den Mindestlohn einbringt. Ich persönlich lebe vom Verbrechen. Von einer bestimmten Art Verbrechen, die nicht darin besteht, Greise anzugreifen, sondern Banken und bestimmte Fabriken.«

Jacques Mesrine war kein Feierabendkrimineller, kein Verzweiflungstäter oder Dilettant. Jacques Mesrine war ein Profi. Geboren wurde er 1936 in einem Vorort von Paris in bescheidenen Verhältnissen. Zwei Schulverweisen folgten Aushilfsjobs und kleine Gaunereien und mit 19 Jahren eine überstürzte Heirat, nicht zuletzt um von zu Hause weg zu kommen. Ein Jahr später, die Ehe war bereits gescheitert, ging Mesrine zum Militär. Algerienkrieg. Mit einem Tapferkeitsorden und einer 45er kam er zwei Jahren später zurück. Halbherzige Versuche, im bürgerlichen Leben Fuß zu fassen, mißlangen, Wohnungseinbrüche sicherten fortan den Unterhalt. Mit dem Mord am Zuhälter seiner Geliebten startete 1960 seine Karriere als Schwerverbrecher. Coup für Coup stieg er, begleitet von einer zweiten Heirat, einer zweiten Scheidung, der Geburt von drei Kindern, verschiedenen Knastaufenthalten und einer Flucht nach Übersee, vom kleinen Ganoven des Pariser Milieus zum Staatsfeind Nr. 1 Frankreichs und Kanadas auf. Seine Autobiographie, geschrieben 1975 im Hochsicherheitstrakt des Pariser Gefängnisses La Santé, kursierte auch in deutschen Knästen und diente manchen als – unerreichtes – Vorbild für ein kompromißloses Gangsterleben. Mesrine beschreibt darin neben etlichen Liebesabenteuern, die seinen reaktionären Machismo erkennen lassen, über vierzig Kapitalverbrechen: Morde, Einbrüche, Entführungen – und immer wieder Bankraub.

»Ein Banküberfall war für mich eine bloße Formalität, die ich erledigte, wie andere einkaufen gehen.« Mesrines Stil war schlicht, der Besorgung einer Formalität angemessen. In der Regel fuhr er am hellichten Tag mit zwei oder drei Kollegen vor, einer wartete im Wagen, die anderen gingen in die Bank. Revolver raus, »Hände hoch!«, die Kassen ausgeräumt und ab. Häufig besuchte er zwei verschiedene Banken direkt hintereinander, einmal wurde die gleiche Bank zweimal innerhalb von drei Tagen geleert. Masken wurden bei den Aktionen nicht getragen, Mesrine verstand sich schließlich

109



8 balles dans la poitrine



109 »Acht Kugeln in der Brust«
110 Verwandlungskünstler Jacques Mesrine

meisterhaft auf Maskerade, was ihm den Titel »König der Verkleidung« einbrachte. Gewalt wurde in den seltensten Fällen eingesetzt, nötigenfalls allerdings ohne zu zögern. Seine Motive waren, wie er bereitwillig zugab, ebenso schlicht wie sein Stil: »Ich muß aufrichtig sagen: Ich liebe das Geld. Ich bin nicht fähig, mit 2.500 Francs im Monat zu leben. Ich frage mich, wie ein Arbeiter das schafft. Wie kann einer mit 2.500 Francs im Monat leben, während sein Boß drei oder vier Millionen hat und dabei behauptet, es gehe ihm an jedem Monatsende finanziell schlecht? Ich habe das Problem von allen Seiten geprüft: Da gibt es in den Schaufenstern die Konsumgüter, einen zur Schau gestellten Reichtum, und der Arbeiter darf sie nicht anrühren. Er darf sie nur angucken. Ich aber will sie angucken und anfassen. Wenn ich mir diesen Beruf ausgewählt habe, dann ist es, um Geld zu haben, auch wenn das jetzt nicht mehr mein Hauptziel ist.«



110

Das erklärte Hauptziel seiner späten Jahre war der Kampf gegen unmenschliche Haftbedingungen, speziell gegen die Hochsicherheitstrakte, in seinen Augen »legalisierter Mord«. Und Mesrine wußte wovon er sprach: lange Zeit hatte er in Isolationshaft gesessen in Frankreichs sicherstem Gefängnis, La Santé in Paris. Zweimal war ihm unter spektakulären Umständen die Flucht von dort gelungen, seine Publicity spielte er jetzt aus. Wie eine Bombe schlug das engagierte Interview ein, das 1978 in einer französischen und einer kanadischen Zeitschrift erschien, während die Polizei beider Staaten auf der Jagd nach ihm war.
Ein Hinterhalt auf offener Straße beendete am 2. November 1979 in Paris die Jagd auf den Staatsfeind Nr. 1. Achtzehn Kugeln waren nicht genug. Ein Agent des Sonderkommandos zur Bandenbekämpfung näherte sich langsam dem BMW mit dem völlig durchsiebten Körper. Kugel Nummer 19 traf Jacques Mesrine aus kurzer Distanz in den Kopf.

Quellen & Literatur: Mesrine, Jacques: Der Todestrieb. Hamburg 1980; Schofield, Carey: Mesrine: Life & Death of a Supercrook. London 1980; La Vie Tumultueuse du criminel notoire Jacques Mesrine. URL: http://www.multimania.com/biomesrine/.

Ebenso dienen Nikolaus-Gewänder oder Batman-Masken (taz, 6.12.1986 u. 25.7.1992), bekannt aus Sitte, Brauch und Comicstrips, nicht nur der Geldbeschaffung, sondern sie sorgen zudem für symbolische Verwirrung der bildgewordenen Stereotype von Gut und Böse. Mit diesen Masken verhüllen sie nicht lediglich ihr eigenes Gesicht, wie dies die NutzerInnen von Motorrad- oder Sturmhauben tun, sondern sie demaskieren zugleich die vermeintliche Rechtschaffenheit der bestehenden Eigentumsordnung und ihrer ProtagonistInnen.



Dieses Prinzip hatte Willie Sutton, ein aufgrund seines großen Kostümfundus »the Actor« genannter Bankräuber, bereits in den dreißiger Jahren bis hin zur Mimikry perfektioniert. Bei einer seiner erfolgreichsten Verkleidungen kam er ohne Gesichtsmaskierung aus: Er zog eine Polizeiuniform an, raubte mit dieser Berufskleidung eine Bank aus und entkam anschließend, nach bereits ausgelöstem Alarm und der Begegnung mit einem herbeigeeilten Streifenpolizisten, ohne Verfolgung (Steele 1995, 20f.). Eher selten scheint eine andere Verkehrung, das Cross-dressing, zu sein, aber auch das erfüllte schon seinen Zweck: »Für einen Banküberfall in Amman ... haben sich zwei Bankräuber in Schleier und wallende Gewänder gehüllt. Wie die jordanische Polizei mitteilte, drangen die beiden Männer zur Hauptgeschäftszeit in die Filiale ein, feuerten zwei Schüsse ab und flohen, die Röcke raffen, mit ihrer Beute im Wert von umgerechnet rund 200.000 Mark« (taz, 13.10.1999).

Fehlalarm: Kleider machen Räuber Die in Reaktion auf die Videoüberwachung entwickelte Kleidungspraxis hat sich in der Wahrnehmung der Polizei und in den Augen der Aktenzeichen XY-geschulten Öffentlichkeit zu einem Stereotyp verfestigt. Dieses basiert zwar auf unscharfen Kamerafotos und nichtssagenden Täterbeschreibungen (»mit einem Nylonstrumpf maskierte männliche Person« (Aachener Nachrichten 22.4.2000), »Der Täter

111 Kleider machen Leute: Willie »the Actor« Sutton
112 »Edgars Mutter hat eine krankhafte Furcht vor dem gemeinen Schnupfen«



112

wird auf 25 bis 35 Jahre geschätzt. Er ist etwa 1,75 Meter groß und von schlanker Figur« (Schwäbische Zeitung, 26.5.1999)) eifrigen Ermittlern dient es jedoch nichtsdestotrotz als eindeutige Handlungsanweisung: Im bayrischen Fürstenfeldbruck beispielsweise nahm eine Polizeistreife zwei 14 und 15 Jahre alte Jungen fest, die mit Nylonstrümpfen über dem Kopf eine Tankstelle betraten, weil sie beim geplanten Kauf von Kondomen anonym bleiben wollten (taz, 10.5.1999). Ähnlich sah ein Passant in Bozen seine Chance als Zeuge gekommen, als er über den Polizeinotruf die Carabinieri davon verständigte, daß »drei vermummte Männer« die Filiale einer Bank betreten hätten: »Wie sich herausstellte, waren die drei Männer Bankkunden, die sich wegen der Kälte die Kappe tief ins Gesicht gezogen und den Schal hochgewickelt hatten« (Dolomiten online, 20.1.2000).

113



Ebenso mußte der österreichische Schriftsteller Franzobel erfahren, wie Kleidung zu einem Symbol werden kann, als er in Stuttgart fälschlicherweise als Bankräuber identifiziert wurde: »Ich hatte einen Termin beim Intendanten des Stuttgarter Staatsschauspiels und verließ mein Hotel. Während ich in Richtung Theater gehe, sehe ich, daß ein Polizeiwagen neben mir herfährt. Die Beamten schauen so komisch aus dem Fenster. Ich denke mir: Was wollen die? Dann steigen sie aus, verlangen meinen Ausweis und erklären mir, daß ich mitkommen müsse ... Sie behaupteten, daß vor einer Viertelstunde ein schwarz gekleideter Täter ganz in der Nähe eine Bank überfallen habe. Ich trüge ebenfalls schwarze Kleidung und sei deshalb tatverdächtig. Da bin ich halt ins Polizeiauto gestiegen ... Das Absurde dabei ist, daß sich nun laufend Leute bei mir melden, die ebenfalls zu Unrecht in Stuttgart als Bankräuber festgenommen worden sind. Vielleicht sollte ich einen Verein der in Stuttgart zu Unrecht festgenommenen Bankräuber gründen« (SonntagsZeitung, 16.4.2000).

264

Eine ähnliche Assoziation wie die Stuttgarter Polizeistreife leitete auch einen Journalisten der *Berliner Morgenpost*, als er die Kopfbedeckungen im Angebot eines Ladens, der sich auf den Bedarf und Geschmack von jugendlichen Graffiti-Sprayern spezialisiert hat, als »Bankräuber-Mützen« titulierte (Berliner Morgenpost, 18.9.1999).

Im Museum Wenn ein Bankräuber gefaßt wird, landet seine Maskierung in der Asservatenkammer einer Staatsanwaltschaft und wird zum Beweisstück. Im Gegensatz zu den Ermittlungsakten, die sich dann in Registraturkellern und Archiven stapeln, werden Maskierungen nicht aufbewahrt, sondern vernichtet – es sei denn, ein passionierter Sammler nimmt sich ihrer an, wie beispielsweise in Freiburg im Breisgau. Dort gibt es in Gestalt der »Fortbildungsakademie der Polizei« die größte Bildungseinrichtung die-

113 »Weibliches Bankräubertrio« (»Kriminalsammlung«, Fortbildungsakademie der Polizei Freiburg i. Br.)
114 Pinguin-Mütze

ser Art in Baden-Württemberg (»90 verschiedene Lehrgänge«). Auf dem Dachboden des Hauptgebäudes unterhält ein Pensionär, der 16 Jahre lang als Kriminalhauptkommissar nichtnatürliche Todesfälle untersuchte und anschließend 21 Jahre lang PolizeischülerInnen unterrichtete, eine »Kriminalsammlung«. Sie dient Unterrichtszwecken, und interessierte Gruppen können eine eineinhalbstündige Führung buchen.

Dieses Museum präsentiert die Stücke als Ergebnis eines wahllosen Raubzugs gegen Verbrechen und Vergehen aller Art: Durchaus liebevoll auf eigens geschreinerten Podestchen präsentiert werden verschiedenste Einbruchwerkzeuge, manipulierte Glücksspielautomaten und Rauschmittel in allen Varianten; die auffällig große Anzahl Fotos von sexuellen Leichenschändungen und ein abgeteiltes Kabinett mit Rotlicht und Mobiliar aus SM-Studios bedienen Lust und Abscheu gleichermaßen; eine Diaserie mit SelbstmörderInnen in Nah- und Ganzkörperaufnahme und verschiedenste Abtreibungswerkzeuge einschließlich Bilder der bei ihrem Gebrauch getöteten Frauen zeigt, daß die Polizei beim hier inszenierten Triumph über den Gesetzesbruch wirklich vor nichts zurückschreckt. Die Beschriftung der Exponate ist sparsam und doch dort, wo es dem Kurator angezeigt erscheint, unmißverständlich rassistisch (»Diebesschürzen von Zigeunerinnen«). In diese Präsentation, in diesen Modus der Beute fügt sich auch die Maskierung von drei Bankräuberinnen: Aufgezogen auf drei Styroporköpfe könnten die »Perücken und Motorradunterziehhaube eines weiblichen Bankräubertrios« (so das erläuternde Schild) auch in der Auslage eines Zweiradfachgeschäfts stehen oder das Schaufenster eines Friseursalons schmücken, das Drumherum jedoch macht aus den Stücken Skalpe, die die Polizei ihren Gegnerinnen abgezogen hat und nun als Siegeszeichen zur Schau stellt. Hier wurde die Demaskierung der Täterinnen unbeabsichtigt Teil einer aufschlußreichen Selbstentlarvung der polizeilichen Sach(ver)waltung.

Quellen & Literatur

Büchler, Heinz/Leineweber, Heinz: Bankraub und technische Prävention. Phänomenologie – Bestand und Auswirkungen der Sicherungstechnik (BKA-Forschungsreihe Nr. 18). Wiesbaden 1986.
Császár, Franz: Der Überfall auf Geldinstitute. Eine kriminologische Untersuchung (Kriminologische Abhandlungen, Neue Folge Bd. 11). Wien, New York 1975.
FBI: Profile of a Bank Robber. In: FBI Law Enforce Bulletin, November 1965, S. 1-8, zit. n. Schubert 1972.
Hoover, John Edgar: Are You inviting Burglars? In: Bank Equipment News, February 1967, S. 1-3, zit. n. Schubert 1972.
Ders.: A Look at Bank Robbery Statistics. In: FBI Law Enforcement Bulletin, April 1967, S. 1-3, zit. n. Schubert 1972.
Leibinger, Rudolf: Raubüberfälle auf Geldinstitute, öffentliche Kassen sowie Dienststellen der Bundesbahn und Bundespost. Unveröffentlichtes Manuskript 1968.
Schubert, Dieter: Phänomenologie des Bankraubs. In: Gerhard Gleißner, Wolfram Lorenz, Volker Max, Dieter Schubert: Bankraub in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. I (Kriminologie. Abhandlungen über abwegiges Sozialverhalten, Nr. 7). Stuttgart 1972, S. 7-108.
Servay, Wolfgang/Rehm, Jürgen: Bankraub aus der Sicht der Täter. Täterleitende Faktoren bei Raubüberfällen auf Geldinstitute (BKA-Forschungsreihe, Nr. 19). Wiesbaden 1986.
Steele, Sean P.: Heists, Swindles, Stickups, and Robberies that Shocked the World. New York 1995.

114





115

Vom Publikumserfolg der Erfolgslosen – die Panzerknacker aus Entenhausen

---

266

Gerd Dieterich

»Wir sind die Panzerknacker
und tun was uns gefällt !
Heut gehört uns die Kohldampfinsel
und morgen die ganze Welt !«

Nicht nur hierzulande können die Panzerknacker, was ihre Popularität betrifft, mit dem Großteil ihrer Kollegen aus dem wirklichen Leben mithalten. Ihr einziger gelungener Coup! Denn zweifellos sind sie nicht nur die dienstältesten, sondern auch die erfolglosesten Bankräuber aller Zeiten. Ihr ständiges Scheitern hat fast schon mythischen Charakter: Wie bei Sisyphus der Stein ständig zum Ausgangspunkt zurückrollt, landet ihre schon sicher geglaubte Beute schließlich immer wieder im Geldspeicher Dagobert Ducks. Bankraub bedeutet für die Panzerknacker daher nicht schnelles Geld, sondern wiederholte, vergebliche Schufterei. So will es das Gesetz der Rolle, dem sie als Serienfiguren seit nunmehr einem halbem Jahrhundert unterworfen sind.

116



115-125 Alle Abbildungen aus »Der arme alte Mann« (© Disney)

Wie Carl Barks die Beagle-Boys erfand Die Disney-Welt ist die buchstäblich überzeichnete Darstellung amerikanischer Wirklichkeit und Alltagserfahrung, innerhalb der die Panzerknacker neben einem Arsenal von weiteren Protagonisten mit Knollennasen und Entenschnäbeln agieren. In Szene gesetzt wurden sie erstmals aus der Perspektive ihres Erfinders Carl Barks.

Fans und Wissenschaftler sind sich einig, daß die besten Disney-Comics, die bisher geschrieben und gezeichnet wurden, aus seiner Feder stammen. 1901 geboren, wurde er erst nach Versuchen in einer Reihe von Berufen zum Comiczeichner. Seit 1928 publizierte er seine Geschichten als freier Mitarbeiter verschiedener Magazine, 1935 begann er als Phasenzeichner von Trickfilmen in den Disney-Studios, wo seine Begabung als Storyboardschreiber schnell erkannt wurde.

Die Originalität seiner Geschichten beruht auf dem Rekurs auf vertraute Motive aus Mythen, Sagen, Legenden und Reiseberichten, die er geschickt in seine Comics einbaut. Zudem befreite er Figuren wie Donald aus einem einengenden Schema, das ihm lediglich Zorn und Schadenfreude zugestand und erweiterte seinen Charakter um eine eindrucksvolle Bandbreite an Gefühlsregungen. Barks' große Zeit begann Mitte der vierziger Jahre, als ihm durch neue Disney-Periodika Raum für längere Geschichten gegeben wurde, in denen er seine Figuren entwickeln und ausdifferenzieren konnte. Neben schon vorhandenen Figuren wie Donald, Daisy, Huey, Louie und Dewey (Tick, Trick und Track) komplettierte er den Entenhausener Kosmos nach und nach durch neu hinzukommende Hauptfiguren wie Gyro Gearloose (Daniel Düsentrieb), Gladstone Ganter (Gustav Gans), Uncle Scrooge (Onkel Dagobert) und die Beagle Boys (Panzerknacker). Schon früh erkannten auch die Leser die Qualitäten von Barks – was sich in ihren Beschwerden ausdrückte, wenn er durch weniger gute Autoren ersetzt wurde. Da Disney und die anderen Lizenzverlage die Identität ihrer Autoren geheim hielten, verlangten die Leser einfach nach »dem guten Zeichner«. Am Ende seiner Karriere gelang es Barks schließlich, aus dieser Anonymität auszubrechen. Heute verfügt er weltweit über eine eingeschworene

117





118

119



Fangemeinde, die durch ein Netzwerk von Fanzines in Kontakt steht. Das anhaltende Interesse an seinen Werken hat ihm eine sorgfältig edierte Ausgabe seiner gesammelten Werke beschert, anhand derer sich die Aktionen der Panzerknacker über die Jahre zurückzuverfolgen lassen (Grote 1995). Ihren ersten großen Auftritt hat die Bande 1952 in »Only a Poor Old Man«, dem ersten Album, in dem Onkel Dagobert die Hauptrolle spielt. In dieser Geschichte wird auch der Geldspeicher eingeführt, das beiden Parteien gemeinsame Objekt der Begierde. Zu Beginn wird Onkel Dagobert dort, in seinem Geld badend, als reichster Mann der Welt in Szene gesetzt. Barks erfindet hier gleich im Anfangsbild eine Ikonografie, die bis heute in unzähligen Variationen und Modifikationen bildprägend für Onkel Dagobert geblieben ist.



268

120

Darüber, wie Onkel Dagobert zu diesem Vermögen kam, geben Rückblenden im Verlauf der Geschichte Auskunft. Dort wird seine wirtschaftliche Karriere – vom Goldwäscher zum Billionär – als die wahr gewordene Verkörperung des amerikanischen Traums vorgeführt.

In Dagoberts Rückschau ist sein Erfolg das Ergebnis körperlicher Arbeit und geistiger Überlegenheit: Er sieht sich als ehrlichen und legitimen Besitzer eines selbst erarbeiteten Vermögens. Barks präsentiert hier ein romantisiertes Konstrukt mit vielen Ungereimtheiten. Während es den meisten fündigen Goldsuchern nicht einmal gelang, ihre Existenz zu fristen, soll hier mit Spitzhacke und Schaufel der Grundstock zum größten Vermögen der Welt gelegt worden sein. Wie sich mit solchen Methoden ein derartiger Geldberg anhäufen läßt, bleibt im Dunkeln. Onkel Dagoberts Gelderwerb wird in allen Barksschen Geschichten als Abenteuer codiert, als physische und geistige

Anstrengung, die, von Strapazen und Gefahren begleitet, sich stets im gesellschaftlich als legitim geltenden Rahmen bewegt. Der Ertrag der Anstrengungen ist im Geldspeicher, einer Art Riesenspardose, angehäuft. Symbolisch manifestiert sich in diesem Gebäude die Macht Dagoberts. Gleichzeitig ist es Symbol der Verwundbarkeit, da seine demonstrative Erscheinung die Panzerknacker anlockt.



121

Schon durch ihr Outfit sind sie als Underdogs gekennzeichnet. Sie tragen Masken und Pullover, auf denen erkennungsdienstliche Nummern zusammen mit dem Schriftzug »Panzerknacker AG« zu sehen sind. Sie treten als Organisation und Kollektiv auf, das Dagobert um ein Vielfaches (ihre Stärke schwankt zwischen drei und sieben) überlegen ist.

Mit ihren hundsähnlichen Köpfen stehen sie, wie die anderen Disneyfiguren, 269
in einer Tradition, die seit Äsop den Einsatz von Tieren in Parabeln zum Aufzeigen menschlicher Schwächen kennt. Nicht nur in Fabeln und Märchen, auch in der Bildenden Kunst gibt es eine lange Ahnenreihe von Darstellungen solcher anthropomorpher Tiere. Als direkten Vorläufer der Comictiere sei hier nur auf die »animaux parlants« von Grandville, einem Zeitgenossen und Mitarbeiter Daumiers, hingewiesen. Das Tierreich als Gesellschaftskritik im Tarnkleid kennt klare Rollenverteilungen: Es gibt die Guten und die Bösen, die Schlauen und die Dummen, Gewinner und Verlierer.

Daß die Panzerknacker zu den jeweils Letzteren zu zählen sind, wird schon in der ersten Geschichte festgelegt: Ihre Absicht ist, unbeobachtet Onkel Dagoberts Geldspeicher anzuzapfen. Dagobert bringt jedoch rechtzeitig sein Geld in Sicherheit, indem er es in einem nahegelegenen Stausee versenkt. Nach dem zufälligen Entdecken des Verstecks kommt es zur Eskalation. Onkel Dagobert heuert Donald und seine Neffen an, die zum Schutz des Geldes den See mit Minen, Kanonen und Radar absichern. Die Panzerknacker versuchen ihrerseits, mit einem an Ballons hängenden, gigantischen Vergrößerungsglas ein Loch in den hölzernen Damm zu brennen. Dies wird jedoch durch einen Kanonenschuß Dagoberts verhindert. Die Panzerknacker kontern mit Fischen, an denen Sprengladungen befestigt sind und dressierten Kormoranen, die Brandbomben transportieren. Dagobert aber erweist sich als der Kormoransprache mächtig und lenkt die Vögel per

Befehl zurück, die dann ihre Bomben über den Panzerknackern abwerfen.



122

»Mit Köpfchen gegen rohe Gewalt« – dieser Ducksche Leitspruch, der in einer späteren Auseinandersetzung mit den Panzerknackern fällt, kommt hier zum Tragen. Ihre Intelligenz und die Fähigkeit sie einzusetzen, retten die Ducks auch in brenzligen Situationen vor der brachialen Übermacht des Gegners.



Doch die Panzerknacker geben nicht auf. Sie setzen Flugzeuge ein, mit denen sie Gewitterwolken aufladen. Im Gegenschlag leitet Dagobert die Blitze geschickt über einen Kupferdraht, an einer Kanonenkugel, ins Lager der Widersacher zurück. Als letzten Trumpf spielen die Panzerknacker eine im Laboratorium entwickelte »Geheimwaffe« aus. Mit dem Einsatz von Holzwürmern ist der Konflikt auf der Ebene biologischer Kriegsführung angelangt: Sie nagen den Damm an und bringen ihn zum Einsturz. Geld ergießt sich ins Tal, das die Panzerknacker in weiser Voraussicht vorher gekauft hatten.

123



Im Showdown sucht Dagobert die Panzerknacker auf, um seine Niederlage einzugestehen und läßt sich bei diesem Anlaß die Bitte gewähren, ein letztes Mal in seinem Geld baden zu dürfen. Sichtlich beeindruckt und angespornt vom Vergnügen Dagoberts, versuchen die Panzerknacker es ihm gleichzutun und schlagen sich beim Kopfsprungversuch die Schädel ein. Ihre kurzzeitige Bewußtlosigkeit nutzt Dagobert, um sich sein Vermögen wieder anzueignen.



124



125

Mit dem »Geldbad« schließt sich der Kreis der Geschichte. Während Dagobert sich im Geld bewegt wie eine Ente im Wasser, beißen sich die Panzerknacker daran die Zähne aus. Das in den Geschichten von Barks herrschende System beruht auf festgelegten habituellen Unterschieden, die als naturgegeben und unwandelbar dargestellt sind: Das Geld kommt und bleibt bei denen, die an das System glauben und es stützen. Für die Panzerknacker bleibt es trotz aller Bemühungen unerreichbar.

Die Panzerknacker in Deutschland Die Erfindung der Panzerknacker fiel in die Zeit, als auch in Deutschland mit dem Vertrieb von Walt Disneys Comics begonnen wurde. Die erste Nummer des Magazins »Micky Mouse« erschien 1951 im EHAPA Verlag, der bis heute die Rechte besitzt und die deutsche Barks-Gesamtausgabe ediert. Titelfigur der »Micky Mouse« war die bis dahin bekannteste, gleichnamige Filmgestalt Disneys, deren Popularität selbst die Kulturpolitik der Nazis nicht hatte unterbinden können. Die Geschichten der Hefte wurden aus dem Amerikanischen übernommen und übersetzt. Die Redaktion des Magazins besorgte von der ersten Nummer an die Kunsthistorikerin Erika Fuchs (* 1906), die den Figuren ihre deutschen Namen gab und aus den Beagle Boys die Panzerknacker machte. Einmal mehr zeigt sich in dieser Namensschöpfung die sprachliche Brillianz und der subtile Witz ihrer Übertragung.

Fuchs war auch für die Auswahl der Geschichten zuständig. Unter ihrer Regie wurden die Entenhausener Figuren von Barks schnell zur heimlichen Hauptserie der Zeitschrift. Sie veröffentlichte die Geschichten nicht chronologisch, sondern bevorzugte aktuelles Material. So kamen die jungen Leser nicht nur ohne große Zeitverzögerung in den Genuß der Ergebnisse der produktivsten Schaffensphase von Barks, sie lernten auch früh die Panzerknacker kennen – sofern ihre Eltern dies zuließen. Denn dem damaligen Bildungsbürgertum und dessen offizieller pädagogischer Norm galten die Comics als Schundliteratur. Sie wurden als »Esperanto der Analphabeten« und »Bildidiotismus« stigmatisiert. Als Reaktion wurde die Lektüre von Comics zum festen Bestandteil jugendlichen Protests.

In den sechziger Jahre entfachten Disney-Comics erneut einen Kulturkampf. Erstmals wurden deren Protagonisten und so auch die Panzerknacker zum Gegenstand von Untersuchungen. Bei der Analyse ihrer Aktionen und der Bewertung ihrer Rolle kamen Autoren zu recht unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Ausdeutungen: Im linken Satiremagazin *Pardon* erschien 1964 unter dem Titel »Micky Maus mit roter Fahne« ein Artikel von Peter Sulzbach, in dem er die Behauptung aufstellt, Disney-Comics »gehören zum Gefährlichsten, was das Kommunistische Schrifttum zu bieten hat. In vortrefflicher Tarnung werden in diesen Heftchen sozialistische Utopien geschildert.« Dagobert Duck wird beschrieben als »reichster Mann der Welt. Kommunistischer Ideologie entsprechend, ist er aber kein Ausbeuter: Dagoberts Vermögen ist mit eigener Hände Arbeit erworben.« Die Panzerknackerbande dagegen »versinnbildlicht die ›unbewältigte Vergangenheit‹

der Zukunft. Der Zusatz ›AG‹ deutet auf kapitalistische Herkunft. Die Panzerknacker sind Bösewichter, als solche aber keine Gefahr für die vollkommene Gesellschaft. Alle ihre Coups mißlingen.« Die Gestalten von Barks einer simplifizierenden, marxistischen Analyse zu unterwerfen, kam Ende der 60erJahre in linken Schüler- und Studentenkreisen zunehmend in Mode. Die Bandbreite der Analyseergebnisse zeigt sich beispielhaft in der Sulzbach diametral entgegengesetzten Einstufung Dagobert Ducks als »Prototyp des Monopolkapitalisten« im Schülermitverwaltungsblatt *Wir machen mit* von 1969. Hier werden die Panzerknacker als »erklärte Jünger Maos« bezeichnet. Sie seien »die einzigen, die mit der Enteignung der Ausbeuter ernst machen.« (Greiner 1974).

Den Höhepunkt dieser Interpretationswelle stellte das 1970 von Michael Czernich, Carl-Ludwig Reichert und Ludwig Moos unter dem Pseudonym Grobian Gans herausgebrachte »Die Ducks – Psychogramm einer Sippe« dar. In einer Mischung aus ernsthafter Analyse – mit Fußnoten von Adorno bis Reich – und Satire untersuchten sie in ihrem Buch detailliert und ausführlich die ganze Entenhausener Figurenwelt. Von der Panzerknackerbande erstellten sie folgendes Täterprofil: »Die markanteste Außenseiterposition in Entenhausen nimmt die militante Gruppe der Panzerknacker ein. Isoliert, aber organisiert führen sie einen verzweifelten Kampf gegen Dagobert, den klassischen Repräsentanten des kapitalistischen Systems. Wie zum Hohn nennen sie ihren Kampfverband eine AG. Sie pflegen eine Verbandsideologie und vernachlässigen ihr Äußeres. Konsequent verstoßen sie gegen Gesetz und Ordnung. Diese Fakten haben bei einigen, vom Ideologieverdacht nicht freizusprechenden Forschern zu der vorschnellen Deutung geführt, der Kampf der Panzerknacker gegen Dagobert sei ein Klassenkampf. Bei kritischem Zusehen entlarvt sich diese Behauptung als Wunschdenken. Zunächst fehlt es den Panzerknackern offensichtlich an Klassenbewußtsein: Sie unternehmen keinerlei Anstrengung, ihre Basis zu verbreitern ... Will man in den Panzerknackern unbedingt Revolutionäre sehen, dann allenfalls ›Operettenrevolutionäre‹ ... Sie entpuppen sich rasch als kleinbürgerliche Kriminelle mit faschistoiden Zügen, depravierte Handwerker vermutlich, die ihrer Tätigkeit ein Anstrich von ›subversiver Aktion‹ geben wollen.« (Grobian Gans 1970).

Mit ihrem Werk »Die Ducks« legte das Autorenkollektiv einen ersten Ansatz zur Erforschung Entenhausens vor, der in den letzten zwanzig Jahren im sogenannten Donaldismus seine Fortsetzung fand. Niemand beschäftigt sich so ausgiebig mit Donald und Co wie die Mitglieder der »Deutschen Organisation nichtkommerzieller Anhänger des lauteren Donaldismus«, kurz: D.O.N.A.L.D. Die meisten der Donaldisten gehen von Entenhausen als einer existierenden Parallelwelt aus. Die Comics von Barks in der Übersetzung von Fuchs werden von ihnen wie authentische Tatsachenberichte behandelt, die mit geistes- und naturwissenschaftlichen Methoden, versetzt mit einem Schuß Ironie, ausgewertet und ausgelegt werden. Die Forschungsberichte, verfaßt von den meist wissenschaftlich hochqualifizierten Clubmitgliedern, erscheinen im Zentralorgan »Der Donaldist«.

Hier findet sich in Heft 78 vom Januar 1991 auch eine detaillierte Analyse der Panzerknacker-AG, die an das Psychogramm in »Die Ducks« anschließt. Lars Kaschke stellt in »Die Panzerknacker AG – Mythos und Wirklichkeit« eine recht gewagte Hypothese zur Funktion der Bande auf. Er sieht in ihr »eine Sondereinheit des Entenhausener Geheimdienstes, die die Aufgabe hat, durch ständige Scheinangriffe auf den Duckschen Geldspeicher und durch sonstige Diversionsakte Dagoberts Energien vom außen- wie innenpolitischen Sektor abzuziehen bzw. ihn nervlich so zu zerrütten, daß ihm politische Tätigkeiten unmöglich werden. Auch das ständige ›Versagen‹ der Panzerknacker erklärt sich auf diese Weise. Der Staat ist an einer Schwächung Dagoberts, nicht aber an seiner Ausschaltung als unverzichtbarem Wirtschaftsschwerpunkt interessiert.« Mit donaldistischer Akribie und spielerischer Eleganz zieht Kaschke Einzelbilder und Sprechblasen aus sämtlichen Panzerknackergeschichten von Barks als Beweismaterial zu Rate, wobei er die gegebenen Tatbeständen notfalls mit rhetorischen Fragen zurechtzubiegen versucht: »Die permanente Erfolglosigkeit der Panzerknacker ist Teil ihrer Aufgabe. Wer würde denn auch glauben, daß eine geschulte Gangsterbande trotz zahlreicher Versuche nicht einmal Sprengstoff richtig dosieren kann?« Mit seinen spitzfindigen Argumenten kann Kaschkes Grundthese, beim ständigen Versagen der Bande sei Kalkül im Spiel, wohl vor allem eingefleischte Donaldisten überzeugen.

Steckbriefe aus aller Welt Nicht nur in Deutschland dechiffrierten Anfang der siebziger Jahre linke Literaturkritiker mit neomarxistischen und psychoanalytischen Ansätzen die Welt Entenhausens als Glorifizierung des sogenannten American way of life. Am subtilsten und einflußreichsten fand die Entlarvung der »imperialistischen Ideologie« Disneys ihren Ausdruck in der 1971 erschienenen Studie »How to read Donald Duck« von Ariel Dorfman und Armand Mattelart, die im Chile der sozialistischen Allende-Ära zum Verbot von Disneyprodukten führte. Nach der Ermordung des Präsidenten Salvador Allende wurde dieses Verbot aufgehoben, dafür kam das Buch von Dorfman/Mattelart auf den Index. Die beiden gehen darin der Frage nach, welchen Eindruck der Kosmos Entenhausens bei Lesern aus Ländern der sogenannten Dritten Welt hinterläßt. Dabei kommen sie zum Schluß, daß die im Comic humoristisch gemilderte Darstellung der Ausbeutung, die den Ausgebeuteten präsentiert wird, auf diese beleidigend wirken kann. Oder aber im schlimmeren Fall führt deren unkritische Akzeptanz zur Einübung und Verinnerlichung der eigenen Rolle:
»Bei Disney steht jede Figur auf der einen oder anderen Seite der Demarkationslinie der Macht. Wer unten ist, muß gehorchen, muß unterwürfig und bescheiden, diszipliniert und respektvoll sein. Die oben haben das Recht, einen ständigen Zwang auszuüben ... Dennoch gibt es zwischen den Mächtigen und den Mittellosen ein weniger aggressives Verhältnis: der Mächtige verteilt an seine Vasallen Geschenke, er belohnt sie.« Almosen werden als die einzige legitime Möglichkeit einer Teilhabe der Armen am Reichtum vorge-

Harald Zirngibl

Bankräuber mit Lodenmantel und Pistole

Frank Rumpel

Harald Zirngibl machte seine Besorgungen in und um München. Von 1992 bis 1998 überfiel der gebürtige Niederbayer 16 Banken und Sparkassen. Dabei nahm er insgesamt 72 Geiseln und erbeutete rund 4,6 Millionen Mark.

Zirngibls Methode, die er stets anwendete, war schlicht und effektiv. Zunächst beobachtete er mehrere Tage lang das Geldinstitut seiner Wahl. Wenn er meinte, alle Informationen beisammen zu haben, erzwang er früh morgens – die bei den ersten Überfällen gewählte Mittagszeit hatte sich nicht bewährt – mit vorgehaltener Gaspistole Einlaß, ließ den Tresor öffnen, sperrte die Geiseln ein und floh. Bei zwei seiner Raubzüge verriegelte er die Tür, hinter der die Geiseln festsaßen, mit einem Besenstiel. Für die Presse war Zirngibl fortan der »Besenstiel-Räuber«, ein Titel, der zu phantastischen Spekulationen einlud. Bis dahin war er der »Trachtenhut-Räuber« gewesen. In den meisten Fällen trug der 1952 geborene Zirngibl eine Brille mit dicken Gläsern, Pflaster im Gesicht und den besagten Trachtenhut. Diese biedere Verkleidung zeitigte in Verbindung mit seinem Auftreten durchaus Wirkung.

274

Keine der Geiseln wurde bei einem Überfall körperlich verletzt. Alle zeichneten sie das Bild eines ausgeglichenen Täters. »Er war überhaupt nicht aggressiv, sondern ganz ruhig, fast gemütlich«, gab ein Bankkaufmann der 1993 überfallenen Hypo-Bank Harlaching zu Protokoll. »Für mich war ein Bankraub bis dahin etwas Gewalttätiges«, berichtete er weiter, »hier aber war es nicht so. Er hatte eine höfliche Art, hat uns gesiezt und ist ordentlich mit uns umgegangen.« Das trug dem gelernten Industriekaufmann entsprechende Sympathien ein: »Der Bankräuber mit den guten Manieren« titelte die Süddeutsche Zeitung. Selbst das Gericht sprach von einem »maßvollen« Umgang mit den Opfern.

Zirngibls Anwälte hatten mit dessen Spielsucht als Motiv argumentiert, doch ließ das Gericht allenfalls eine »Spielleidenschaft« gelten, da Zirngibl nur einen Teil seiner Beute verspielt habe. Durch diese Spielleidenschaft wurde Zirngibl letztlich auch überführt.

Die Polizei ging anhand der erbeuteten Geldmenge und den etwa dreimonatigen Überfallsintervallen davon aus, daß es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um einen Spieler handle, der monatlich einen ansehnlichen Betrag brauche. Beim Überfall vom 20. März 1998 nahm eine Überwachungskamera den Täter auf. Das Bild verteilte

126



126 Harald Zirngibl: »Der Bankräuber mit den guten Manieren«

die Polizei an Banken und Casinos. Im folgenden Oktober wurde Zirngibl, der inzwischen im spanischen Marbella wohnte, wo er »Dienstleistungen aller Art« anbot und nur für die Überfälle nach München flog, schließlich bei der Beobachtung einer Bank gesehen. Zwar konnte er fliehen, doch ging die Kripo davon aus, daß er es bald wieder versuchen würde. In den folgenden Tagen legten sich über 200 Zivilbeamte vor insgesamt 105 Banken in München und Umgebung auf die Lauer, wo er ihnen am 3. November in Percha am Starnberger See ins Netz ging.

Bei der Gerichtsverhandlung zeigte Zirngibl noch andere Facetten seiner Spielleidenschaft. Wohl um sich der Verhandlung zu entziehen, brach er, über Herzbeschwerden klagend, vor seinem ersten Auftritt in der Zelle zusammen. Die Verhandlung wurde auf den nächsten Tag verschoben. Der Gefängnisarzt erklärte ihn für verhandlungsfähig. Da Zirngibl aber liegen blieb, wurde er auf einer Trage geschnallt in den Saal getragen. Zwei Beamte hievten ihn auf die Anklagebank, wo er apathisch der Verlesung der Anklage lauschte. Im Anschluß wurde er ins Krankenhaus eingeliefert und einem mehrtägigen Gesundheitscheck unterzogen, bei dem keine Erkrankung festgestellt werden konnte. Also gab er seine Posse auf, kam am folgenden Verhandlungstag in den Saal geschlendert und erklärte, er wisse auch nicht, was er da gehabt habe. Am 27. Oktober 1999 verurteilte ihn das Gericht zu 13 Jahren und sechs Monaten Gefängnis.

Quellen & Literatur: Tagesspiegel, 28.10.1999; Der Spiegel online, 27.10.1999; Stern, 26.8.1999; Berliner Zeitung, 15., 17., 21.9. u. 28.10.1999; Süddeutsche Zeitung, 17. u. 22.9.1999.

führt. Als entscheidendes Kriterium zwischen Gut und Böse zu unterscheiden machen Dorfmann/Mattelart die Achtung vor dem Privateigentum aus. Den Panzerknackern schreiben sie dabei die Funktion zu, die Rechtmäßigkeit des Anspruchs auf Reichtum von Dagobert zu unterstreichen. Als Diebe sind sie der Feind der Besitzenden und die Bösen: »Wenn Humanität und Wahrheit auf der Seite der ›rechtmäßigen‹ Eigentümer sind, wie kann dann ein anderer an Besitz herankommen? Die Antwort ist einfach und entlarvend: es geht nicht. Die Panzerknacker sind größer, stärker, schneller und sie sind bewaffnet; die Guten verfügen nur über größere Intelligenz und setzen sie gnadenlos ein. Die Bösen zermartern sich verzweifelt den Kopf auf der Suche nach Ideen ... Ihre Dummheit führt unweigerlich zu ihrer

Niederlage ... Per definitionem Nicht-Intellektuelle, können ihre Ideen nicht gelingen ... Die kleinen Abenteurer werden immer die besseren Ideen haben. Sie haben das Monopol auf Gedanken, Grips, Sprache und damit auf die Interpretation der Welt. Ihnen gehört die Welt, und deshalb kennen sie sie auch besser – kapiert ihr das endlich, Panzerknacker? Es gibt daraus nur einen Schluß: Hinter Gut und Böse verbergen sich nicht nur die antagonistischen Klassen, sondern auch eine Definition ihrer Beziehungen, ausgedrückt in Begriffen wie Geist gegen Körper, Gehirn gegen Muskeln, geistige gegen körperliche Arbeit. Es ist eine Arbeitsteilung, die nicht in Frage gestellt werden kann und darf. Die Guten haben in ihrem Kampf gegen die Muskelhelden den ›Wissensmarkt monopolisiert‹. Es steht jedoch mehr dahinter. Da die Arbeiterklasse darauf reduziert wird, einem Ziel hinterherzurennen, das sie niemals erreichen wird, sind die Eigentümer der Ideen auch die rechtmäßigen Eigentümer des Schatzes. Sie haben in fairem Kampf gewonnen.«

Anknüpfend an Dorfman/Mattelart hat der amerikanische Kunsthistoriker David Kunzle (1990) deren Analyse spezifiziert. Anstelle des unabhängigen Paralleluniversums der Donaldisten macht er in den Geschichten von Barks ein regelrechtes Netzwerk historischer Bezüge aus, das deutliche Parallelen zur amerikanischen Außenpolitik aufweist. Anhand seiner Analyse wird deutlich, wie bei aller Gewitztheit der Übersetzung von Erika Fuchs, durch ihr Zuschneiden der Geschichten auf ein deutsches Publikum Anspielungen und Zusammenhänge des Orginals verloren gingen. Eine grundsätzliche Verniedlichung und Enthistorisierung stellt schon die Umbenennung des eigentlichen Protagonisten, um den sich alle Abenteuer drehen, dar: des Dollar. Lediglich als in den Pupillen Dagoberts aufflackerndes Zeichen von Geldgeilheit findet er Eingang in die deutsche Fassung, wo er sonst zum harmlosen, märchenhaften »Taler« degeneriert. »Uncle Scrooge«, den Barks nach Charles Dickens' berühmten Geizhals benannt hat, verliert als »Onkel Dagobert« an Wertung und Aktualität. Passenderweise sind seine Initialen im Original dieselben wie die seines Landes. Als Inbegriff des Onkels erinnert er an Uncle Sam, der die nationale Autorität der amerikanischen Regierung, besonders in Kriegszeiten, verkörpert.

Die von Barks in den Entenhausener Kosmos neu eingeführten Figuren fallen alle in die Zeit des hysterischen Antikommunismus der McCarthy-Ära (1949-1954) und des Koreakriegs (1950-1953). Kunzle sieht im Barksschen Szenario der ständigen Bedrohung des Duckschen Geldspeichers durch die Panzerknacker eine Verkörperung der amerikanischen Angst vor der kommunistischen Expansion. In der oben schon besprochenen, ersten Panzerknackergeschichte »Only a Poor Old Man« findet Kunzle eine erstaunliche Reihe von Bezügen zum Koreakrieg: »Und die Panzerknacker bedrohen Onkel Dagoberts Sicherheit, indem sie neben seinem Geldschrank ein Haus bauen – gerade so wie die Nordkoreaner die Grenze entlang des 38. Breitengrades verletzen, die sie seit dem Zweiten Weltkrieg von Südkorea trennt ... Ein ähnlicher Schock wie der, den die USA erlebten, als sie in Korea fest-

stellen mußten, daß die sowjetischen MIG-Jäger ihre Luftüberlegenheit in Frage stellten, malt sich auf Dagoberts Gesicht ab, als er die neue Waffe der Panzerknacker bemerkt: Ein Vergrößerungsglas, das an Ballons hängt und ein Loch in den hölzernen Damm brennen soll.« Daß schmerzliche Realitäten, die ein Gütesiegel von Barks sind, in der deutschen Übersetzung verschwinden, zeigt sich an den von den Kormoranen transportierten Brandsätzen, die im Original klar als Napalmbomben bezeichnet werden. Diese neue schreckliche Waffe setzten die Amerikaner in Korea erstmals ein. Auch die von den Panzerknackern im Laboratorium erzeugte Geheimwaffe ist kein Phantasieprodukt, sondern entspricht den erstmals im Koreakrieg eingesetzten biologischen Kampfstoffen (Kunzle 1990).

Epilog: Bankraub als Sisyphusarbeit Neben solchen zeitgeschichtlichen Anklängen entwickelt sich in den anschließenden Panzerknackergeschichten rasch eine Eigendynamik von Selbstbezügen. Barks variiert Versatzstücke der Handlung der ersten Episode – zum Beispiel Onkel Dagoberts Trick, das Geld aus dem Geldspeicher auszulagern, um es vor der Bande zu verbergen – immer wieder neu. Die Palette der Verstecke reicht vom hohlen Baum bis zum Mond. Bis zu seiner letzten Panzerknackergeschichte im Jahre 1967 läßt Barks neununddreißig weitere vergebliche Versuche der Bande, an das Geld von Onkel Dagobert zu kommen, folgen. Und auch die Autoren und Zeichner in aller Welt, die danach das Erbe von Barks antraten, lehnen sich stilistisch und inhaltlich an den amerikanischen Duck-Pionier an. Barks hat mit seiner Arbeit einen verbindlichen Leitfaden geschaffen, nach dem Entenhausen gestaltet wird. So muß die Panzerknackerbande, gefangen in einer Endlosschleife, bis heute nach dem von ihm in den fünfziger Jahren entworfenen Schema ständig scheitern.

Quellen & Literatur

Barrier, Michael: Carl Barks and the Art of the Comic Book. New York 1981.
Dorfman, Ariel/Mattelart, Armand: How to Read Donald Duck. New York 1975. (Orig.: Para Leer al Pato Donald. Valparaiso 1971; dt. Ausg. Walt Disneys »Dritte Welt«. Berlin 1977.)
Dolle-Weinkauff: Comics – Geschichte einer populären Literaturform. Weinheim u.a. 1990.
Gans, Grobian: Die Ducks – Psychogramm einer Sippe. München 1970.
Greiner, Rudolf: Comics-Arbeitstexte für den Unterricht. Stuttgart 1974.
Grote, Johnny: Carl Barks – Werkverzeichnis der Comics. Stuttgart 1995.
Kaschke, Lars: Die Panzerknacker AG – Mythos und Wirklichkeit. In: Der Donaldist 78. Berlin 1991.
Kunzle, David: Carl Barks – Dagobert und Donald Duck. Frankfurt/Main 1990.
Sulzbach, Peter: Micky Maus mit roter Fahne. In: Teuflische Jahre. Bd. 2. Das Witzigste aus Pardon (Jahrgang 1964). Frankfurt/Main 1967, S. 70-72.
Platthaus, Andreas: Im Comic vereint – Eine Geschichte der Bildgeschichte. Berlin 1998.



Verbrechen mit menschlichem Antlitz – kleine Typologie des Kino-Bankraubs

---

278 *Klaus-Peter Eichele*

Während die meisten Genres des populären Films – Western, Science-fiction, Melodrama – konjunkturellen Zyklen unterworfen sind, die den sich wandelnden gesellschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen Rechnung tragen, gilt dies für das Subgenre von Filmen, die sich mit Bankraub auseinandersetzen, offenkundig nicht. Daß einer der ersten Spielfilme überhaupt, »The Great Train Robbery« (1903), vom Überfall auf einen Geldtransport handelt, mag ein Zufall sein. Ernst zu nehmender ist die Tatsache, daß zumindest seit der Einführung des Tonfilms wohl kein Jahr verging, in dem nicht irgendeine Bankraub-Geschichte halbwegs erfolgreich in den Kinos lief, zuletzt »The Thomas Crown Affair«. Man könnte den Eindruck gewinnen, daß der Bankraub als Sujet und Mythos der populären Kultur relativ zeitlose, von gesellschaftlichen Strömungen und politischen Konstellationen nur schwach tangierte Emotionen weckt. Er scheint jene in den »Tiefenschichten der Kollektivmenschen« verankerten Haß- und Wunschbilder anzusprechen, die »sich mehr oder weniger unterhalb der Bewußtseinsdimensionen erstrecken« (Kracauer 1984): Das Unbehagen an der kapitalistischen Ordnung und der diffuse Wunsch nach ihrer Überwindung.

Wie der Kino-Gangster im Allgemeinen ist der Bankräuber eine Nachbildung des populären Volkshelden früherer Epochen, ein »Held der sich im Gegen-

satz zur öffentlichen Moral und zum offiziellen Gesetz befindet, der aber doch die Sympathie einer großen Anzahl von Menschen aus jenen Schichten genießt, deren materielle und kulturelle Lage im Verhältnis zu derjenigen der herrschenden Klasse desolat ist« (Seeßlen 1977). Der moderne Bankräuber hat dabei ein besonderes Pfund, mit dem er wuchern kann, gilt doch die Bank im Volksglauben weithin als moralisch fragwürdige, wenn nicht gar verbrecherische Institution – speziell, wenn sie in ökonomisch krisenhaften Zeiten Existenzen bedroht oder vernichtet (→ Schönberger/Bankraub und Lottogewinn). Die Bank erscheint gleichsam als Vollstreckerin der Unmenschlichkeit des polit-ökonomischen Systems, der Bankraub als eine legitime Expropriation der Expropriateure – ein Verbrechen mit menschlichem Antlitz. Während im wirklichen Leben der Bankraub zu den am härtesten sanktionierten Straftaten gehört, darf der Kino-Bankräuber stets mit besonderer Nachsicht rechnen. Die Erwartungshaltung des Zuschauers verlangt eine – wenn nicht verständnisvolle – so doch differenzierte Charakterzeichnung. Aus demselben Grund gibt es auch nur ganz wenige Filme, die den Bankraub aus der Perspektive der Bank zeigen oder die Aufklärungsarbeit der Polizei in den Mittelpunkt stellen.

Ein massenkompatibler Bankraub-Film hat also eine schwierige Gratwanderung zu vollbringen: Er muß sowohl dem Interesse seines Produzenten an der Unantastbarkeit der Eigentumsordnung Rechnung tragen, als auch, zumindest unterschwellig, die Legitimität des Bankraubs (oder zumindest die lauteren Motive des Bankräubers) propagieren. Das Dilemma löst sich, indem der Konflikt auf die Zuschauer zurückprojiziert wird. Der idealtypische Bankraub-Film macht sich das unbewußte Unbehagen an der kapitalistischen Ordnung emotional zunutze, doch zugleich verstärkt er die Angst davor, sie tätlich zu überwinden. In den (fast immer im Kollektiv operierenden) Bankräubern spiegelt sich sowohl der Wunsch nach einer von Armut befreiten Gesellschaft, die ohne eine Beseitigung der herrschenden Verteilungsprinzipien nicht realisierbar erscheint, als auch die internalisierte Moral, daß die Realisierung dieses Wunsches die Strafe des Untergangs nach sich zieht. Der Bankraub-Film bereitet insofern ein schizophrenes Vergnügen: Er verficht sowohl die Lust am Widerstand als auch die Lust an der Bestrafung des Widerstands.

Die Regeln des Genres sind über die Jahrzehnte hinweg entsprechend starr geblieben. Gewöhnlich zerfällt ein Bankraub-Film in zwei Teile. Im ersten wird, meist gespickt mit einer gehörigen Portion Bewunderung, die Vorbereitung und Durchführung des Raubs geschildert. Teil zwei widmet sich der Bestrafung der Täter, wobei in der Regel zwei Möglichkeiten in Frage kommen. In den

127 Faye Dunnaway und Warren Beatty in »Bonnie & Clyde« (1967)

schlichteren, selten erfolgreichen Filmen erweist sich die von der Polizei repräsentierte Staatsmacht den Bankräubern als überlegen, überführt oder tötet sie. In den subtileren sind es die Bankräuber selbst, die unfreiwillig die Wiederherstellung der Eigentumsordnung bewerkstelligen, indem sie über die Beute in Streit geraten, sich gegenseitig verraten oder umbringen (→ Winkle/Kriminalroman). Sie scheitern also daran, daß sie ihre kollektive Praxis aufgeben und sich dem Konkurrenz-Syndrom des kapitalistischen Systems, zu dem sie ursprünglich in Opposition standen, unterwerfen. Nicht der Raub läßt den Räuber scheitern, sondern sein Verrat am Kollektiv, die Distanzierung vom Einverständnis mit dem Zuschauer, der nicht individuelle Bereicherung, sondern eine der Gemeinschaft zugute kommenden Umverteilung ersehnt. Dem Bankräuber wird die Sympathie des Zuschauers entzogen, indem ihm unterstellt wird, nicht die Herstellung von Verteilungsgerechtigkeit im Auge zu haben, sondern selber profitieren zu wollen von der Anarchie der ökonomischen Ausbeutung. Am Ende mag der Zuschauer sein Wunschbild, daß eine Umwälzung der Eigentumsverhältnisse wünschenswert sei, behalten, er muß aber zugleich erkennen, daß sie in der Praxis an der menschlichen Unzulänglichkeit scheitert. Der Verdacht liegt nahe, daß das Gros der Bankraub-Filme den Zweck erfüllt, die Tatsache der Ausbeutung triebökonomisch zu verarbeiten.
Trotz dieser Kontinuität, die für den Mainstream des Genres Gültigkeit hat, hat das jeweilige gesellschaftliche Umfeld, in dem Bankraub-Filme entstanden sind, unterschiedliche Varianten hervorgebracht – insbesondere was die Motive der Täter und die ihnen zugeschriebenen sozialen Funktionen angeht. Die nachfolgenden Beispiele mögen dies verdeutlichen.

»You Only Live Once« – Bankraub aus existenzieller Verzweiflung
Seine erste große Blüte hatte der Bankraub – sowohl im Kino als auch in der Wirklichkeit – in den dreißiger Jahren, als sich im Zuge der Depression große Teile insbesondere der amerikanischen Landbevölkerung von den Banken in den Ruin getrieben wähnten. Diejenigen, die sich gegen diese staatlich legitimierte Verelendung zur Wehr setzten, umgab in klassischer Weise die Aura des Volkshelden. Am Anfang ihrer Verbrecherkarriere stand weder ein rebellischer Impetus noch Geldgier, sondern nackte existenzielle Not oder erlittenes Unrecht. Diesen Typus verkörperte paradigmatisch John Dillinger (→), der in den Jahren 1933/34 nicht nur zahlreiche Banküberfälle verübte, sondern auch Häftlinge aus dem Gefängnis befreite und – vermutlich nur der Legende nach – niemals einen Menschen getötet oder auch nur ernsthaft verletzt haben soll. Hollywood trug diesem Mythos des im Grunde des Herzens edlen, von den äußeren Umständen zum Gangster gemachten Bankräuber mit zahlreichen Filmen Rechnung; den Ton der Zeit am Besten traf vermutlich der deutsche Emigrant Fritz Lang mit »You Only Live Once« (1936). Seinem Helden Henry Fonda wohnt, im Gegensatz zu Bonnie und Clyde (→) in der späteren Verfilmung, überhaupt nichts Rebellisches, Heroisches oder gar Erotisches inne. Er ist vielmehr ein schlichtes Opfer der

128



Gesellschaft, die ihm die Outlaw-Rolle gegen seinen Willen aufzwingt. Minutiös und mitfühlend zeichnet der Film den Weg vom mittellosen Proletarier zum Schwerverbrecher nach. Behaftet mit dem Stigma des Vorbestraften scheitern alle Versuche, in der Gesellschaft Fuß zu fassen. Die ehrbaren Bürger gönnen ihm nicht, was er am liebsten sein möchte: ein braves, fleißiges Mitglied der Gesellschaft. Wegen eines Mordes, den er nicht begangen hat, kommt er wieder ins Gefängnis, flieht mit seiner Geliebten und wird notgedrungen das, was er niemals sein wollte: ein Verbrecher und Bankräuber. Eine Lust ist das freilich nicht, bei jedem Überfall spürt man förmlich den Ekel, den Lebensunterhalt für seine Familie auf diese unbotmäßige Weise verdienen zu müssen. Einen mehr Mitleid erregenden Bankräuber hat es vielleicht nie wieder gegeben. »Lang beweist den ganzen Film hindurch die niedere Denkungsart der guten Gesellschaft und den Adel des asozialen Paares« (Truffaut). In den neunziger Jahren erlebte diese Variante von Bankraub-Filmen eine kleine Renaissance innerhalb des afroamerikanischen Kinos. Namentlich in den Filmen »Set It Off« und »Dead Presidents« ist es die (jeweils ausführlich geschilderte) desolate soziale Getto-Situation, die ein Team von deklassierten jungen Menschen zu Bankräubern werden läßt.

128 John H. Dillinger posiert mit dem Staatsanwalt im Crown Point Gefängnis

»Rififi« – Raub als technisches Meisterwerk Selten genug wird ein Bankraub-Film als Filmkunst gehandelt. Bis heute ist er im Grunde Teil des Trivial- und Massenkinos geblieben, seine Protagonisten entstammen – mehr oder weniger explizit – dem Proletariat oder dem der Verelendung ausgesetzten Kleinbürgertum. Schließlich ist das Verbrechertum, wie einer der Juwelenräuber in »The Asphalt-Jungle« sagt, »nur eine besondere Form des Lebenskampfs«. Einer der wenigen Genre-Filme, denen Einlaß gewährt wurde in der Olymp der (bürgerlich anerkannten) Filmkunst, ist Jules Dassins »Rififi« (1954). Allerdings nicht deswegen, weil die Gangster privilegierten Kreisen entstammen würden, sondern weil sie bei ihrem Raubzug eine Handwerklichkeit und technische Vollkommenheit an den Tag legen, die auch im gehobenen Bürgertum höchsten Respekt findet. Der Filmtitel gilt noch heute als Synonym für einen besonders raffiniert durchgeführten und deswegen besonders bewundernswerten (unblutigen) Raub. Seine Reputati-

» ... auf Jugendliche verrohend zu wirken«

Berlin. Seit Inkrafttreten des Reichslichtspielgesetzes im Jahr 1920 mußten alle Filme in Deutschland von amtlichen Prüfstellen zur öffentlichen Vorführung in Filmtheatern zugelassen werden. Die letzte Instanz, die Berliner Film-Oberprüfstelle, war eine Einrichtung des Reichsinnenministeriums: »Der Bildstreifen [Der Bankräuber von Alaska, USA, d. Hg.] wird zur öffentlichen Vorführung im Deutschen Reiche zugelassen, darf jedoch vor Jugendlichen nicht vorgeführt werden.
Entscheidungsgründe: ... Die Taten der Verbrecher, die auf ihre zukünftigen Opfer schießen und diesen Opfern vorher Drohbriefe mit einem Totenkopf ins Haus schicken, sind geeignet, die Phantasie Jugendlicher zu überreizen. Die fortwährenden Kämpfe sind geeignet, auf Jugendliche verrohend zu wirken.« Auf die Beschwerde der Südfilm AG gegen das ausgesprochene Verbot für Jugendliche antwortete die Oberprüfstelle: ▸▸

on mag auch daher rühren, daß es in diesem Film um einen Juwelenraub geht, eine Tat also, die sich noch viel stärker als ein Banküberfall gegen die Luxusbedürfnisse der oberen Schichten richtet. Das Kernstück des Films ist eine Lektion in Präzisionsarbeit. Unter Vernachlässigung der Charakterzeichnung schildert er die intelligente Planung und Durchführung des Raubs – die 25 Minuten dauernde Einbruchsequenz, die ohne jeden Dialog auskommt, ist gleichsam ein Loblied auf professionelles Handwerk. Erst das letzte Drittel widmet sich den menschlichen Unzulänglichkeiten. Bezeichnenderweise wird den Tätern zum Verhängnis, daß sie sich nach dem erfolgreichen Coup die Verhaltensweisen der Oberschicht zu eigen machen. Die Sache fliegt auf, als einer der Einbrecher, um Eindruck zu schinden, einer attraktiven Sängerin ein Schmuckstück zum Geschenk macht. Unausgesprochen steht hinter »Rififi« eine in den fünfziger Jahren gängige Ideologie, die den Aufstiegswillen der subalternen Schichten wohlwollend zur Kenntnis nimmt und quasi ein Angebot zum Überspringen der Klassengrenzen macht: Wer die entsprechende technische und intellektuelle Kompetenz aufbringt, ist im Kreis der Privilegierten willkommen. Zugleich wird aber auch die tiefe Angst spürbar, das Angebot, sich individuell bereichern zu dürfen, könne als Legitimierung einer umfassenden Umwälzung der Eigentumsordnung

mißverstanden werden. Eine typisch deutsche Variation dieses Themas bietet der 1957 entstandene Film »Banktresor 713« (1957) der früheren Nazifilm-Aktivisten Werner Klingler (Regie) und Herbert Reinecker (Buch). Er handelt von zwei Verlierern des Wirtschaftswunders: Einem Spätheimkehrer (Martin Held), dessen Arbeitsuche an bürokratischen Hindernissen scheitert, und seinem jüngerem Bruder (Hardy Krüger), der als Autowäscher ein jammervolles Dasein führt. Die beiden sind verelendetes Kleinbürgertum, denen ohne eigene Schuld die Teilhabe am aufkommenden Wohlstand verwehrt wird – wobei im Falle Held noch der Mitleid heischende Verweis hinzukommt, er habe im Krieg für Deutschland seinen Kopf hinhalten müssen. Auch dieser Film macht ein eindeutiges Integrationsangebot, indem er die Fertigkeiten, das handwerkliche Geschick nachdrücklich als Aufstiegschance billigt: Ein Großteil des Films widmet sich der überaus cleveren Planung und Durchführung des Raubzugs, der mittels eines selbst gegrabenen Tun-

»Dem Sachwalter des Beschwerdeführer ist zuzugeben, daß der Bildstreifen im Wilden Westen spielt, daß er die Entlarvung einer Räuberbande zum Gegenstand hat, daß diese gelingt und daß die Verbrecher der verdienten Strafe zugeführt werden. Mit der Prüfstelle ist demgegenüber aber festzustellen, daß der Gesamtinhalt des Bildstreifens, der sich in einer fortgesetzten Kette verbrecherischer Handlungen, Bedrohung, Raub, Überfall, Tötung, und brutaler Kampf- und Tötungsszenen erschöpft, geeignet ist, auf Jugendliche verrohend zu wirken.«
Quelle: Zensurgutachten der Film-Oberprüfstelle Berlin vom 4.11. und 10.11.1927.
URL: http://www.filminstitut.de/dt2tb00213.htm. (KS)

nels zum Tresor einer Bank führt. Der Einbruch steht im Zeichen respektabler deutscher Wertarbeit, die sich lediglich am falschen Objekt bewährt. Die Entscheidung der Protagonisten, ihr Dilemma kriminell zu lösen, entbehrt nicht einer gewissen psychologischen Logik und sozialen Legitimität, darf aber nicht ungesühnt bleiben. Ob wir das als Gleichnis für die 25 Jahre zuvor getroffene Entscheidung des Kleinbürgertums, die Nazipartei zu wählen, verstehen dürfen, sei dahingestellt.

»Bonnie & Clyde« – Bankraub als ästhetische Revolte Einer der erfolgreichsten Bankraub-Filme aller Zeiten ist die 1967 entstandene Gangsterballade »Bonnie & Clyde«. Der Hollywood-Film ist die triumphale Wiederkehr des zu dieser Zeit schon arg zerschlissenen Volkshelden im Gewand eines romantischen Liebespaars. Regisseur Arthur Penn hat auf zwei legendäre Banditen der dreißiger Jahre zurückgegriffen, in deren wirklichem Leben indes nicht viel Heldenhaftes zu finden ist. Tatsächlich waren Bonnie Parker und Clyde Barrow ordinäre Verbrecher, die Menschenleben zerstörten, ohne einen Unterschied zwischen Repäsentanten der Staatsmacht und Unbeteiligten zu machen. Dennoch mögen ihre Taten während der Depression für viele Farmer »einen gewissen sozialrebellischen Affekt ausgelöst haben, da sich

129



ihre Angriffe vorwiegend auf die Einrichtungen der verhaßten städtischen Zivilisation richteten« (Seeßlen 1977). Diesen Punkt akzentuiert der Film gleich zu Beginn, als er das Paar auf einen Farmer treffen lässt, dem die Bank seinen verschuldeten Hof abgenommen hat. Dennoch sind die Aktionen des Film-Pärchens allenfalls am Rande als sozialrevolutionär oder gar politisch motiviert zu werten. Penn inszeniert ihre Banküberfälle als lustvolle Verbotsübertretungen, in der Art eines erotisch aufgeladenen Spiels. Im Grunde sind Bonnie und Clyde weniger Outlaws als etwas aus der Art geschlagene Kinder des Konsums, worauf Bonnies Entscheidung, bei jedem Überfall ein neues Kleid zu tragen, hinweist. Ihr kriminelles Aufbegehren entspricht

einer Adoleszenzphase, die eine spätere Rückkehr in die bürgerliche Wohlanständigkeit keineswegs ausschließt. Erst als dieser Ausweg verbaut ist, bekommt der Film eine etwas deutlichere politische Stoßrichtung: In die Rolle von Rebellen werden Bonnie und Clyde in erster Linie durch die heftige Reaktion der Staatsmacht gedrängt, der nicht an der rationalen Befriedung des Konflikts oder gar Resozialisierung gelegen ist, sondern an der bedingungslosen Unterwerfung abweichenden Verhaltens, letztlich an seiner Liquidation. Entscheidend für die Härte dieser Auseinandersetzung, so suggeriert uns der Film, ist weniger der Verstoß gegen die Eigentumsordnung, weniger der Überfall als solcher, als vielmehr die Lust, die er bereitet – sein Stil. Bonnie und Clyde repräsentieren ein neues Ideal von Anti-Autorität (zweckfreiem Ungehorsam) und (auch erotischer) Freiheit – am deutlichsten symbolisiert durch die endlosen, in gewisser Weise »Easy Rider« vorwegnehmenden Autofahrten durch amerikanische Landschaft und die spürbar an die Nouvelle vague angelehnte Art der Inszenierung. Was in dem Gangsterpärchen partiell verherrlicht wird, ist die jugendliche Subkultur der sechziger Jahre: »Live fast, die young«. Der Sozialkonflikt ›Bankraub‹ wird in einen ästhetischen Generationenkonflikt transformiert, der nur insofern eine politische Dimension gewinnt, als er von Seiten der mit der Erwachsenenwelt verbündeten Staatsmacht politisch geführt wird – mit einem Repressionsapparat, der ihre veralteten moralisch-ästhetischen Standards rücksichtslos durchsetzt.

»Das Superhirn« – Bankraub als Gesellschaftsspiel Der moralische Relativismus der sechziger Jahre, der einen Film wie »Bonnie & Clyde« möglich machte, war mitverantwortlich für eine Variante, die den Bankraub als ein aus seinen sozialen Koordinaten komplett herausgelöstes Gesellschaftsspiel präsentiert. Als ein teils intellektuelles, teils bloß spaßiges Kräftemessen unter moralisch gleichermaßen Indifferenten – sei es zwischen Bankräubern und Polizei, sei es zwischen konkurrierenden Gangsterbanden. Das herausragende Exemplar dieser Sorte Bankraub-Film ist die französisch-italienische Comedy-Produktion »Le cerveau« (»Das Superhirn«, 1968) mit Jean-Paul Belmondo und David Niven, worin sich drei Ganoventeams um die Beute aus einem Geldtransport der NATO raufen. Dieser Film gehört übrigens zu den wenigen, bei denen die Räuber am Ende nicht bestraft werden – abgesehen davon, daß sie ihre Beute natürlich verlieren. Vielmehr brechen sie frohgemut zum nächsten Coup nach Amerika auf.

»Dog Day Afternoon« – Bankraub als Sittenbild Den fröhlichen, teilweise heldischen Bankräubern der sechziger Jahre folgte in den siebzigern der gebrochene Typ, der – wie in Sydney Lumets »Dog Day Afternoon« (»Hundstage«, 1976) – sozialarbeiterischer Anteilnahme bedarf. Drei Männer mit Al Pacino als vermeintlichem Mastermind an der Spitze überfallen in New York eine Bank. Das Unternehmen entpuppt sich schon nach wenigen Minuten als Desaster: Die Beute beträgt tausend Dollar, die Polizei hat bald einen Belagerungsring um die Bank gezogen, an Flucht ist nicht zu denken. An den kriminalistischen oder Action-Aspekten dieser Geschichte ist Lumet allerdings so gut wie nicht interessiert. »Dog Day Afternoon« ist vielmehr ein fast dokumentarisches Kammerspiel, das nicht die Tat (die von Beginn an als dilettantisches Unterfangen entlarvt wird) in den Mittelpunkt rückt, sondern ihre Voraussetzungen und Wirkungen. Al Pacino wird als sympathischer Loser eingeführt, den nicht Geldgier, sondern der Traum vom bescheidenen Lebensglück zu dem Überfall animiert. Konkret: Er möchte seinem Lebensgefährten, einem Transsexuellen, die Geschlechtsumwandlung finanzieren. Zweitens befaßt sich der Film ausführlich mit dem Umfeld der Tat, einem Medienapparat, der die Geschichte gierig aufsaugt und nach seinem Gusto verformt und einem sensationslüsterner Mob, der die Bankräuber abwechselnd feiert und verdammt. Der Bankraub ist in diesem Film lediglich ein Anlaß für umfassende Sozialkritik. Nicht das Verbrechen wird moralisch hinterfragt, sondern eine Gesellschaft, die offenbar solcher Events bedarf, um sich ihrer selbst zu vergewissern. Das Ende ist düster: Pacino läßt sich in aussichtsloser Lage verhaften, nachdem er seinen Kumpan ›geopfert‹ hat und der von der Polizei erschossen wurde.

129 Bonnie Parker und Clyde Barrow inszenieren ihren eigenen Mythos

»Lina Braake« – Bankraub als Klassenkampf Der Bankraub als Klassenkampf – das heißt, des bewußt ausgetragenen Konflikts zwischen in ihrer antagonistischen sozioökonomischen Stellung eindeutig zu erkennenden Personen – ist ein überaus seltenes Vergnügen im Kino. Soweit erkennbar gibt es ihn nur in komödiantisch verbrämter Form, die es erlaubt, das Ganze auch als märchenhaften Jux abtun zu können. In der britischen Komödie »Lavender Hill Mob« (»Einmal Millionär sein«, 1951) sind es die über Jahre hinweg von seinem Arbeitgeber erlittenen Demütigungen, die einen kleinen, unterprivilegierten Bankangestellten zu einem – zunächst erfolgreichen – Geldraub veranlassen. Noch einen Schritt weiter geht Bernhard Sinkel mit dem Film »Lina Braake« (1975), der bereits in seinem Untertitel unmißverständlich klarstellt: »Die Interessen der Bank können nicht die Interessen sein, die Lina Braake hat«. Daß dieser Satz später im Film der Bank zugeschrieben wird, ist ein deutlicher Hinweis darauf, wer Schuld daran hat, daß die Gesellschaft von klassenkämpferischen Konflikten heimgesucht wird. Auch in »Lina Braake« spielt das Motiv der Vergeltung erlittenen Unrechts eine wichtige Rolle. Eine mittellose Greisin rächt sich mit Hilfe eines entmündigten Finanzmaklers an einer Bank, die sie aus ihrer Wohnung vertrieben hat, indem sie dem Unternehmen einen faulen Kredit abluchst. »Lina Braake« ist vielleicht der einzige Mainstream-Film, in dem die Bankräuber am Ende auf der ganzen Linie siegen. (Der heute nahezu vergessene Film war übrigens einer der erfolgreichsten deutschen Autorenfilme der siebziger Jahre.) Dazu bedurfte es einiger Voraussetzungen, die in der partiell antikapitalistischen, mit Außenseitern und ›Minderheiten‹ aller Art sympathisierenden Stimmung der siebziger Jahre zu suchen sind. Bei den beiden Helden handelt es sich um paradigmatische Unterprivilegierte, die zunächst hilflos den Machenschaften des Finanzkapitals ausgesetzt scheinen. Umgekehrt konkretisiert sich die Unmenschlichkeit der Bank dadurch, daß sie alte Menschen aus ihren Wohnungen vertreibt und unsoziale Sanierungsprojekte forciert. Zweitens folgt der Coup der beiden Greise strikt dem populären Diktum der Gewaltlosigkeit. Die Bank wird nicht einfach ausgeraubt, sondern quasi mit ihren eigenen Mitteln reingelegt, mit fiesen Tricks und advokatischen Winkelzügen. Der Forderung nach Expropriation der Expropriateure entspricht dieser Film nahezu ideal: Der (staatlich legitimierten) Enteignung von oben wird die (gesellschaftlich legitimierte) Selbstjustiz von unten entgegengesetzt.

»Reservoir Dogs« – Bankraub als Profession Die sozialarbeiterische Gesinnung der siebziger Jahre wurde im Bankraub-Film der neunziger gründlich dem Erdboden gleichgemacht. Die Neoliberalisierung der Gesellschaft, die Wiederkehr des Sozialdarwinismus, die Diskreditierung alles Gutmenschlichen entzog auch dem Bankräuber sein menschliches Antlitz. Der kriminelle Biedermann, der von unbilligen sozialen Umständen auf den Pfad des Unrechts geführt wurde, war ebenso am Ende wie der von kriminalistischer Eleganz und Ehrenkodex geleitete Gentleman-Ganove. Ihre Plätze

wurden eingenommen vom naturgegebenen, unhinterfragbaren Bösen, das rücksichtslos seine individuelle Bereicherung betreibt oder einfach nur seine Mordlust auslebt. In Quentin Tarantinos »Reservoir Dogs« (1991), dem bekanntesten Film dieser Richtung, ist der Überfall reduziert auf ein ebenso kurzes wie brutales Gefecht zwischen Gangstern und Polizei. In »Killing Zoe« (1994) entsteht der Plan des Bankraubs auf einer nächtlichen Tour, bei der sich die Bande mit billigem Wein und Heroin vollpumpt. Sein Inhalt: Wir gehen einfach rein und nehmen uns, was wir brauchen. Waren in den meisten klassischen Bankraub-Filmen Tote das Resultat von Ungeschicklichkeit oder unglücklichem Zufall, so sind sie in den Genre-Filmen der neunziger von vornherein einkalkuliert, wenn nicht gar, aus einer Art sadistischem Antrieb, erwünscht. In einer Schlüsselszene von »Reservoir Dogs« schneidet einer der Gangster einem gefesselten Polizisten aus purer Lust ein Ohr ab. Der Volksheld, der der Bankräuber einmal war, ist zum ganz gewöhnlichen Lumpen verkommen. Speziell in »Reservoir Dogs« ist dieser Lump aber sozial positioniert: Tarantinos Gangster erscheinen mit ihren uniformen schwarzen Anzügen und den stereotypen Decknamen wie Karikaturen von Konzern-Managern. Ihr Raubzug, so desaströs er auch verläuft, ist durchgeplant wie ein Business-Deal.

Es scheint, als habe sich der Kapitalismus das Ideal von sozialer Gerechtigkeit, das der klassische Bankräuber wenigstens als Wunschbild repräsentierte – und im Mythen-Reservoir der Menschheit verankerte –, einverleibt und dabei seiner subversiven Substanz beraubt.

Quellen & Literatur

Kracauer, Siegfried: Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films. Frankfurt/Main 1984.
Seeßlen, Georg: Der Asphalt Dschungel. Geschichte und Mythologie des Gangster-Films. München 1977.

Filme:
Banktresor 713. Regie: Werner Klingler, mit Martin Held, Hardy Krüger u. Nadja Tiller. BRD 1957.
Bonnie & Clyde. Regie: Arthur Penn, mit Warren Beatty, Faye Dunaway, Gene Hackman. USA 1967.
Dead Presidents. Regie: The Hughes Brothers, mit Larenz Tate, Keith David, Chris Tucker. USA 1995.
Dog Day Afternoon (dt.: Hundstage). Regie: Sidney Lumet, mit Al Pacino, John Cazale. USA 1976.
Du Rififi chez les hommes (dt.: Rififi). Regie: Jules Dassin, mit Jean Servais, Robert Manuel. Frankreich 1954.
Killing Zoe. Regie: Roger Avary, mit Eric Stoltz, Jean-Hugues Anglade, Julie Delpy. USA 1993.
Lavender Hill Mob (dt.: Einmal Millionär sein). Regie: Charles Crichton, mit Alec Guiness, Stanley Holloway. GB 1951.
Le Cerveau (dt.: Das Superhirn). Regie: Gérard Oury, mit David Niven, Jean-Paul Belmondo, Bourvil. Frankreich/Italien 1968.
Lina Braake – Die Interessen der Bank können nicht die Interessen sein, die Lina Braake hat. Regie: Bernhard Sinkel, mit Lina Carstens, Fritz Rasp. BRD 1974.
Reservoir Dogs (dt.: Reservoir Dogs – Wilde Hunde). Regie: Quentin Tarantino, mit Harvey Keitel, Tim Roth, Chris Penn. USA 1991.
Set it Off. Regie: F. Gary Gray, mit Jada Pinkett, Queen Latifah, Vivicia A. Fox. USA 1996.
The Asphalt Jungle (dt.: Asphalt Dschungel). Regie: John Huston, mit Sterling Hayden, Jean Hagen, James Whitmore. USA 1950.
The Great Train Robbery. Regie: Edwin S. Potter. USA 1903.
The Thomas Crown Affair. Regie: John Mc Tiernan. USA 1999.
You Only Live Once (dt.: Gehetzt; TV: Du lebst nur einmal). Regie: Fritz Lang, mit Henry Fonda, Sylvia Sidney. USA 1936.

Siegfried N. Dennery

der »sanfte« Rosenheimer

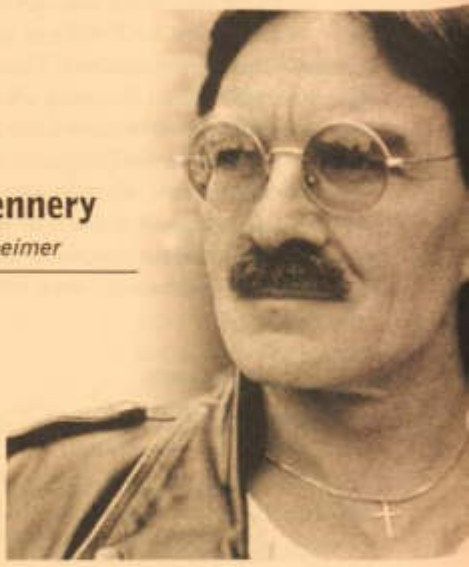
Tom Wolf

Ein Bankräuber aus gesundheitlichen Gründen, der vom Erlös seiner ersten beiden Taten ein Hotel auf der Karibikinsel St. Lucia baut, ein emigrierter Unternehmer, der zu Banküberfällen mehrfach nach Deutschland zurückkehrt, nur Zweigstellen Rosenheimer und Feldafinger Sparkassen ausraubt, immer nach dem gleichen Muster, mit solcher Kaltblütigkeit, daß er zwei Filialen innerhalb von zwei Jahren jeweils zweimal hintereinander überfällt – auch wenn es unglaublich scheint: Es gibt diesen Menschen. Er lebt heute abwechselnd in Lingen (Emsland) und auf St. Lucia (Karibik) und heißt Siegfried N. Dennery.

Geboren 1954 in Rosenheim, erhielt er eine gutbürgerliche, streng katholische Erziehung und eine kaufmännische Ausbildung bei der Allianz-Versicherung.

Nach einem Intermezzo als Skilehrer betrieb er zwei Rosenheimer Tanzlokale, bis ihn 1981 eine Hausstauballergie zur Geschäftsaufgabe und zur Übersiedlung in die milbenfreie Karibik zwang. Doch die Banken, bei denen Dennery wegen Förderkrediten für ein karibisches Hotelprojekt vorsprach, lehnten eine Hilfe in Anbetracht seines Gesundheitszustandes ab. Er beschloß, sich das Geld zu »besorgen. Scheißegal wie. Verdammt will ich sein, wenn ich's nicht schaffe.«

Dennery schaffte es zwei Jahre lang. Zwar verfügte er laut psychologischem Gutachten über einen IQ von 156, doch die Einschätzung von Menschen bereitete ihm Schwierigkeiten. Ein betrügerischer Architekt und »Konsul« hatte einen Großteil des Beutegelds auf St. Lucia verpraßt; Dennerys Ehefrau, die ihn wiederholt im Stich ließ – etwa als er nach einem Duell mit Kopfgeldjägern in einer Telefonzelle auf Martinique zu verbluten drohte –, versoff die beiden Rosenheimer Diskotheken. Zuletzt ließ sich der kinder- und tierliebe »Räuber mit der sanften Hand«, der nie Gewalt anwendete, auch noch von einem Amateur um die Früchte aller Mühen bringen. Am 21. November 1983, kurz nach Eintreffen der Bankangestellten, räumte er mit einem Komplizen die Zweigstelle Riedering der Sparkasse Rosenfeld zum zweiten Mal aus. Doch der Kompagnon versäumte es, den Filialleiter wie geplant in die Besenkammer zu sperren, so daß Typ und Kennzeichen des Fluchtwagens sofort der Polizei bekannt wurden. Ein in unmittelbarer Nähe befindlicher Streifenwagen konnte umgehend die Verfolgung aufnehmen. Dennery mußte von der Landstraße auf einen Waldweg ausweichen, prallte gegen



einen Baumstumpf und wurde schwer verletzt gestellt.

Für acht Überfälle mit einer Gesamtbeute von 1,5 Millionen Mark erhielt der inzwischen vom Asthma befreite Dennery 14 Jahre Gefängnis. Er studierte im Knast Germanistik und wurde 1993, nach zehn Jahren, auf Bewährung entlassen. Seine Autobiographie wurde 1995 verfilmt.

Quellen & Literatur: Dennery, Siegfried N.: Der Räuber mit der sanften Hand. Roman. Rosenheim 1995; Film: Der Räuber mit der sanften Hand. Regie: Wolfgang Mühlbauer. Bavaria/RTL 1995.

Der smarte Pino

eine Schwäche für österreichische Kreditinstitute

Frank Rumpel

Stil war für Giuseppe Del-Monaco, genannt »Pino«, wohl immer wichtig. Dies unterstrich der stets gut Gekleidete durch einige publicity-wirksame Anekdoten in seinem Geständnis. Bei einem Überfall auf eine Bank wollte ein Kunde gerade Geld einzahlen: »Der hatte Angst, daß ich auch gleich sein Geld nehme. Das habe ich aber nicht genommen.« Ähnlich gentlemanlike verhielt er sich er beim Überfall auf ein Schweizer Juweliergeschäft: Er brach die Aktion ab, weil eine Angestellte schwanger war und er nicht wollte, »daß sie das Kind verliert«.
Pino wurde Ende November 1998 in einem noblen Wiener Kaffeehaus festgenommen.

In der Untersuchungshaft legte er ein umfangreiches Geständnis ab, das ihm einige Jahre Gefängnis ersparte. »Nahezu die Hälfte der Überfälle«, so die vorsitzende Richterin, hätte »ohne sein Geständnis nicht aufgeklärt werden können«. Auch in der zweitägigen Verhandlung im August 1999 zeichnete er von sich das Bild eines edelmütigen, treusorgenden Familienvaters, der nur kriminell wurde, um den Widrigkeiten des Lebens zu trotzen. Statt der geforderten 20 verurteilte ihn das Gericht zu zwölfeinhalb Jahren Haft.
Seiner eigenen Darstellung zufolge stammte der 1954 geborene Italiener aus einer kinderreichen Familie und heiratete als 17jähriger eine Französin. Als ihr Sohn und einige Jahre später die Tochter zur Welt kamen, hätten sie Geld gebraucht. Pino sei in üble Kreise geraten, habe angefangen zu stehlen und schließlich zu rauben. Beim Überfall auf einen italienischen Juwelier wurde er gefaßt und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt.
Nach sieben Jahren Haft gelang ihm 1989 die Flucht. Zusammen mit Frau und Kindern ging er nach Frankreich und angrenzende Länder. Nach insgesamt zwölf Raubzügen in Deutschland, der Schweiz und Italien, für die er noch nicht verurteilt ist, verlegte er seine Aktivitäten ab 1991 nach Österreich, wo er mit wechselnden Komplizen weitere 13 Überfälle beging. Über die Jahre soll Pino umgerechnet 5,7 Millionen Mark erbeutet und verbraucht haben.
Seine Raubzüge liefen meist reibungslos: Pino betrat mit einigen Komplizen die Bank, und während sie die Kunden und Angestellten mit vorgehaltenen Pistolen in Schach hielten, kümmerte er sich um das Geld. Draußen wartete ein Fluchtauto mit Fahrer.
Nach jedem Coup trennte sich die Bande. Nur bei einem Überfall 1992 wurde ein Bankangestellter durch einen Bauchschuß, den ein anderer Täter abgegeben hatte, schwer verletzt. Pino distanzierte sich in der Verhandlung davon: »So etwas würde ich nie tun«, gab er zu Protokoll, »die Waffe hatten wir nur pro forma mit«.

Quellen & Literatur: Die Presse (Wien), 30.11.1998, 20. u. 21.8.1999; Salzburger Nachrichten, 20.8.1999; Steiermark Chronik, 20.8.1999; Vienna online, 20.8.1999.

130 Siegfried N. Dennery: Für 1,5 Millionen 14 Jahre Gefängnis



Bankraub als komplexes System – Zugänge zum Kriminalroman

Ralph Winkle

Bankraub-Krimis sind eine randständige, von den meisten Kriminalautoren vernachlässigte Sonderform des Mega-Genres Kriminalroman. Das Motiv des Bankraubs steht im Schatten des Mörder-Krimis, der allein schon wegen des Übergewichts des Mord-Motivs im Genre die Krone der Krimi-Schöpfung bildet. Für den Krimiliebhaber Bertolt Brecht etwa ist der Mord die conditio sine qua non der Kriminalliteratur, und die Literaturtheoretiker des Kriminalromans pflichten diesem Urteil in großer Mehrheit bei: Im Kriminalroman »muß es ganz einfach eine Leiche geben, und je toter sie ist, desto besser. Ein kleineres Verbrechen als Mord reicht einfach nicht aus« (van Dine 1971, 144). Trotz seiner Popularität im 20. Jahrhundert basiert der klassische Kriminalroman auf einem Erzählschema, das theologischen Denkmustern des 19. Jahrhunderts nicht unähnlich ist (Marx hätte von den »theologischen Mukken« des Genres gesprochen).[1] Untersuchungen zum Kriminalroman haben darauf aufmerksam gemacht, daß Gesellschaften kriminelle Gewalt laufend in Semantik verwandeln müssen. Soziale Systeme haben daher Medien geschaffen, in denen solch kommunikativ schwer vermittelbare Phänomene wie

1 Willy Haas (1971, 116) spricht vom Kriminalroman als einem »unterirdische[n] theologische[n] Phänomen«.

2 Die moderne Kriminalliteratur begann Anfang des 18. Jahrhunderts zu entstehen.

Gewalt und Kriminalität in prägnante bildliche oder sprachliche Gestalten gebannt werden (Gendolla/Pfeiffer 1991, 301). Der Kriminalroman, der seine literarischen Wurzeln in der Romantik[2] hat, ist solch ein Medium. In der Semantik dieses Mediums finden sich theologische Motive zuhauf. Eines ist das Motiv des Sündenfalls, ein anderes das der Erlösung bzw. der Sühne: Im klassischen Schema des Kriminalromans gerät die Ordnung der Welt – zumeist durch eine Mordtat – aus den Fugen. Die Aufgabe des Detektivs ist es, die aus dem Gleichgewicht geratene Ordnung wieder einzurenken. Erst wenn der Mörder überführt und gefaßt ist, ist die Ordo wieder hergestellt, und der Leser kann aufatmen. Die Sünde muß auf den letzten Seiten des Buches gesühnt werden, damit die Leser nach all der Spannung das Buch entspannt weglegen können. Der Mord-Krimi entläßt seine Leser befriedigt, weil befriedet.

Die folgende Gegenüberstellung von Detektivromanen und Bankraub-Krimis basiert auf der These, daß der herkömmliche Kriminalroman aufgrund seiner »verkappten Religiosität« (Daiber 1971, 434), seiner Illusion einer heilen – nein: heilbaren – Welt, einer Vereinfachung huldigt, die moderne Kommunikationsanalysen als Komplexitätsreduktion deklarieren würden – zugegeben eine Reduktion, die den Lesern ungemein Vergnügen bereitet. Der typische Bankräuber-Krimi hingegen räumt auf mit dem theologischen Bodensatz des Krimi-Genres und basiert auf einer Struktur, die sich am ehesten mit Begriffen der Systemtheorie adäquat beschreiben läßt.

Mörder und Bankräuber Die Handlung des klassischen Kriminalromans, der sich als Detektivroman konkretisieren läßt, kreist um die Figur des Mörders, die trotz ihrer zahlreichen Variationen ein typisches Profil besitzt. Ist der begangene Mord der Sündenfall, der die Ordnung der Welt aus den Angeln hebt, so gleicht der Mörder dem gefallenen Engel, der aus der bürgerlichen Ordnung heraus ins Bodenlose stürzt. Der Verbrecher entspricht deshalb der biblischen Figur des Sünders, er ist nicht so sehr Bösewicht als vielmehr ein Verführter. Er hat entweder im Affekt gehandelt, oder er ist Opfer archaischer Triebe, einer pervertierten Sexualität oder seiner Gier geworden. Der typische Täter der Detektivgeschichte ist der unauffällige Nachbar, der eifersüchtige Ehemann, jedenfalls einer, der durch seine Integration in die bestehende soziale Ordnung nicht auf den ersten Blick den Verdacht auf sich lenkt. Es gibt im Detektivroman immer mehrere Verdächtige, die konzentrisch um das Mordopfer angeordnet sind. Erst mit der Zeit engt sich der Kreis der Verdächtigen immer mehr ein. Es gehört deshalb zu den Regeln des Detektivromans, daß

131 Spaggiari im Gespräch seinem Anwalt Peyrat

seine Personen – und nur der Detektiv bildet hier eine Ausnahme – stets einem geschlossenen Kreis angehören. Der Täter ist deshalb in der Regel kein Außenseiter, kein Fremder. So wie der Detektiv stets, so kommt der Mörder nie von außen.

Das Gegenteil ist im Bankraub-Krimi der Fall. Während im Detektivroman die Bürgerwelt der ideale literarische Nährboden für sein Verbrechermilieu ist, gehört der Bankräuber gerade nicht der sozialen Ordnung an, deren Rechtssystem er mit seinem Verbrechen verletzt und dessen ökonomisches Tausch- und Regelsystem er durch seine Tat dereguliert. Es gibt zwei genretypische Variationen des Bankräubers, die sich topographisch verorten lassen. Der Bankräuber kommt entweder von unten, aus einer mysteriösen Unter- oder Halbwelt, in die er nach gelungenem Coup wieder hinabtaucht, oder er kommt von außen, aus der namenlosen Peripherie der Gesellschaft.

Ken Folletts und René Louis Maurices Thriller »Die Ratten von Nizza« (➝ Albert Spaggiari) ist ein Beispiel für die erste Variante, die den Tresoreinbruch zum zentralen Motiv hat. Der Titel des Romans spielt metaphorisch auf den Ort an, von dem aus die Gangster in den Tresorraum der Bank Société Générale eindringen: den Abwasserkanälen im konkreten und der kriminellen Unterwelt im übertragenen Sinn. Die Bankräuber rekrutieren sich auch in sozialer Hinsicht aus den unteren Schichten der Gesellschaft. Die Gang, die zwei Monate lang einen Tunnel gräbt, ist ein eingespieltes Team, eine Männergemeinschaft, ihre Mitglieder tragen proletarische Züge. Der Bankraub ist ein hartes Stück Arbeit, das nur im Schichtdienst zu bewältigen ist. Die Physiognomie des Bankräubers wird geschildert: »Der ›Maurer‹ dreht das Gas ab. Henri der Schweißer schiebt seine Brille hoch. Sein Gesicht ist mit Ruß, Schweiß und Staub bedeckt« (Follett/Maurice 1998, 100). Das Verbrechen kommt von außen, im Jargon der Systemtheorie: Von der Umwelt des sozialen Systems und dringt in dieses mit krimineller Intention ein. »Der Tresor ist wie die Maginot-Linie: Die Invasion kam von der anderen Seite«, meint einer der bestohlenen Kunden (ebd., 106).

Ähnlich verhält es sich bei der zweiten Genre-Variante des Bankraub-Krimis – sein Szenario ist der Banküberfall, der von einer eruptiveren Form der Gewalt begleitet wird als der eher mit subtiler Präzision arbeitende Tresoreinbruch.[3] In der zweiten Variante ist die mythologische Herkunft des Bankräubers nicht die Unterwelt, sondern überhaupt kein Ort im eigentlichen Sinne, denn der Ort ist immer etwas Statisches, Eingrenzbares, Lokalisierbares. Der Bankräuber ist in der zweiten Mythologievariante immer mobil, was eine romantisierte Freiheit impliziert, aber auch auf eine soziale Form der Heimatlosigkeit verweist. In Jim Thompsons Kriminalroman »Getaway« wird mit beiden Konnotationen gespielt. Die beiden Hauptfiguren Carter »Doc« McCoy und seine Komplizin Carol rekurrieren auf den Gangstermythos von Bonnie und Clyde (➝) – jenem Outlaw-Prototyp des white trash, der nicht wie die ethnischen Minderheiten eine Heimat in der Getto-Community, in den Slums der urbanen Zentren hat, sondern immer auf der Flucht vor dem Arm des Gesetzes und auch vor sich selbst ist. Das macht den Bankraub zum

132



beliebten Filmmotiv, denn er kann als road-movie inszeniert werden (→Schneider/Nichts wie weg).[3] In dem Underground-Roman »No Beast so fierce« von Edward Bunker wird dieser romantisierende Mythos des Bankräubers durch seine Brutalisierung dekonstruiert (Bunker 1995).

Die Figur des Mörders ist durch seine Vergangenheit bestimmt. Seine Tat hat eine Geschichte, und die Spuren, die der Detektiv verfolgt, führen meistens in die Zeit vor der Tat. Die Vergangenheit, in der der Ursprung des kriminellen Sündenfalls verborgen liegt, hat determinierende Kraft. Deshalb ist es die Aufgabe des Detektivs, nach einem in der Vergangenheit liegenden Motiv zu suchen. Beim Bankraub-Krimi hingegen erübrigt sich meistens die Frage nach dem Motiv. 293

Im klassischen Kriminalroman gilt – entsprechend dem moralischen Code gut/ böse – der Grundsatz, daß der Verbrecher böse und gemein ist, »denn wenn er nicht böse und gemein wäre, wäre er nicht Verbrecher« (Gerber 1971, 415). Ja, man hat behauptet, daß die magische Befriedigung, welche Detektivromane gewähren, gerade von der Illusion herrühren, nichts mit dem Verbrecher gemein zu haben. Ganz anders beim Sujet des Bankraubs. Hier läßt der Verbrecher dem Leser nicht nur Raum für individuelle Projektionen, sondern auch für mehr oder weniger geheime Identifikationen. Das machen auch die Autoren des Genres immer wieder deutlich. In »Die Ratten von Nizza« heißt es: »Die Öffentlichkeit goutiert den Erfolg der Bankräuber, und der geheimnisvolle Kopf des Unternehmens wird zu einer Art Nationalheld stilisiert« (Follett/Maurice 1998, 111). Ermöglicht wird diese Identifikation freilich auch durch eine Erzählperspektive, die den Leser nicht wie im klassischen Kriminalroman zum Alter ego des Detektivs, sondern zum Komplizen des Bankräubers macht.

3 In dieser Version des Motivs basiert die Mythologisierung des Gangsters auf dem Motiv des Gentlemanverbrechers, der der strukturellen Gewalt sozialer Systeme das Paradoxon einer gewaltfreien Form der Kriminalität entgegensetzt (→ Gebrüder Sass).

4 Und dies ist wohl einer der Gründe dafür, daß es in der Krimi-Literatur der DDR zwar alle Arten von Verbrechen gab, das Motiv des Bankraubs aber bis auf eine Ausnahme ausgeklammert blieb. Daß Banküberfälle in der DDR eher die Ausnahme waren, liegt nicht nur daran, daß es zu wenig Chancen gab, die Beute gewinnbringend anzulegen (→ Jung/Endlich Weltniveau), sondern auch an den begrenzten Fluchtmöglichkeiten innerhalb der DDR (vgl. Germer 1998, 170).

132 Spaggiaris »Coup von Nizza« inspirierte Kriminalroman und belletristische Literatur

Deshalb hat auch der Detektiv als Garant des moralisch Guten im Bankraub-Krimi als Identifikationsfigur ausgedient, oft kommt er als Individuum gar nicht mehr vor. Die Dualität Mörder-Detektiv wird durch die von Bankräuber-Polizeiapparat abgelöst, was signifikante Konsequenzen hat: Der Gangster wird zum Gegenspieler komplexer Systeme und Organisationsformen, die ihn als Produzenten systemgefährdender Dissonanzen und Chaos eliminieren wollen. Während der klassische Detektiv der Wahrheit auf die Spur kommen und mit der Überführung des Täters Recht und Moral durchsetzen will, basiert der Bankraub-Krimi nicht auf dem binären Code gut-böse, Recht-Unrecht oder Wahrheit-Unwahrheit, sondern auf der Störung des ökonomischen Gleichgewichts, also letztlich auf Ruhe-Unruhe.[5] Es ist weniger das auf Moral basierende Gesetz als der ungestörte Fluß von Geld und Kapital, was der Polizeiapparat zu schützen hat. Und weil sich im Bankraub-Krimi die Erzählperspektive vom Kriminalisten zum Kriminellen verschiebt, wird Spannung nicht mehr durch »Gefahr«, sondern durch »Risiko« erzeugt.

5 Dies entspricht der Erkenntnis der evolutionär ausgerichteten Systemtheorie: Die traditionelle Gesellschaft wurde durch Moral zusammengehalten; die moderne Gesellschaft hingegen ist keine moralfähige Agentur mehr (vgl. Reese-Schäfer 1996, 113-117).

Verbrechen und suspense: Risiko und Gefahr Kriminalromane, in denen Banken ausgeraubt werden, erzählen die Geschichte eines Verbrechens, während im klassischen Kriminalroman die Aufdeckung eines Verbrechens im Zentrum steht. Im klassischen Kriminalroman konstituiert die Frage nach dem Täter, dem Whodunit das inhärente Spannungselement; im Bankraubkrimi geht es um die Frage nach dem Gelingen des Verbrechens, dem Howdunit.[6] Deshalb unterscheidet sich das kommunikativ hergestellte Spannungsschema (suspense) im Bankraub-Krimi grundlegend von klassischen Kriminal- bzw. Detektivgeschichten. In diesen wird das Spannungsschema zum einen vom Mysterium der ungeklärten Tat, des Missing link oder des nicht rekonstruierten Motivs, zum anderen von einer unbestimmbaren Gefahr dominiert: Ein Mord ist passiert, und solange das Verbrechen nicht aufgeklärt und der Mörder dingfest gemacht ist, kann er jederzeit wieder zuschlagen. Das Spannungsschema dieser Kriminalfälle lebt von der Gefahr, die der Mörder verkörpert, und von der Gewißheit, daß er nach einem bestimmten Schema mordet und die Bedrohung nach dem Prinzip der Serialität schon bald wieder akut werden wird.

6 Das Leitmotiv des ›howdunit‹ dominiert auch das nach dem Banküberfall sich in den erzählerischen Vordergrund schiebende Motiv des ›howcatchem‹.

Das Spannungsschema des fiktionalen Bankraubs hingegen entspringt nicht dem Moment der Gefahr, sondern dem Risiko, das die Gangster eingehen. Der Unterschied zwischen Risiko und Gefahr hängt »davon ab, von wem und wie etwaige Schäden zugerechnet werden. Im Falle von Selbstzurechnung handelt es sich um Risiken, im Falle von Fremdzurechnungen um Gefahren«

(Luhmann 1990, 22f.). Entsprechend die zentralen Fragen, die der Leser mit den Protagonisten teilt: Wird der Plan aufgehen? Sind alle Eventualitäten für das Gelingen des großen Coups einkalkuliert worden? Passiert etwas Unvorhergesehenes? Behält der Gangster-Kollege auch in kritischen Situationen die Nerven? Will einer der Bankangestellten den Helden spielen? – Systemtheoretisch bietet sich für diese Art der suspense auch der Begriff Entropie als Maß für den Grad eines Versuchs mit ungewissem Ausgang an. Die Unterscheidung zwischen Risiko und Gefahr ist zentral für die Perspektive des Lesers. Freilich geht von den Gangstern beim Banküberfall objektiv eine Gefahr aus, die ist aber höchstens für die action von Bedeutung – und damit für das Kino (➝ Eichele/Kleine Typologie des Kino-Bankraubs) wichtiger als für den Roman.

Abstauber

Berlin. Ein Bankräuber drang Anfang 1992 in Berlin-Neukölln in eine Bank ein. Er erzwang mit einer Schußwaffe die Herausgabe von Geld. Anschließend versuchte er mit einem Fahrrad zu entkommen. Der pflichteifrige Filialleiter sowie ein paar naseweise Passanten nahmen die Verfolgung auf. Der flüchtende Täter stürzte. In diesem Moment sah ein Passant seine Chance gekommen. Er griff nach der Beute und machte sich auf und davon. Auch der gehörnte Bankräuber konnte unerkannt fliehen. Immerhin ...
Quelle: taz (Berlin), 28.1.1992. (KS)

No happy ending: Paradoxien und Zusammenbrüche als Modelle des Scheiterns Wie in den anderen Varianten des Genres steht am Ende oft das Scheitern des Coups. Es gibt jedoch markante Unterschiede: Das Scheitern wird selten als Happy-End, sondern als tragisches Gangsterschicksal erlebt, und die Gangster werden nicht durch die deduktiven Fähigkeiten eines Detektivs überführt. Sicher, es kommt nicht selten vor, daß die Bankräuber sich in den Maschen des Polizeinetzes verheddern und sich am Ende im Hochsicherheitstrakt wiederfinden. Doch dieser Sieg der Ordnungsmacht läßt sich nur selten als Erfolg der analytischen Fähigkeiten der Polizei verbuchen – vielmehr scheitern die Bankräuber an sich selbst beziehungsweise ihrer Umwelt. Oder in der Sprache der Systemtheorie: Der Bankraub selbst ist ein komplexes System, das an seinen eigenen Paradoxien und Dissonanzen zugrunde geht. Im wesentlichen lassen sich drei Gründe des Scheiterns herleiten: Prinzip Zufall, übergroße Komplexität des Coups, oder das erbeutete Geld läutet einen Erosionsprozeß der Gangstergemeinschaft ein.

Die Dissonanz des Zufalls »Im Detektivroman gibt es keinen Zufall« (Daiber 1971, 429). Weil die Kausalitätskette vom Mord bis zum entscheidenden Missing link vom Detektiv rekonstruiert werden muß, ist das Prinzip Zufall

weitgehend ausgeschlossen. Die detektivische Deduktion kann aber nur funktionieren, wenn die causa criminalis in den logischen Zusammenhang einer intelligiblen Weltordnung eingebunden ist (ebd., 435). Kontingenz[7] ist deshalb der natürliche Feind eines jeden literarischen Detektivs. In den meisten Bankrauberzählungen der Populärliteratur wird der Zufall hingegen zum bestimmenden Prinzip. Mit Blick auf die Bankräuber-Romane des Krimiautors Richard Stark schreibt der Literaturwissenschaftler Jochen Schmidt: »Die Gangster ... bereiten ihre Unternehmungen so gut wie möglich vor. Im Grunde dürfte bei den perfekt geplanten Coups ... überhaupt nichts schiefgehen. Aber aus irgendeinem Grund laufen die Sachen praktisch immer schief, sei es, daß irgendein Dussel unter den beteiligten Gangstern durchdreht und aus Angst einen Fehler macht ... oder sei es, daß im Hintergrund ein anderer, größerer Verbrecher die Fäden zieht« (Schmidt 1989, 253) und die Bankräuber alle Hände voll zu tun haben, um am Leben zu bleiben und wenigstens ein bißchen von ihrem Profit zu retten. In Donald Westlakes Roman »Bank Shot« machen ebenfalls widrige Umstände alle Anstrengungen der eher kleinkarierten Gangster auf das Idiotischste zunichte. In eben dem Augenblick, als das Unternehmen Bankraub glücklich gelaufen scheint, kippt der von den Ganoven entführte Wohnwagen, dessen Bremsen offenbar schlecht angezogen sind, von einem Parkplatz direkt am Meer in die Tiefe.

Zusammenbrüche der Komplexität Wenn den Bankräubern im Kriminalroman nicht der Zufall – also die nicht zu bewältigende Kontingenz – zum Verhängnis wird, scheitern sie an der nicht mehr zu kontrollierenden Komplexität ihres Unternehmens. Eine nicht reduzierbare Komplexität entsteht unter anderem durch die technischen Apparaturen, die für einen Banküberfall benötigt werden – im Gegensatz zum Mord, den man notfalls mit bloßen Händen erledigen kann. Für einen Banküberfall müssen Fluchtautos gestohlen, illegale Waffen organisiert und eventuell falsche Papiere gedruckt werden. Und erst ein Bankeinbruch! Bei Follett/Maurice wird – wie bereits erwähnt – in wochenlanger Arbeit ein Tunnel zum Tresorraum gegraben. Nicht nur, daß mehr als ein Dutzend hochspezialisierte Gangster ein eingespieltes Team bilden müssen, erforderlich sind auch Wasserpumpen, Schneidbrenner und andere registrierte Apparaturen, deren Herkunft auch ohne ein Übermaß an detektivischen Deduktionskünsten auf die Spur der Gangster führt. Zu viele Mitwisser lassen den Coup am Ende auffliegen. Seit Niklas Luhmann weiß man, daß eine effiziente Reduktion von Komplexität zum Gelingen sozialen Handelns – wozu unter wertneutralen Vorzeichen der Soziologie auch ein Bankraub gezählt werden kann – beiträgt. Aber je komplexer die Sicherheitssysteme der Bankinstitutionen, desto komplexer müssen auch die Überfälle und Einbrüche organisiert werden. Das Risiko eines solchen Unternehmens ist der Zusammenbruch des kriminellen Systems.

Paradoxien der symbolischen Medien Entscheidend für einen weiteren Typus des Scheiterns literarischer Banküberfälle ist eine Form des Zusam-

menbruchs, die ebenfalls aus der Systemtheorie hergeleitet werden kann. Dieser Kausalfaktor möglicher Dissonanzen ist das symbolische Medium, das im Zentrum eines jeden Bankraubs steht: das Geld. Es gehört zu den fatalen Paradoxien der Krimihandlung, daß der eigentliche Zweck des Bankraubs zur Ursache des Zusammenbruchs der Gangstergemeinschaft wird. Als paradigmatisches Beispiel hierfür gilt immer noch »Getaway«: Ein Gangstertrio zieht durch die USA und überfällt eine Bank nach der anderen. »Der Bankraub war ein Spaziergang. Alles hatte so geklappt, wie »Doc« McCoy es geplant hatte: Sie hatten sich fast 300.000 Dollar geschnappt, und niemand hatte sie verfolgt. Aber dann fingen die Probleme an«, heißt es im Klappentext. Erosion der sozialen Bindungen, Aufkommen von gegenseitigem Mißtrauen, Neid und damit der Zusammenbruch all dessen, was die im Kriminalroman verklärte Qualität der Gangster-Community ausgemacht hat, sind die Folgen. Jim Thompsons Bankraub-Geschichte ist eine Studie über den Zerfall einer kriminellen Zweckgemeinschaft und dekonstruiert implizit den Mythos von Bonnie und Clyde, der die romantische Liebe außerhalb der bürgerlichen Sozialordnung verortet. Da das geraubte Geld auch die Gangster-Gemeinschaft aushöhlt, geht die Unterscheidung zwischen ihr und der durch das Geld nach Zweck-Nutzen-Kalkül organisierte Gesellschaft verloren. Die Verbrecher werden dem System, das sie berauben, ähnlicher. Thompsons Gangster-Typen »sind gänzlich bestimmt durch die Welt, in der sie leben. Sie haben keinen Abstand. Sie sind an die Verhältnisse gebunden«, sagt der Schriftsteller Georges Perec (zit. n. Kost/Klingenmeier 1995, 220). Und weil das symbolisch generalisierte Interaktionsmedium Geld die ursprünglichen Bewältigungsstrategien der Realität wie gegenseitiges Vertrauen und Liebe[8] außer Kraft setzt, wird die Welt, in die sich die Gangster auf ihrer permanenten Flucht begeben, immer komplexer und am Ende nicht mehr zu bewältigen. Die Gangster-Community läuft selbst Gefahr, unter dem Druck der Komplexität zusammenzubrechen.[9] Am Ende von Thompsons Kriminalroman – das unterscheidet ihn von Peckinpahs Hollywood-Verfilmung (Getaway, USA 1972) mit obligatorischem Happy-End – lebt das Gangsterpärchen isoliert in einem »Verbrecherasyl« (Thompson 1992, 212). Die mit dem Bankraub initiierte Spirale der Gewalt schlägt nun um in Selbstzerstörung. Der smarte Bankräuber »Doc« McCoy versucht einen Arzt zum Mord an seiner Komplizin zu überreden und muß dabei erfahren, daß diese ebenfalls eine mörderische Intrige gegen ihn geplant hat.

Hier gibt es keinen kathartisch-erlösenden Effekt, den die Überführung des Mörders im klassischen Kriminalroman beim Leser auslöst. Vielmehr wird das Scheitern des Verbrechens als tragisch

7 »Kontingenz ist etwas, was weder notwendig noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (Erfahrenes, Erwartetes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher Abwandlungen« (Krieger 1996, 88) und ist damit dem Prinzip Zufall eng verwandt.

8 Zur Logik von Vertrauen als »Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität« siehe Luhmann 1989; ebenso zur Funktion von Liebe: Luhmann 1982.

9 Luhmann (1989, 70) hat diesen Zusammenhang am Beispiel des Betrugs aufgezeigt.

empfunden. Es ist die Desillusionierung der geheimen Hoffnung, daß das Individuum einen Sieg über die anonymen Mächte davontragen könnte, die mit dem Übergang in funktional differenzierte Gesellschaften selbstreferentiell und damit immer weniger steuerbar werden.

Der Bankräuber als tragische Figur Daß sich der Leser niemals mit dem Verbrecher des herkömmlichen Kriminalromans, wohl aber mit dem Bankräuber und seinem tragischen Scheitern zu identifizieren vermag, liegt nicht nur daran, daß ein Mord scheußlicher ist als ein Bankraub. Über die moralische Klassifikation des Verbrechens hinaus spielt die soziale Imagination des Täters eine wesentliche Rolle: Im Gegensatz zum Mörder ist der Bankräuber mehr ein Objekt der Mythologisierung als der Psychologisierung (► Schönberger/»Jeder will doch Geld haben«). Der Mörder ist noch im postmodernen Serienkiller-Genre ein Gefangener des ödipalen Familienromans, ein Opfer seiner niederen Triebe, seiner Leidenschaft, über die er im Augenblick der Tat nicht mehr Herr war. Ihm gegenüber steht der Detektiv, der mit analytischem Verstand Licht in das Dunkel sozialer und menschlicher Abgründe bringt. Freilich sind es nach Brecht »lediglich die gesellschaftlichen Umstände, die das Verbrechen ermöglichen oder nötig machen: Sie vergewaltigen den Charakter, so wie sie ihn gebildet haben« (Brecht 1971, 320), aber im Unterschied zu dieser psychologischen Determiniertheit des Mörders schickt sich der Bankräuber an, Profit aus den »gesellschaftlichen Umständen« zu schlagen. Das macht sein mythologisches Potential aus.

Wie bereits erwähnt, ist der Gegenspieler des Bankräubers nicht mehr der Detektiv als Illusion eines autonom handelnden Individuums, sondern der bürokratisch-technische Polizeiapparat und die Bank als Metapher ökonomischer Tauschprozesse – beides Institutionen, die in ihrer Selbstreferentialität die Individuen – also auch Bankräuber – zur quantité négligeable, zu bloßen Umweltfaktoren von sozialen Systemen degradieren.

Hinzu kommt, daß diese anonymen Organisationsformen, die im Kriminalroman in der Metapher der Polizei oder der Banken auftreten, selbst deformiert und korrupt sind und dem Leser kein Identifikationspotential bieten. Im sozialkritischen Krimi »Verschlossen und verriegelt« des Autorenpaars Sjöwall/Wahlöö wird Gerechtigkeit dadurch hergestellt, daß sich die Fehler im Justizapparates gegeneinander aufheben und Ganoven für Taten bestraft werden, die sie nicht begangen haben, während sie für Verbrechen, derer sie schuldig sind, frei ausgehen.

Während im Kriminalroman die durch den Mord aus dem Gleichgewicht geratene soziale Ordnung vom Leser mit einem lustvollen Unbehagen quittiert wird, welches die »Sehnsucht nach Erlösung« in sich birgt, wird in der populären Literatur des Bankraubs die Störung der ökonomischen Organisation der Gesellschaft mit stiller Befriedigung erlebt. Der Mord im Detektivroman passiert in der Regel im Herzen der bürgerlichen Privatsphäre, er ist ein Akt der Intimität, der beim Leser jenes Unbehagen hervorruft, aus dem der Thrill des Genres resultiert. Der Bankräuber hingegen verletzt die öffentliche

Wertsphäre, indem er soziale Systeme dereguliert. Das Diktum der Systemtheorie, daß psychische Systeme – also Menschen und Bankräuber – eine stete Gefahr für selbstreferentielle soziale Systeme darstellen[10], wird für den Leser potentiell zum literarischen Lustgewinn. Das Eindringen der Individuen in die Schalt- und Schnittstellen der Kreisläufe von Geld, Waren und Dienstleistungen, die durch den verbrecherischen Coup kurz währende Deregulierung dieser überpersonalen ökonomischen Systeme, werden so lange als spannend, weil lustvoll erlebt, bis der böse Zufall, der Zusammenbruch des kriminellen Systems oder die dissoziierende Wirkung des geraubten Geldes die Mythologie des Bankräubers erledigt. Während das stillschweigende Einverständnis mit dem Schicksal beziehungsweise der Bestrafung des Mörders durch die Justiz affirmative Züge trägt, impliziert die stillschweigende Identifikation des Lesers mit dem Gangster des Bankraub-Krimis ein mehr oder weniger latentes Unbehagen an der Wirkungsmächtigkeit sozialer Systeme. Der Bankräuber wird im populären Genre der Kriminalliteratur mythologisch überhöht, und – selbst wenn das Scheitern des literarischen Bankraubs diese Möglichkeit ad absurdum führt – in seiner Figur wird die Möglichkeit gefeiert, die sozialen Systeme des Spätkapitalismus mit hinreichender Unordnung zu infiltrieren.

10 «Die psychischen und die sozialen Systeme sind nach Luhmann bei alledem füreinander Umwelten, und zwar: ermöglichende wie gleichzeitig gefährdende Umwelten. Insbesondere sind die psychischen Systeme» – zu denen auch Bankräuber gezählt werden dürfen – «eine stete Gefahr für die sozialen Systeme» (Esser 1999, 503).

Quellen & Literatur

Brecht, Bertolt: Über die Popularität des Kriminalromans. In: Vogt, Jochen (Hg.): Der Kriminalroman. München 1971, S. 315-321.
Bunker, Edward: No Beast so fierce. Harpenden 1993.
Dalber, Hans: Nachahmung der Vorsehung. In: Vogt, Jochen (Hg.): Der Kriminalroman. München 1971, S. 421-436.
Esser, Hartmut: Soziologie. Allgemeine Grundlagen. Frankfurt am Main/New York 1999.
Follett, Ken/Maurice, René Louis: Die Ratten von Nizza. Elsorf 1998.
Gendolla, Peter/Pfeiffer, K. Ludwig: Der gesellschaftliche Kommunikationsdruck und sein Anderes. Zur Spezialisierung des Erhabenen im zeitgenössischen Kriminalroman. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (G.): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt/Main 1991, S. 291-315.
Gerber, Richard: Verbrechensdichtung und Kriminalroman. In: Vogt, Jochen (Hg.): Der Kriminalroman. München 1971, S. 404-420.
Germer, Dorothea: Von Genossen und Gangstern. Zum Gesellschaftsbild in der Kriminalliteratur der DDR und Ostdeutschlands von 1974 bis 1994. Essen 1998.
Haas, Willy: Die Theologie im Kriminalroman. In: Vogt, Jochen (Hg.): Der Kriminalroman. München 1971, S. 116-122.
Kast/Klingenmeier: Steckbriefe. Die Krimi-Kartei von A-Z. Frankfurt/Main 1995.
Krieger, David J.: Einführung in die allgemeine Systemtheorie. München 1996.
Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt/Main 1982.
Luhmann, Niklas: Risiko und Gefahr. St. Gallen 1990.
Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/Main 1984.
Luhmann, Niklas: Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart 1989.
Reese-Schäfer, Walter: Luhmann zur Einführung. Hamburg 1996.
Schmidt, Jochen: Gangster, Opfer, Detektive. Eine Typengeschichte des Kriminalromans. Frankfurt/Main 1989.
Sjöwall, Maj/Wahlöö, Per: Verschlossen und verriegelt. Reinbek 1972.
Stark, Richard: Stadt im Würgegriff. Berlin 1964.
Thompson, Jim: Getaway. Zürich 1992.
van Dine, S.S.: Zwanzig Regeln für das Schreiben von Detektivgeschichten. In: Vogt, Jochen (Hg.): Der Kriminalroman. München 1971, S. 143-147.
Westlake, Donald: Bank Shot. Fünf gegen eine Bank. Berlin 1972.

Film
Getaway. Regie: Sam Peckinpah; mit Steve McQueen. USA 1972.



Hände oder ich schreibe hoch! – belletristische Banküberfälle

Tom Wolf

Dem Andenken meines Vaters, des Kriminalisten
Für meinen Bruder, den Banker

Die Suche nach Banküberfällen im belletristischen Textmilieu – verknappend unscharf gesagt: in der ›nichtwissenschaftlichen Nichtkriminalliteratur‹[1] – begann frustrierend. Es schien zunächst, als habe sich die ›gute‹ Belletristik mit dem ›bösen‹ Bankraub überhaupt niemals befaßt – als bliebe das berüchtigte Brechtwort aus der »Dreigroschenoper« (»Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?«) das einzige zum Thema.
Die Gründe der hochliterarischen Zurückhaltung liegen klar auf der Hand: Im 18. Jahrhundert hatten die Räuberromane das Interesse der Leserschaft an Kriminalität weitgehend absorbiert, und die klassischen deutschen Räuberromanhelden vom Schlage Abaellinos, Ortellinos und Rinaldinis proklamierten waldliebend: »Laßt uns die hochgethürmten Städte fliehen!« (Vulpius 1799, Bd. 2, 32). Zudem gewann der Bankschalter erst im späten 19. Jahrhundert öffentlich an Raum, wohingegen die Trutzburgen der Kreditgeber vorher kaum zum Zugriff verlockten. (➤ Boldorf/Die Erfindung)

133 Jacques Mesrine – Bankräuber mit literarischem Talent

Doch auch für die Glanzzeit der barauszahlenden Kreditinstitute, das nicht allzu weit zurückliegende 20. Jahrhundert, fand sich gerade mal Stoff genug, die Existenz des Untersuchungsgegenstandes glaubhaft zu belegen.
Im folgenden wird als Resümee der Bestandsaufnahme eine typologische Folge mit textbezogenen Interpretationsnotizen mitgeteilt. Da es sich um den ersten Versuch zur Strukturierung äußerst unterschiedlichen Textmaterials handelt, waren überfallartige Einstiege und abrupte Abgänge nicht immer zu vermeiden.

Bankraub am Rande »Ein Mann, den ich tatsächlich kannte, war Bankangestellter. Seit seinem zwanzigsten Altersjahr hat er von einem raffiniert aufgebauten Bankraub geträumt, einem großen Coup. Zur Ausführung kam es nie. Der Traum, schien es, genügte ihm. Er befand sich im Irrtum. Bei einem Banküberfall, den er als Kassierer vereiteln wollte, wurde er erschossen« (Jaeggi 1978, 7). Urs Jaeggi, selbst fünf Jahre lang Bankangestellter und später Soziologieprofessor, stellte diese Erinnerung an den Beginn seines Romans »Brandeis«, eines Textes über die Ausbruchswünsche und unerfüllten Änderungshoffnungen eines heimlichen 68ers. Der Bankangestellte fehlt doppelt: in einem (gemessen am Plan) falschen Leben – auf der falschen Seite des Banktresens – scheitert er paradoxerweise beim Versuch, etwas zu verhindern, was er in ähnlicher Form selbst jahrelang geplant hatte. Der symbolische »große Coup« wird von Jaeggi als Bild vom Umsturz eingesetzt. Daß die Romanfigur auf der falschen Seite steht, umschreibt gleichermaßen die Tragik des Bankräubers wie des Möchtegernrevoluzzers.
Jaeggi ist nicht der einzige Schweizer, der den Bankraub metaphorisch in einem quasirevolutionären Kontext einsetzt. Möglicherweise erscheint den Bewohnern eines bankenreichen Landes, zwischen Bergen wie Tresorwänden, der Bankraub als das Allerverruchteste.
Adolf Muschg behandelt das Thema in dem Roman »Albissers Grund« ebenfalls sehr hypothetisch, wenngleich dem Text eine konkrete Tathergangsbeschreibung implementiert ist. Die in Untersuchungshaft sitzende Titelfigur, Anglist und Pädagoge, hat einen Graphologen angeschossen. Im Laufe der fruchtlosen Bemühungen, Albissers Motiv zu ermitteln, stellt die Staatsanwältin auch die These auf, der wegen politisch mißliebiger, »aufrührerischer« Methoden beim Englischunterricht aus dem Schuldienst Entlassene habe am 20. Juli 1973 die Sparkasse in Altenreutenen überfallen und die dabei gemachte Beute einer Gruppe linksradikaler Lehrlinge zugeschanzt, die ihn umsonst bei sich wohnen ließ (Muschg 1974, 324f.). Albissers Tat habe »einen

1 ›Schöne‹ Literatur als Gegenpol der wissenschaftlichen umfaßt freilich auch die Kriminalliteratur. Deren gewaltsame Deklassierung als ›trivial‹ oder ›nieder‹ soll hier vermieden werden. Allerdings wird eine terminologische Unterscheidung spezieller und allgemeiner Formen ›schöner‹ Literatur angestrebt, um die literarische Darstellung krimineller Phänomene außerhalb ihrer üblichen Gattungsdomäne ins Blickfeld zu bekommen. ›Nichtwissenschaftliche Nichtkriminalliteratur‹ soll daher hier bedeuten: allgemeine, offene, thematisch wie formal ungebundene, nicht sachbezogene Literatur.

magischen Kompromiß« dargestellt. Seinen radikalen Vermietern, die den Fall seiner Entlassung politisch ausschlachteten, habe er damit bedeuten wollen: »[S]o weit gehe ich für euch, aber dann ist es auch genug« (Muschg 1974, 327). Doch die Überlegungen der Staatsanwältin bezüglich dieses »symbolischen« Banküberfalls bewegen sich im Bereich haltloser Spekulation. So ist der Bankraub (Muschg spricht unscharf synonym von »Banküberfall« und »Bankeinbruch«) ein Irritationsmoment für Schweizer Leser, aber nicht mehr.

In Heinrich Bölls »Die verlorene Ehre der Katharina Blum« fungiert die ungeheuerliche Tat ebenfalls nur als brisante, würzende Randinformation. Katharina Blum, die mit einem mutmaßlichen Bankräuber verkehrt, wird von der Boulevardpresse als »Räuberliebchen« (Böll 1974, 27) denunziert. Abgesehen von den RAF-Konnotationen, die in Bölls Text zeittypische Notwendigkeit sind, fällt die starke Betonung der verschwörerischen Komponente des Bankraubs auf. Personen und Orte, die mit ihm auch nur hypothetisch in Verbindung gebracht werden, erhalten sofort eine kriminelle Aura. An versteckter Stelle wird die existentielle Schicksalsgemeinschaft von Bewachern und Räubern des Bankschatzes angedeutet, die vielleicht auf einer tieferen menschlichen Wesensverwandschaft beruht: Bankdirektor und Bankräuber unterscheiden sich nur durch konträre Vorzeichen ihres Tuns – der Bankangestellte (Kassierer) indes gibt als eine Art Ventil bei entsprechendem Druck das Fluidum Geld frei. »Als ob ... der Mord an einem Journalisten etwas Besonderes wäre, wichtiger etwa als der Mord an einem Bankdirektor, -angestellten oder -räuber« (Böll 1974, 16).

Dieser heikle Übergang zwischen Gesetzestreue und Gesetzesbruch wird von Alexander Kluge unter dem Titel »Der gejagte Kriminalkommissar« eingehender thematisiert. Der Versuch des fanatischen Gesetzeshüters Baade, ins kriminelle Milieu Frankfurts einzutauchen, »dieser von Verbrechen korrumpierten Stadtlandschaft« (Kluge 1973, 132), mit dem Ziel, trotz allwaltender organisierter Kriminalität doch noch den »Sieg des Rechts« herbeizuführen, gerät zu einem der »Lernprozesse mit tödlichem Ausgang«. Um den bei einer Vernehmung versehentlich herbeigeführten Tod des Bandenchefs Templer sowohl gegenüber dem Verbrechersyndikat zu kaschieren als auch zur Verbrechensbekämpfung zu nutzen, wird Kommissar Baade mittels plastischer Chirurgie in eine (schlechte) Kopie Templers verwandelt. Die gestandenen Kriminellen durchschauen den Schwindel natürlich sofort. Sie mißtrauen ihrem falschen Oberhaupt, wahren aber wegen anderer Banden den Schein, denn ein falscher Boß ist immer noch besser als gar keiner. Es gelingt Baade, die jüngeren Verbrecher mit einem dem Kripobeamtentum entlehnten Beförderungssystem an sich zu binden und durch eigene Taten ihrer Loyalität zu versichern. Es sind »Raubüberfälle, Bankeinbrüche«, mit denen er das Vertrauen des Milieus gewinnt. Am Ende steht der umgewandelte Kriminalkommissar »bis zum Hals in Straftaten verwickelt« (Kluge 1973, 135f.).

Banküberfälle als Randerscheinung kommen auch in zwei Kinderbüchern mit namentlich verwandten Titelfiguren vor: in Erich Kästners »Emil und die

Detektive« und Avi Wortis' »Emily Upham's Revenge« (dt. »Emily und der Bankraub«). Am Schluß von Kästners Text wird der mit Emils Hilfe überführte Verbrecher Grundeis als gesuchter Bankräuber enttarnt. Durch die im Text erwähnte »Diskonto-Gesellschaft« wurden die zeitgenössischen Leser an den Millionenraub der Brüder Franz und Erich Sass (→) vom 28. Januar 1929 erinnert. In Wortis' Geschichte dient das Verbrechen zur Illustration der moralischen Erkenntnis: »Geld macht, daß die Menschen böse Dinge tun und schlimme Wörter sagen« (Wortis 1995, 34). Der Bankraub erscheint hier als einträgliche Spielerei. Über der Story (Lesealter laut Verlag »ab 11«) liegt – wie über der Gründerzeit, in der sie angesiedelt ist – die Patina des vollkommen Unwirklichen.

Gescheiterte Banküberfälle – traurige Bankräuber In dem Roman »Die Schlagzeile« beschreibt der christliche Autor Rudolf Otto Wiemer die ruhmlose Karriere des Kleinkriminellen Jonny Wilkinson, der es vom Schmierestehen bei Automatendiebstahl bis zum Fluchtautofahren bei einem Banküberfall gebracht hat. Ein ›finaler Rettungsschuß‹ macht den Sorgen der Mutter ein Ende. Es kommt zur Zeitungsschlagzeile: »Mutter bedankte sich, Polizist hatte ihren Sohn erschossen«. In der Psychiatrie läßt sie die Geschichte Revue passieren. Ihr umnachtetes Selbstgespräch gipfelt in einer existentiell-idiotischen Frage an den Sohn: »Jonny, mein Sohn, wozu habe ich dich geboren?« (Wiemer 1977, 366). Der Leser findet es nicht heraus, klar ist bloß: zum Banküberfallen nicht! Der letale Ausgang für Jonny kann – um die christliche Komponente produktiv zu wenden – nur als erlösendes Gottesurteil verstanden werden.

Ein größeres Kaliber ist da schon der Bankräuber Robert Labitzke in Henry Jaegers Roman »Die bestrafte Zeit«: »Ein Räuber mit hölzernen Pistolen«, stolz darauf, ohne Blutvergießen gearbeitet zu haben. Obwohl seine als großartig geplante Gerichtsrede ins Peinliche abgleitet und sein Fall vom Publikum schnell vergessen wird, war zumindest sein Räuberhandwerk tadellos: »Wißt ihr, wer Labitzke ist? Labitzke ist einer der Größten! ... Ein Auge hat der, kann ich euch sagen, ein Auge! Und wie der mitten in der Bank stand und rief: ›Alles Papiergeld in diese Tasche!‹ Wie ein Feldherr, kann ich euch sagen! So ein Kerl ist Labitzke« (Jaeger 1964, 111). Ein Ausbruch endet tragisch. Labitzke wird wieder eingefangen und im Gefängnis von Wärtern blödegeschlagen: Der verbrecherische Individualist gerät zum Opfer uniformierter Verbrecher.

Da will es den Leser auch kaum beglücken, daß Labitzkes Rest mit alten Wäscheklammern spielt und sich für den Weltbeherrscher hält. Bankraub lohnt sich nicht, bekundet Jaeger hier drastisch, und man glaubt es in diesem speziellen (fiktiven) Fall gern. Der Autor hat, abgesichert durch seine eigenen Hafterfahrungen, die katastrophalen Zustände im bundesdeutschen Strafvollzug kaum überzeichnet. In einer Rezension von Driests (→) Roman beklagte er generalisierend das Diktat fiskalischer Erwägungen über Menschlichkeit und sinnvolle Resozialisierung (Jaeger 1974).

Der Exbankräuber Jaeger (➤) behandelte den Bankraub oft als Metapher fürs utopisch anvisierte bessere Leben, etwa in der Erzählung »Verhör am Morgen« aus der Sammlung »Jeden Tag Geburtstag«: »Ich habe gedacht, mit dem Geld kannst du dir noch mal aufbauen, mit einer Frau und vielleicht auch mit Kindern und so ... « (Jaeger 1966, 191). Doch eine winzige Unstimmigkeit macht den minutiösen Plan zunichte. Auch im Mittelpunkt des späten Romans »Amoklauf« steht die Hoffnung auf ein materiell sicheres, als normal geltendes Leben. John und Benny Winston träumen vom großen Einstieg, und ihr erster Bankraub, geplant bis ins Kleinste, läßt das Beste erwarten. Aber die Winstons sind keineswegs Meister ihres Faches, wie die Presse nach diesem Gesellenstück mutmaßt. John verspielt das meiste der Beute – die gemeinsame Snackbar verschwindet im Reich der Träume. Ihr zweiter Bankraub geht daneben; sie töten einen Bankangestellten, verlieren die Hälfte der Beute und verraten sich beim Untertauchen, so daß ihre Flucht im Kugelhagel endet. Eine der Geiseln, die sie im Laufe ihrer Verfolgung nehmen, nennt die Dinge beim Namen: »›Sie sind Stümper‹, sagte Frank. ›Sie haben Fehler über Fehler gemacht ... An Ihnen beiden ist nichts Besonderes, außer der Tatsache, daß Sie Zwillinge sind. Ich kann eigentlich nicht verstehen, daß so viel Aufhebens um Sie gemacht wird in New York, wo alle zwanzig Minuten ein Raubüberfall passiert ... « (Jaeger 1982, 260f.).

Jaeger spricht aus eigener Erfahrung, wenn er Perfektionismus und Charakterstärke zu den Grundvoraussetzungen des gelungenen Bankraubs erklärt. Nachlässigkeit und Tötungen charakterisieren dagegen in allen seinen Texten das mißglückte Verbrechen und die verhunzte Kriminellenkarriere. Über kurz oder lang geht es den Mördern an den Kragen, zuletzt richtet sie die symbolische Ehrenjustiz der Gauner: »Um diese Zeit lief auch ein Doppelmörder seine Runden in der Hammelsgasse. Er hatte mit einem Komplizen eine Bank überfallen und dabei ohne Anruf sofort zwei Bankbeamte erschossen. Mayer hieß der Stümper. Er genoß keine Sympathie ... Er war der letzte beim Hofgang, und er mußte allein gehen ... Als die Gefangenen damit begannen, nasse Papierkugeln nach ihm zu werfen, wurde der Hofdienst verdoppelt. Aber das half nichts: Mayer war eine Herausforderung ... Aus nassem Zeitungspapier kneteten sie Kugeln, so groß wie Schneebälle« (Jaeger 1975, 201f.).

Die literarisch eindrucksvollste, weil sprachlich ungeheuer nuancierte, formal brillant geführte Geschichte eines mißglückenden Bankraubs findet sich in Peter Kurzecks erstem Roman »Der Nußbaum gegenüber vom Laden, in dem du dein Brot kaufst«. In den letzten zwei Kapiteln erzählt Kurzeck vom scheiternden Bankräuber Alexander Zabrowsky und seiner Geliebten Dolores, die in den fünfziger Jahren aus purer Geldnot, bar aller realistischen Möglichkeiten, eine Bank überfallen, ohne Planung und lange Vorbereitung. Ein paar Tage lang hatten sie mit sich gehadert, verschiedene kleine Landpostämter in Erwägung gezogen, den Überfall als Gedankenexperiment vollzogen, doch sich nie getraut und sogar gute Gelegenheiten verstreichen lassen. »Nachher der wirkliche, ihr richtiger Überfall, ziemlich stümperhaft – wie

alles, was du gegen deinen Willen tust, ohne Freude, ohne Begeisterung, geistesabwesend und verstört, mit dem Mut der Verzweiflung (den es wirklich gibt). Eine Bank, die sie zum erstenmal betraten. Draußen ein leerer städtischer Winternachmittag, blaugrau verdämmernd; Parkbäume alle untröstlich. Er kam – wie eine Lawine oder sonstige anschauliche Katastrophe, die sich gut zu herkömmlichem Vergleich eignet, im rechten Moment fast ohne ihr Zutun, sobald erst in Gang: nicht mehr aufzuhalten, wird sie unverzüglich zu höherer Gewalt und gehorcht eigenem Gesetz – hauptsächlich deshalb zustande, weil sie ohnmächtig und erbittert einsehen mußten, daß sies ja doch nie fertigbrächten, nie im Leben – gleichsam gegen sich selbst, mit geschlossenen Augen, wie blind, stolpernd, wie in einem Schacht. ... Und wenn auch nur Einer aus dem Publikum gelacht hätte, hahaha, wäre gleich Alles aus gewesen, aber da war es schon zu spät. Publikum (aus dem Stehgreif) vorbildlich: wie erstarrt. Gruppenbild, 15 Uhr 37, Momentaufnahme« (Kurzeck 1982, 264).

Bei Kurzeck macht sich die Tat selbständig; als einziger betont er die Eigendynamik des Geschehens, die Zwangsläufigkeit. Die Bankräuber erscheinen als Fremdgeleitete, Medien oder Zombies in einer Gesellschaft, die aus lauter vorgezeichneten Wegen, Karrieren, Abläufen aufgebaut ist. »Obwohl ziemlich stümperhaft ausgeführt – dies ist ein Überfall! – schien zuerst alles zu klappen (fehlbelichtet: ein Negativ), sie wußten kaum wie (ganzaußeratem): schon ist alles gelaufen! Kamen gut weg, unverfolgt [Fußnote: Ach, wir schaffen es schon doch noch!] ... Beute knapp 32.000,-. Sie hatte mehr erhofft und mit weniger gerechnet – wir leben noch! ›Zweimal zähl ich es nicht!‹ (Das war Samstagmorgen im neuen Hotel.) Am nächsten Dienstag wurden sie im Taunus, Harz, Schwarzwald, im Siebengebirge, in ihrem eigenen zeitfernen Ural Pamir Kaukasus, im Sauerland oder wo es war (nach fünf Tagen – keine hundert Kilometer vom Tatort) verhaftet ... Dringender Tatverdacht, vorläufig festgenommen, stand nachher in allen Zeitungen; bei der Verhaftung DM 30 400,– sichergestellt, veruntreuter Rest kann belegt werden. Sie wußten gleich, daß es aus war und konnten sich nur noch ansehn – nicht mal dazu blieb ihnen Zeit. Eine Glasscheibe zwischen uns, die beschlägt. Trüber Tag, Lampenlicht, nachher Eisblumen« (ebd., 265).

Eindringlich werden Alexanders erste Stunden in der Haft beschrieben, »die schönsten Stunden: sowieso alles Aus, endlich ruhig atmen!« (ebd., 266) Das grandiose Schlußkapitel des Romans setzt noch einmal unmittelbar nach dem Überfall ein, zeigt in wechselnden Perspektiven die schäbigen Absteigeorte und scheinbar endlosen Straßenfahrten der letzten freien Tage des Bankräuberpaares, bevor sich immer mehr die Bilder von Alexanders Gefangenschaft einmischen und schließlich unklar ist, ob die verhängten acht Jahre Haft noch bevorstehen oder bereits verbüßt sind. Die Liebesgeschichte ist zu Ende, der Verbleib der Geliebten unklar, und als seltsames anderes Ufer erscheint der Beginn des Romans in der Erinnerung des Lesers: ein entlassener Häftling beginnt da die freie Welt wieder zu erkunden, tritt den Weg in eine eventuelle Gegenwart mit selbstberuhigend rückwärtsgewandten Blicken an.

Mzwakhe Mbuli

caught in the trap?

Christian Finkbeiner

Südafrikas »people's poet« Mzwakhe Mbuli soll im Oktober 1997 einen Bankraub begangen haben. Gerüchte über die Verstrickungen ehemaliger Anti-Apartheidskämpfer in eine Serie von Banküberfällen tauchen schon seit längerem in verschiedenen Zeitungen des Landes auf. Verläßliche Quellen gibt es keine. Tausende Fans sind entsetzt.

Während der Zeit der offenen Apartheid galt die Bezeichnung »people's poet« als eine Liebes- und Respekterklärung. Mzwakhe Mbuli, 1959 nahe Soweto geboren, sein Vater ein Zulu, seine Mutter eine Xhosa, ist ein solcher »people's poet«. 1976 in den Aufständen von Soweto politisiert, startet er seine Karriere als Dichter Anfang der achtziger Jahre mit Vorträgen bei Beerdigungen und illegalen Gewerkschaftstreffen. Er engagiert sich kulturell für die United Democratic Front und politisch gegen das herrschende Regime. Aufgrund seiner Aktivitäten ist er staatlicher Verfolgung, Verhaftungen und Folter ausgesetzt. Seit 1986 arbeitet er mit Musikern zusammen, veröffentlicht regelmäßig Schallplatten und steigt zu einem der Popstars Südafrikas auf, bis heute sind es sechs Goldene Schallplatten, was insgesamt 150.000 verkauften Platten entspricht. 1989, mit der Entlassung der politischen Gefangenen von Robben Island, beginnt der Druck nachzulassen und die Karriere vom Mzwakhe Mbuli gerät in kalkulierbare Bahnen. Weltweite Tourneen und die Zusammenarbeit mit internationalen Stars wie Peter Gabriel, Michael Jackson, Miriam Makeba, Youssou N'dour, Thomas Mapfumo steigern Bekanntheitsgrad wie Marktwert. 1994 performt er ein Begrüßungsgedicht zur Amtseinführung von Nelson Mandela und ist auf dem bisherigen Höhepunkt seiner Popularität. Trotzdem bleibt Mbuli weiterhin politisch aktiv: Auch im neuen Südafrika kämpft er gegen die Armut und für die Menschenrechte. Im September 1996 entkommt er nur knapp einem Attentat. Mzwakhe Mbuli engagiert sich gegen Drogen und glaubt einer großen Drogen-Verschwörung auf der Spur zu sein. Staatliche Funktionäre und Teile der Polizei stehen im Mittelpunkt seiner Recherche. Er sieht sich nun selbst im Fadenkreuz illegaler Polizeimaßnahmen und ständiger Observationen. Offenbar sind die von ihm gesammelten Informationen von nicht abzuschätzender Brisanz. Mbuli will das Material an Nelson Mandela weiterreichen. Trotz der bedrohlichen Situation kann er weiterhin Auftritte absolvieren und seine finanzielle Unabhängigkeit bewahren.

134



134 Mzwakhe Mbuli: »people's poet« ...
135 ... kämpft um den Beweis seiner Unschuld

1997 meldet sich ein Mann bei ihm: Er habe wichtige Informationen über das Attentat von 1996. Sie verabreden sich für den 28. Oktober 1997. Der Mann erscheint, übergibt eine Tasche, in der die angesprochenen Papiere sein sollen, und verschwindet wieder. Mbuli legt die Tasche unbesehen in den Wagen. Prompt erscheint ein Streifenwagen und bewaffnete Polizisten nehmen ihn sofort fest. Einer der Beamten angelt zielsicher die Tasche aus dem Auto und ihr Inhalt offenbart sich als das für das schwarze Südafrika nette Sümmchen von 15.000 Rand. Die Scheine stammen aus einem Überfall auf die Zweigstelle Waverley (Pretoria) der First National Bank, der wenige Minuten zuvor stattgefunden hatte. Eine im Auto liegende Waffe verstärkt die Indizien. Mbuli kommt umgehend ins berüchtigte Pretoria Maximum Prison, in dem er schon 1988 inhaftiert war.

Ehemalige Kampfgefährten des regierenden African National Congress weigern sich, Kontakt zu ihm aufzunehmen.

Das Gefängnis ist die Hölle: überfüllte Zellen, schwere körperliche Arbeit und Mißhandlungen durch die Polizei. Nach einem Hungerstreik, Protesten von amnesty international und dem internationalen PEN, erfolgt im April 1998 die Verlegung in das angeblich etwas erträglichere Pretoria Central Prison. Doch es ist nur ein anderer Platz des Schreckens: zeitweise kein Trinkwasser, Läuse, eine Hühnerpockenepidemie. Am 29. März 1999 folgt das Urteil: Mzwakhe Mbuli erhält im Namen des Volkes 13 Jahre Haft wegen bewaffneten Bankraubs und Besitzes einer Handgranate – obwohl es keinen Zeugen gibt für die Beteiligung eines Mannes von der auffallenden Größe Mbulis bei dem Überfall. Die Berufungsverhandlung am 9. Februar 2000 wird auf unbestimmte Zeit ausgesetzt, nachdem der Gefängnisdirektor der Aufforderung des Richters, Mbuli von den eisernen Fußfesseln zu befreien, nicht nachkommt.

Quellen & Literatur: Mbuli, Mzwakhe: Before dawn (Congress of South African Writers). Fordsburg 1989; URL: http://www.mzwakhe.org; Diskografie: Change is pain (1986), Unbroken spirit (1988), Resistance is defensive (1992), Afrika (1993), Irigi (1994), Kwa-Zulu Natal (1996), Umzwakhe ubonga sijehovah (1997).



Der Bankraub als Leistungssport und Tagesgeschäft Die Erfolgsgeschichten in puncto Bankraub wurden von Autoren geschrieben, die selbst im Metier tätig waren oder sich in ihren Werken auf aufsehenerregende historische Fälle berufen konnten. Das Bankausrauben ist hier entweder geldbringendes Training für größere Straftaten oder erhält den Status einer sportlichen Disziplin.

Selbst wenn man davon absieht, daß es eine regelrechte Gefangenenschreibkultur gibt, in der gar um eine Spezialtrophäe, den »Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis« gewetteifert wird (Kuhlbrodt 1995), fällt die Vielzahl schreibender Bankräuber auf. Sie läßt sich möglicherweise durch die ideellen Beweggründe einer intellektuellen, bankräuberischen Oberschicht erklären[2], deren Angehörige durch den Sprung aus dem Milieu auf die ungleich angesehenere Ebene der Literatur zu guter Letzt ihre größte Ruhmesbeute einstreichen und ihr ideelles Ziel, Furore zu machen, am nachhaltigsten erreichen wollen. Meist kreisen ihr Denken und ihre Literatur allerdings zu sehr um die Sphäre des Verbrechens und der sozialen Zwänge, als daß sie sich wirklich »freischreiben« könnten, siehe Henry Jaeger, Burkhard Driest (→), Albert Spaggiari (→), Stephen Reid (→) oder Lothar Leidereiter[3]. Da wo der Übertritt gelingt, etwa im Falle des Ex-Geldtransporträubers Ludwig Lugmeier, verschwinden sowohl der Bankraub als auch das ihn begleitende hochleistungssportliche Ethos völlig aus dem literarischen Werk. Indessen zeigt die Antwort, die Lugmeier einem waghalsigen Interviewer gab, wie problemlos sich ein Bankraub als Trainingsstufe auf dem Weg zur Hochliteratur begreifen läßt: »SZ: Was war für Sie die schwierigere Aufgabe, die Millionen zu rauben oder einen Roman zu schreiben? Lugmeier: Auf alle Fälle das Romanschreiben, gar keine Frage. Außerdem ist das genauso gefährlich ... Das geht nur, wenn man meint, daß man das unbedingt tun muß« (Bitala 1994).

Wie gefährlich das Romanschreiben für einen gestandenen Bankräuber sein kann, spürt der Leser von Siegfried N. Dennerys (→) autobiographischem Text »Der Räuber mit der sanften Hand«. Dennerys Banküberfälle waren entschieden besser als ihre Literarisierung.

In dem autobiographischen Roman »Nachruf auf ein Dutzend Gauner« hat Henry Jaeger seine Version verbrecherischen Leistungsdenkens umrissen. Es unterscheidet sich vom gewöhnlichen kaum, beinhaltet sowohl den Ansatz einer Investitionsplanung als auch das unternehmerische Ideal des operativen Perfektionismus; Militärmetaphorik kann nicht ausbleiben. »Wir werden überhaupt viel Geld beschaffen müssen: für verschwiegene Garagen, für Waffen und Spezialwerkzeug. Wir werden eine

2 Eine Täterstatistik aus den 80er Jahren bemerkt zum Bildungsniveau: »Der überwiegende Teil der bekannten Täter hatte Hauptschulabschluß oder einen niedrigeren Schulabschluß.« (Büchler/Leineweber 1986, 143).

3 Lothar Leidereiter, Ex-Bankräuber, 1937 in Königsberg geboren, lebt in Berlin von der Sozialhilfe. Seine im Selbstverlag erscheinenden Gedichte versteht er als letzten Angriff auf die »Scheckbuchdemokraten« (Waßmann 1995).

kleine, aber schlagkräftige Organisation bilden. Wir werden schnell und präzise sein. Banken und andere Geldinstitute kommen da in Frage. Die Schlacht wird geplant. Sie wird auf dem Papier vorgezeichnet, das nennt man Strategie. Ich werde planen! Ein Perfektionist des Verbrechens werde ich sein! ... Mein Schatten wird über diese Stadt fallen. Die Idee eines Doppelraubes fasziniert mich. In der gleichen Viertelstunde an zwei Plätzen zuschlagen. Etwas noch nie Gewesenes würde ich ausdenken« (Jaeger 1975, 189f.). Der Autor gehörte offensichtlich zu jener kleinen Zahl von Bankräubern (3,3%), deren Taten Volker May in seiner »Phänomenologie des Bankräubers« auf ein »ausgeprägtes Geltungsstreben« zurückführt.[4] Jaeger mag zunächst nur – in seinen eigenen Worten – ein Junge gewesen sein, »der seinen Mißerfolg bei Mädchen mit einem Bankraub wettmachen« (Jaeger 1974) wollte. Doch der Banküberfall, die Ekstase des gefährlichen Moments, erscheint in seiner Erinnerung als eine Art Initiation; er hatte, so schreibt er, die Gewißheit, »daß ich jetzt eine Grenze überschreite. Es wird ein greller Augenblick sein, eine Sekunde wie eine Stichflamme« (Jaeger 1975, 315).

4 »Es waren dies Täter, die darauf aus waren, interessant zu erscheinen, das Tagesgespräch zu bilden, Aufsehen zu erregen« (May/Schubert 1972, Bd. I, 161).

Betrachtet man die Tatmotivationen in den fiktionalen Texten, wird eine deutliche Verschiebung gegenüber der Autobiographie erkennbar: Während Jaegers eigene Antriebe Geltungsstreben und Abenteuerlust waren, sind seine Romanfiguren vom Wunsch nach einer Existenzgründung beseelt. Sein eigener Bankraub glückte, während er – vom Moment seiner Inhaftierung an ›bekehrt‹ – alle seine Bankräuberfiguren tragisch scheitern ließ. Sie sollten seinen Lesern keine falschen Vorbilder sein.

Abgründiger lesen sich die Verbrechengeschichten von Jacques Mesrine (➤) und Albert Spaggiari (➤), zwei bis zuletzt überzeugten Gegnern gutbürgerlicher Existenzweise.

Mesrine schilderte seine Karriere in »L'Instinct de mort« mit beinahe altmeisterlicher Routine. Verbittert über seinen sinnlosen Kriegseinsatz als Jugendlicher in Algerien war er ausgestiegen und hatte begonnen, »Bourgeoiswohnungen zu knacken«: »Ich wollte alles, nur nicht diese schreckliche Krankheit, die sich Arbeit nennt« (Mesrine 1994, 58).

Nachdem er mit allen Moralvorstellungen gebrochen hatte, waren ihm selbst die bestialischsten Morde und ihre Beschreibung kein Anlaß mehr für Reue:

»Das einzige Verbrechen, das ich mir nie verziehen habe, war das an dem kleinen, blauschimmernden Vogel, den ich im Alter von dreizehn Jahren in unserem Garten getötet habe ... Nur in diesem Fall hatte ich wirklich Gewissensbisse, auch wenn das abscheulich klingen mag« (ebd., 59).

Er verhielt sich anderen Menschen gegenüber höchst fragwürdig.

Stephen Reid

Kanadas Bankräuber-Poet

Tobias Roller

Stephen Reid erlangte Berühmtheit als Anführer der dreiköpfigen »Stopwatch Gang« («Stoppuhren-Bande«), die exakt choreographierte 90-Sekunden-Überfälle auf 140 kanadische Banken verübte, sich dabei durch Gewaltfreiheit und Höflichkeit gegenüber Bankangestellten wie Kunden auszeichnete und in den siebziger Jahren auch vom FBI fieberhaft als »most wanted« gejagt wurde. Während seiner langen Haftstrafe entwickelte er jedoch »die Neigung zu einem geordneten Leben« und wandelte sich allmählich »vom Verbrecher zum Musterbürger«. Dabei half ihm besonders sein literarisches Talent, das er in dieser Zeit entdeckte. »My criminal career ended the day I began writing«, wird Reid häufig zitiert. So entstand sein stark autobiographisch gefärbter Roman »The Jackrabbit Parole«, der sich unverhofft als die Eintrittskarte ins literarische Establishment Kanadas erwies. Noch bedeutsamer aber war die Begegnung mit der Schriftstellerin Susan Musgrave, die sein Werk als Lektorin betreute. Die beiden heirateten 1986 und führten mit Susans Tochter Charlotte aus deren ersten Ehe und der gemeinsamen Tochter Sophie ein für alle Welt sichtbar harmonisches Familienleben. Dann aber tat »es« Reid, der »mustergültig rehabilitiert[e] Häftling« im Juni 1999 plötzlich wieder und überfiel in Victoria, der Hauptstadt der Provinz Britisch-Kolumbien, eine Bank. Die Fan-Gemeinde jaulte auf, wobei schwer auszumachen war, ob sie sich über die Tat entsetzte oder ob sie ihr nun jäh zerstörtes Bild vom geläuterten Kriminellen beweinte. Für seine VerehrerInnen muß Reids Rückfall in der Tat ein Schock gewesen sein – hatte er sich doch selbst jahrelang öffentlich für die Resozialisierung von Straftätern engagiert.

Was Reid zu diesem erneuten Bankraub trieb, bleibt Spekulation. Als sicher gilt, daß er, drogenerfahren schon mit 13, seit einiger Zeit wieder an der Nadel hing. »It just started slipping away ...«, lautete sein eher hilfloser Erklärungsversuch im Interview mit CBC News. Was ihm genau entglitten war, läßt sich ebenfalls nur vermuten. War nach dem literarischen Erfolg eine Ernüchterung eingetreten, die er unerträglich fand? Fürchtete er um die Erhaltung seines Marktwerts im hart umkämpften Literaturgeschäft? Oder mußte schlicht die Finanzierung seines Drogenkonsums geregelt werden? Sogar sein Credo, stets nur gewaltfrei zu agieren, warf er über Bord, als er sich diesmal einen

136



136 Stephen Reid: Bankraubpresse als Eintrittskarte ins literarische Establishment
137 Er gilt als Anführer der »Stopwatch Gang«

Schußwechsel mit der Polizei lieferte. Die Anklage lautete schließlich auf Bankraub, Geiselnahme und versuchten Mord; das Urteil: 18 Jahre. So sehr die Öffentlichkeit aus seinem Beispiel Hoffnung geschöpft hatte, so schnell ließ sie ihn nach seiner erneuten Verhaftung wieder fallen. Die Wogen schlugen hoch, es gab Reaktionen wie »Wir sind es absolut leid immer wieder von Delinquenten wie ihm zu hören!« oder »Die Tatsache, daß er hinter Gittern ein Buch zu Wege brachte, sollte nicht benutzt werden zu verschleiern, was er in unserer Gesellschaft tatsächlich ist: einfach ein Mann mit einer kriminellen Karriere« bis hin zur empörten Äußerung »Reids Entschuldigung, er sei eben drogenabhängig, ist ungeheuerlich!«. Selbst Ehefrau Susan Musgrave wurde ins Visier genommen. So warf man ihr vor, an Reids Tat mindestens ebenso schuld zu sein wie er selbst, da sie ihn mit ihrer »rückständigen Hippie-Einstellung« in seiner Drogensucht habe gewähren lassen (E-mails bei CBC News). Nur wenige Stimmen waren zu vernehmen, die Mitgefühl erkennen ließen.

»I love that you have fulfilled my worst fears and all of my desires« – so beschreibt Susan Musgrave in einem Gedicht für ihren Mann, was viele, die seine wechselvolle Geschichte in den Medien verfolgten, wohl auch für ihre ganz eigenen auf Reid projizierten Sehnsüchte in Anspruch genommen haben. Seit seiner Verurteilung im Dezember 1999 scheint es mit einem Mal nicht mehr romantisch oder schick zu sein, sich als Stephen-Reid-Fan zu brüsten. The thrill has gone. Und mit ihm die große Illusion vom bekehrten Menschen von Queen Charlotte Islands, dem einst so idyllischen Familiendomizil an der britisch-kolumbischen Küste, wo Susan Musgrave nun allein die Stellung hält, um für den Mann, den sie liebt, zu kämpfen.

Quellen & Literatur: Reid, Stephen: Jackrabbit Parole. Toronto 1988; Weston, Greg: Stopwatch Gang. Toronto 1992. Neue Zürcher Zeitung, 12.6.1999; Süddeutsche Zeitung, 23.12.1999; CBC News online, 8.9.u. 25.12.1999.





138

Doch sein literarisches Talent war beachtlich; die Schilderung der Banküberfälle hat durchweg Stil und wird (wie seine Autobiographie insgesamt) getragen vom rabenschwarzen Humor einer restlos entrückten Kriminellenexistenz: »Als ich an der ersten Kasse ankam, starrte mich die Kassiererin angstvoll an. Mit einem Lächeln sagte ich zu ihr, indem ich die Banknoten zusammenraffte: ›Ist das dein erster Banküberfall, Liebling?‹« (ebd., 253).

Die Taten sind im Text kaum zu zählen, die Zahl der real begangenen schwer zu schätzen: 30, vielleicht 50 oder 100? Mesrine gefiel sich als omnipotenter Erzschurke, für den ein Bankraub Tagesgeschäft, Training und Leistungssport in einem war, »eine bloße Formalität, die ich erledigte, wie andere einkaufen gehen« (ebd., 311): »Seit meiner Rückkehr hatten wir ungefähr zwanzig Banken überfallen. Eine hatte ich sogar aus reiner Lust ganz allein überfallen ... ›Bleibt ruhig Kinder, ich will jetzt die Kasse leeren!‹ Ich ging an den Kundinnen vorbei, als ob ich ein Mitglied des Personals wäre, betrat die Kasse und leerte sie aus, während ich eine Kundin fragte: ›Werden Sie schon bedient, Madame?‹ ›Ja, ja, die Direktoren holen gerade meine Unterlagen.‹ ›Sie sind bestimmt gleich zurück, haben Sie keine Angst!‹ Dann hatte ich die Bank in alle Ruhe verlassen« (ebd., 278). Bankraub war für Mesrine ein wesentliches Mittel, der Gesellschaft seine Verachtung auszudrücken: »Das menschliche Zeugnis ist ein recht schwacher Beweis – so wurde ich bei Überfällen erkannt, die ich nicht unternommen hatte, während ich bei anderen, die ich tatsächlich begangen hatte, unerkannt blieb. Bei diesem Bild der Gesellschaft kam mir das Kotzen« (ebd., 287). Das nach dem Erscheinen seiner Memoiren erlassene »loi Mesrine«, die den schreibenden Verbrechern verbot, künftig Gewinn aus der Vermarktung ihrer Vergangenheit zu schlagen, zeigte, daß Mesrines literarischer Coup überaus erfolgreich war.

138 Jacques Mesrine: Rabenschwarzer Humor einer restlos entrückten Kriminellenexistenz
139 Jüngste deutsche Ausgabe bei Edition Tiamat



Auch »Les égouts du paradis«, Albert Spaggiaris Roman über den selbst verübten Jahrhundertbankraub vom 15. bis 17. Juli 1976 in Nizza, geriet zum Bestseller. Der Autor teilte mit Mesrine die Kriegsvergangenheit (er hatte in Indochina gekämpft) und das erzählerische Naturtalent: In einfacher Sprache brachte er während seiner Haft die Geschichte des seinerzeit einzigartigen Bankraubs zu Papier und schilderte das Ganovenumfeld seiner Bande mit großer Eindringlichkeit. Der Weg durch Ströme von Kot zum Gold, wirkt zwar wie die überzogene Erfindung eines Psychoanalytikers; doch die Bande hat ihn in der Tat zurückgelegt und in der Kanalisation von Nizza »mystische« (Spaggiari 1990, 131) Offenbarungen dabei erlebt. Auch für Spaggiari – wie 313
für Jaeger, Mesrine und Reid – wurde der Bankraub zur sportlichen Großtat, diente zum Beweis von Stärke und Leistungsfähigkeit. »Diejenigen, die kamen, um ihr Glück zu machen, werden reich davongehen. Aber auch ich bin in diesem Moment zufrieden: Es ist die größte Beute, die jemals gestohlen wurde. Es ist der Einbruch des Jahrhunderts! « (ebd., 153). Genüßlich zitiert er die Zeitungsmeldungen über die Tat und verkündet stolz die Inschrift, mit der sich seine Bande nach getaner Arbeit verabschiedete: »Ohne Haß, ohne Gewalt und ohne Waffen!« (ebd., 153). Die pazifistisch anmutende Parole wird freilich von der Tatsache ad absurdum geführt, daß Spaggiari der rechtsextremen Szene nahestand und seinen Anteil an der immensen Beute von mindestens 60 Millionen Francs eigenen Angaben zufolge einer militanten Organisation namens ›Catena‹ zur Verfügung gestellt hat (ebd., 236). Aber der Autor agierte wohl nur bedingt aus politischen Motiven (ebd., 12). Als notorisch Zukurzgekommener brach er aus der von Zwängen bestimmten bürgerlichen Existenz aus, um sich und der Welt seine wahre Größe zu beweisen (ebd., 235). Seine Erfolge in der Realität des Tresorraums, als Erzähler und schließlich als Ausbrecher beeindruckten und waren weder wiederholbar noch zu steigern. Spaggiari hatte sich selbst unüberwindbare Grenzen gesetzt, was aber auch bei rein literarischen Erstlingsgroßtaten oft passiert.

Der »politische Wirrkopf« (ebd., 231) schuf die anarchistischste Literarisierung des Bankraubs, eine Sondierung der psychosozialen Abgründe bei Tätern und Opfern. Im zentralen Kapitel, in dem er das Ausräumen des sonntäglich verschlossenen Tresorraums schildert, legt er die Sinnlosigkeit des Verbrechens ebenso offen wie den grassierenden gesellschaftlichen Irrsinn. Das Wühlen in den Schließfächern gleicht dem Wühlen in den Eingeweiden der modernen Zivilisation: »Aus dem Nachbarraum dringt immer häufiger wütendes Gebrüll, denn die Marseiller stoßen immer öfter auf Zigarrenkisten, Sammlungen von Camembert-Etiketten, Nudistenrevuen oder auch auf Schließfächer, in denen die Omas die Schweinefotos ihrer Männer, ihrer Söhne oder ihrer kleinen Freundinnen aufbewahren. Und dann finden sie noch Zucker und Linsen ... Gigi und Carlos werden die meisten dieser unanständigen Fotos an die Schränke kleben, die sich gegenüber dem Eingang befinden« (ebd., 150f.).

Eine kunstvolle Karikatur dieses berühmten Bankraubs hat Peter Mayle seinem Roman »Hotel Pastis« (1993) einverleibt, freilich ohne den schlechten siebziger-Jahre-Geruch der Realität, der Kloaken von Nizza, in die Regenabflußkanäle eines kleinen provençalischen Urlaubsdörfchen hinüberzuleiten.[5] Fluchtfahrräder sind eine Maylesche Novität; die unbeabsichtigte Geiselnahme eines dümmlichen amerikanischen Industriellensohns ebenfalls. Auch ist es eine nette Idee, die Bande gemeinsam in einem öffentlichen Verkehrsmittel in die wohlverdienten Ferien – respektive ihr angepeiltes ehrbares Weiterleben – entschwinden zu lassen. Eindeutiger Anklang an Spaggiaris Coup ist die abschließende Verzierung des Tresorraums: »Außer dem Stoß Polaroidfotos lag jetzt nichts mehr auf dem Tisch. Fernand bestand darauf, sie zu einer exposition érotique zu arrangieren und heftete sie mit dem letzten Stück Klebeband an die hintere Wand« (Mayle 1994, 387).

Die Geschichte des Bankraubs wird von einem parallelen Handlungsstrang flankiert, in dem der kurze Versuch eines erfolgreichen Werbemanagers geschildert wird, sein streßerfülltes Berufsleben aufzugeben und ein Hotel in Südfrankreich zu eröffnen. Mayle weist somit den Wunsch nach gesicherter, unbeschwerter bürgerlicher Existenz, den normalerweise nur die Bankräuber haben, einem gesellschaftlich arrivierten, indessen emotional verarmten Großverdiener zu. Am Ende bleibt dieser zwar in seinem Metier, ohne aber, dank glücklich verlaufener Lovestory, sein Schicksal weiter umstürzen zu wollen. Der isolierte Bankraubstrang teilt mit dem Aussteigerstrang so doch wenigstens das Happy-End.

Von Mayles Bankraubparadies ist es ein schwerer Schritt zurück in die marode Wirklichkeit der dreißiger Jahre, wo die literarische

5 Der Bestsellerautor Ken Follett dagegen ließ es sich nicht nehmen, Spaggiaris packenden Text in einem unbrillanten, billigen Abklatsch auszubeuten (Orig.: »Under the Streets of Nice« 1994; deutsch: »Cool. Der Bankraub von Nizza«; Hörbuch: »Die Ratten von Nizza«), der es als unverhohlene Abstauberei nur verdient, übergangen zu werden.

Bankraubschilderung ihren Anfang nahm. Als »Sieger« hatten damals auch die Helden von Paul Gurks 1935 erstmals in Berlin erschienenem Roman »Tresoreinbruch« die Szenerie verlassen. Und Gurk hatte sich ebenfalls einen realen, spektakulären Bankeinbruch zur Vorlage genommen, der kurioserweise wie eine frühe Vorwegnahme von Mayles Vorbild, Spaggiaris Jahrhundertraub in Nizza, wirkt: den Einbruch der Gebrüder Sass (→) in die Berliner Diskonto-Gesellschaft am 28. Januar 1929. Die Kanalisation, das unterirdische Röhrennetz der Großstadt, steht in Gurks Roman sinnbildlich für die »zweite Natur« der bürgerlichen Gesellschaft; die Bankräuber verkörpern die Ideale der Überlebenskünstler im Großstadtdschungel: höchste Anpassungsfähigkeit, raubkatzenhafte »Unauffälligkeit« und wache Intelligenz, »außerordentliche Kraft und Selbstbeherrschung«, »beachtliche Fähig-

Gottesfürchtigkeit und Gottes Lohn?

Wolfsburg. Mehrere tausend Mark brachte 1993 einem gottesfürchtigen Bankräuber in Wolfsburg-Reislingen ein Überfall auf eine Bankfiliale ein. Er betrat das Gebäude mit einer Pistole, war nur mit einer Sonnenbrille maskiert und begann den üblichen Dialog mit den Bankangestellten mit einem zünftigen »Grüß Gott«. Ob nun dank seiner Gottesfürchtigkeit oder aufgrund seiner Weltzugewandtheit – in jedem Fall ist er unerkannt entkommen. **Quelle:** taz, 2.10.1993. (KS)

keiten in der Ausspürung von Gelegenheiten und im Forträumen von Hindernissen, im höflichen und geschmeidigen Verkehr mit Behörden und Privaten« (Gurk 1948, 68). »Es war nicht leicht, über das unterirdische Adergeflecht der großen Stadt Klarheit zu bekommen, über die Kanalisationsröhren und Schächte, über die Kabelleitungen und Einsteigstollen« (ebd., 69). Für Gurk galt lange vor Jaeger und Spaggiari (und auch Kluge): Die Gewinner im kapitalistischen System und die erfolgreichen Bankräuber unterscheiden sich nur durch die angewendeten Methoden. Recht und Gesetz haben keine moralische Verankerung mehr und stehen daher dem Verbrechen ambivalent gegenüber. Der Mann des Gesetzes in Gurks Text faßt es in ein skurriles Bild, den tieferen Hintergrund des Romantitels, die allwaltende moralische Demontage im sich festigenden Nazi-Faschismus, andeutend: »Gesellschaft, Staat und Ordnung schienen ihm ein zertrümmerter Tresor, die Stahlfächer längst beraubt« (ebd., 186). Gestärkt und zum Äußersten herausgefordert durch die sozialdarwinistische Grundtendenz der modernen Gesellschaft, tragen Gurks Helden am Ende in ihr den Sieg davon. »Eben fuhr ein Auto vorüber. Albert und Otto Maas saßen darin und grüßten höflich. Albert hatte zwei hübsche, volle, blonde Mädchen auf seinem Knie. Da fuhren sie hin, die Sieger!« (ebd., 186).

Bankraub zum Lachen: postmodern bis expressionistisch »Was soll das Ganze?«, fragt Tibor Fischer zurecht selbstkritisch in »Ich raube, also bin ich«. Die ›Gedankenbande‹ des Titelhallodris und arbeitslosen Cambridgephilosophieprofessors Eddie Coffin raubt im Text vierzehn Mal aus quasiphilosophischen Motiven und verknüpft Beraubung absurderweise mit Belehrung. Ausgehend von der »schnörkellosen Schönheit« des Bankraubs als Denkfigur, wird munter drauflosschwadroniert, doch die vollmundige Witzigkeit kennt schnell ihre Grenzen. Wo nichts ernstgenommen wird, verliert alles seinen Reiz, sogar der Bankraub. »Banküberfälle können zur Gewohnheit werden«, faselt Bankräuber-Eddie, und schon bei »Nummer zwei« hatte er »gar nicht das Gefühl von etwas Besonderem« (Fischer 1997, 88). »Allmählich wurde es fast zur Gewohnheit« (ebd., 121), heißt es bei Nummer drei, und über den Ablauf von Nummer vier bekennt der Täter: »Ich fing an zu schludern, das gebe ich zu« (ebd., 133) – doch erst bei Nummer acht endlich sieht er es selbst ein: »Ich sag's nur ungern, aber nach einiger Zeit wird das Bankräubern einen Tick langweilig.« (ebd., 254) Die stereotype Methode des Reinlaufens, Geldnehmens und Rausschlenderns wird von Fischer schnoddrig abgeleiert; durch die Ausschmückung mit abstrusen Dialogen zwischen Tätern, Opfern und Zeugen erhalten die Schilderungen durchweg einen dadaistischen, surrealen Beigeschmack; diesen vermag man aber nur zu goutieren, wenn der pseudophilosophische Nonsense der Hauptfigur und ihres Komplizen noch nicht schlafbringend gewirkt hat.

»Dies, promulgierte Hube, ist ein neuplatonischer Banküberfall. Sie müssen gut aufpassen, damit Sie den Unterschied zu einem platonischen Überfall erkennen. Wenden Sie sich an den Prof, falls Sie Fragen haben« (ebd., 197f.). »Wir gingen mit Nietzschemasken hinein ... Wir hielten ein improvisiertes Tutorium ab. ›Was können wir über Nietzsche sagen?‹« (ebd., 1997, 252). Der zweifellos netteste Einfall im Text (abgesehen von einem ›angekündigten Bankraub‹) ist das Aufeinandertreffen zweier Bankraubteams vor dem Schalter, wenngleich der erzählerische Stupor eigentlich auch dabei konsequent jeden Witz auf Flunderdicke herabdrückt.

Da ist selbst eine einzige kleine Einlassung auf das Bankraubthema in Helge Schneiders »Der Mörder mit der Strumpfhose. Kommissar Schneider wird zum Elch. Mit 8 mit Kuli gezeichneten Zeichnungen« (1996) erheiternder: »Entengrütze an der Kleidung eines Verbrechers zum Beispiel bedeutet, er lebt in der Nähe eines Teiches. Oder wenn jemand eine Bank überfällt und bei der Geldübergabe auffällig von seinen Freunden, den Tauchhühnern, spricht, die ihn mit der Beute da und da erwarten, weil sie unbedingt einkaufen müssen, und zwar da und da, dann ist klar, der Verbrecher wohnt in der Nähe eben eines solchen Teiches oder aber Flusses« (Schneider 1996, 37).

Es fällt generell schwer, eine ernste Angelegenheit wie den Bankraub humoristisch zu betrachten, wenn der Humor nicht schwarz genug ist (wie höchstens noch in Joe Ortons Komödie »Loot« von 1967): Harmlosigkeit und Verbrechen schließen sich aus.

Nicht Resümee, sondern Flucht Das muß genügen. Anders als in der Kriminalliteratur oder der orthodoxen Literaturwissenschaft ist hier der Ausgang ungewiß. Täter und Opfer, Erzähler, Interpret und Leser wissen kaum wie ihnen geschieht.

Quellen & Literatur

Bitala, Michael: Literarische Flucht aus dem Zuchthaus. Vom Bankräuber zum gefeierten Schriftsteller – ein Gespräch mit Ludwig Lugmeier. In: Süddeutsche Zeitung, 4.3.1994.
Böll, Heinrich: Die verlorene Ehre der Katharina Blum oder: Wie Gewalt entsteht und wohin sie führen kann. Köln 1974.
Büchler, Heinz/Leineweber, Volker: Bankraub und technische Prävention. Phänomenologie – Bestand und Auswirkungen der Sicherungstechnik. Wiesbaden 1986.
Dennery, Siegfried N.: Der Räuber mit der sanften Hand. Roman. Rosenheim 1995.
Driest, Burkhard: Die Verrohung des Franz Blum. Bericht. Hamburg 1974.
Fischer, Tibor: Ich raube, also bin ich. Die Eddie Coffin Story. Aus dem Englischen von Ulrich Blumenbach. Hamburg 1997 (Orig. Edinburgh 1994).
Gurk, Paul: Tresoreinbruch. Roman. Überlingen 2. Aufl. 1948 (Orig. Berlin 1935).
Jaeger, Henry: Die bestrafte Zeit. Roman. München u.a. 1964.
Jaeger, Henry: Jeden Tag Geburtstag. Erzählungen. München 1966.
Jaeger, Henry: Ein Häftling macht die Rechnung auf. In: Die Welt, 30.5.1974.
Jaeger, Henry: Nachruf auf ein Dutzend Gauner. Roman. München u.a. 1975.
Jaeger, Henry: Amoklauf. Roman. Ascona 1982.
Jaeggi, Urs: Brandeis. Darmstadt 1978.
Kästner, Erich: Emil und die Detektive. Berlin 1929.
Kluge, Alexander: Lernprozesse mit tödlichem Ausgang. Frankfurt/Main 1973.
Kuhlbrodt, Detlef: Das Viereck hinter der Tür. In: tageszeitung, 13.8.1995.
Kurzeck, Peter: Der Nußbaum gegenüber vom Laden in dem du dein Brot kaufst. Frankfurt/ Main 1982.
May, Volker/Schubert, Dieter: Bankraub in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Stuttgart 1972.
Mayle, Peter: Hotel Pastis. Roman. Aus dem Englischen von Gabriele Gockel, Rita Seuß, Robert Weiß. München 1994 (Orig. London 1993).
Mesrine, Jacques: Der Todestrieb. Lebensbericht eines Staatsfeindes. Aus dem Französischen von Angela Schmidt und Pierre Gallissaires. Reinbek bei Hamburg 1994 (Orig. Paris 1977).
Muschg, Adolf: Albissers Grund. Roman. 1974.
Orton, Joe: Loot. In: The Complete Plays. New York 1977.
Rubiner, Ludwig (zusammen mit Friedrich Eisenlohr und Livingstone Hahn): Kriminalsonette. Stuttgart u.a. 1962 (Orig. Leipzig 1913).
Schneider, Helge: Der Mörder mit der Strumpfhose. Köln 1996.
Spaggiari, Albert: Die Kloaken zum Paradies. Ein Bericht über den »Coup von Nizza«. Aus dem Französischen von Wolfgang Rentz. Mit einem Nachwort von Klaus Bittermann. Frankfurt/Main 1990 (Orig. Paris 1978).
Vulpius, Christian August: Rinaldo Rinaldini der Räuber Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts. 3 Thle. Reprint Hildesheim; New York 1974 (Orig. Leipzig 1799).
Waßmann, Jens: Einstürzende Denkfassaden. In: taz, 9.1.1993.
Wiemer, Rudolf Otto: Die Schlagzeile. Roman. Köln 1977.
Wiesner, Herbert: Tresorknacker und Volksgemeinschaft. In: Süddeutsche Zeitung, 15./16.1.1983.
Wortis, Avi: Emily und der Bankraub. Eine Abenteuergeschichte. Aus dem Amerikanischen von Fred Schmitz. Weinheim u.a. 1995 (Orig. Boston 1978).



140 Zerschossener Wagen von Jacques Mesrine

140

WHOD

DUNIT?!

An diesem Buch haben mitgewirkt

Baur, Jo (Stuttgart), * 1973, ist ehrbarer Kunde der Landesbank Baden-Württemberg Stuttgart, studierte und macht Politik und Geschichte; schreibt zur Zeit über revolutionäre Helden und ihre Kulte.

Berardi, Franco »Bifo« (Bologna), * 1949, Mitglied von Potere Operaio in den Sechzigern, Begründer der Zeitschrift A/traverso und von Radio Alice in den Siebzigern, begab sich in den Achtzigern auf eine lang andauernde Weltreise (versuchte die Vergangenheit zu vergessen und die Zukunft zu ignorieren). Dann wurde er Cyberpunk in den Neunzigern, organisierte das internationale Treffen der Cibernauti, veröffentlichte Mutazione e ciberpunk.

Boldorf, Marcel (Mannheim), * 1965, Historiker in Wirtschafts- und Sozialgeschichte, gleichzeitig Mitarbeiter im Buero für angewandten Realismus, Ludwigshafen. In diesem Spannungsfeld gab ein Auftritt als schwarzes Schaf die Initialzündung zur historischen Beschäftigung mit dem Bankraub.

Brieger, Matthias (Erlangen), * 1965, Tagedieb und Psychonaut; Mitglied des lokalen revolutionären Ältestenrates und der gruppe mittwoch des Vereins zur Förderung alternativer Medien daselbst.

Bruns, Theo (Hamburg), * 1953, kam vom Roten Stern über die Schwarze Hilfe Marburg zur Libertären Assoziation Hamburg.

Dieterich, Gerd (Tübingen), * 1957, Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler, wissenschaftlicher Mitarbeiter an verschiedenen Museen und journalistische Tätigkeit im Kulturbereich.

Ehlers, Kai (Hamburg), * 1944, studierte Geschichte, Publizistik und Theaterwissenschaften in Göttingen und Berlin, war aktiver Teilnehmer der außerparlamentarischen Opposition von 1968 (APO), lebt seit 1971 als politischer Journalist, selbstständiger Buchautor, Radio- und Pressejournalist sowie Veranstalter von Vorträgen, Seminaren und Projekten rund um die Frage der nachsowjetischen Wandlungen in Russland und im euroasiatischen Raum in Hamburg. Weitere Informationen: www.kai-ehlers.de. Seine Bank: Hamburger Sparkasse.

Eichele, Klaus-Peter (Tübingen), * 1964, schreibt als freier Journalist über Kino. Hat ansonsten keine Probleme mit seiner Bank (Kreissparkasse).

Eisenbürger, Gerd (Bonn), * 1960, seit 1980 Mitarbeiter der Informationsstelle Lateinamerika, Bonn, seit 1986 verantwortlicher Redakteur der Monatszeitschrift ila, Veröffentlichungen zur Politik und Kultur Lateinamerikas und zum antifaschistischen Exil in Lateinamerika.

Finkbeiner, Christian (Mannheim), * 1965, wird ohne Limit bei der Volksbank Rhein-Neckar eG verwaltet, bevorzugt daher pralle Bargeldbündel und lebt als Autor, Galeriebetreiber (HEART GALLERY) und Selector der Zukunft entgegen.

Jung, Martin (Tübingen), * 1971, studiert in Tübingen Politikwissenschaften und Philosophie, ist Vorstandsmitglied des Rüstungsinformationsbüros Baden-Württemberg (RIB e.V.) und publizistisch tätig. Bisher keine eigenen bewaffneten Banküberfälle. Vertraut sein Geld einem Postsparbuch sowie der Volksbank Tübingen an und boykottiert Kreditkarten und Online-Banking.

Habersetzer, Angela (Hamburg), * 1953, lebte fünf Jahre in einem Land, dessen Präsident in früheren Zeiten unter anderem Bankräuber gewesen war.

Hedeler, Wladislaw (Berlin): * 1953 in Tomsk, UdSSR. 1956 Übersiedlung in der DDR. Von 1973 bis 1978 Studium der Philosophie an der Humboldt-Universität Berlin, 1985 Promotion, seit 1991 Publizist.

Hoffmann, Andrea (Tübingen), * 1965, neben einem kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekt zum Antisemitismus in Württemberg verschiedene Aufträge als freie Autorin, um zu verhindern, daß ihr die Bank (Kreissparkasse Tübingen) die EC-Karte raubt.

Hutter, Thomas Billy (Ludwigshafen), * 1958, lebt und arbeitet in Ludwigshafen. Seit 1985 Mitarbeiter im Buero für angewandten Realismus, dort verantwortlich für die Arbeitsbereiche MaoDadaismus und Schattentheater.

Kaltwasser, Martin (Berlin), * 1965 in Münster/Westf., Kunststudium an der AbK Nürnberg, Architekturstudium an der TU Berlin. Arbeitet freischaffend als Architekt und Künstler in Berlin. Organisator von temporären Aktionen, Umnutzungen und Besetzungen im öffentlichen Raum.

Keppler, Diethard (Marbach a.N.), * 1964, Dipl. Grafik-Designer, interessiert sich schon immer mehr für Bücher als für Buchungen.

Kessi, Alain (Sofia), * 1969, zog nach einigen Jahren antirassistischer Arbeit in Zürichs autonomer Szene weiter, um seit nunmehr zweieinhalb Jahren als frei schaffender Journalist und Übersetzer den Balkan zu erkunden. Bemüht sich um die Vernetzung politischer Projekte und Diskussionen in Ost- und Westeuropa, unter anderem über die russisch-englische Zeitschrift Tusovka. Hat's auch in Bulgarien noch nicht zum Kreditmillionär gebracht.

Kinder, Katharina (Tübingen), * 1977, studiert Empirische Kulturwissenschaft und Informatik. Ihre Bankgeschäfte erledigt sie bei der Kreissparkasse Tübingen.

Kögel, Ebbe (Stetten i.R./London), *1953, Maschinenschlosser und Weltreisender aus dem schwäbischen Remstal, zur Zeit Studium in England. Seit 30 Jahren Stammkunde bei der Postbank Stuttgart.

Küppers, Gaby (Bonn), * 1957, Dr. phil., Referentin für Außenwirtschaft, außerdem seit 1985 Mitarbeiterin der Informationsstelle Lateinamerika Bonn und Redaktionsmitglied der Zeitschrift ila, Veröffentlichungen zur Frauenbewegung und Literatur Lateinamerikas und zu Weltwirtschaftsfragen. 321

Mahn, Johannes (Tübingen), * 1973, studiert Geschichte, Soziologie und Philosophie und hatte im Laufe seines Lebens schon mit mehreren Banken zu tun (Stadtsparkasse München, Raiffeisenbank, Hypobank, Postbank und Nordfinanzbank). Derzeit Kreissparkasse Tübingen.

Maier, Rudi (Ludwigsburg), über 30 Jahre alt, hat bei seiner Bank durchgesetzt, daß er, trotz des fortgeschrittenen Alters, als Student eine kostenlose Kontoführung beanspruchen kann. Er ist Non-Shareholder, Non-Wirtschaftwocheleser und arbeitet u.a. im Non-Profit-Bereich.

Mohr, Markus (Berlin), * 1962 nach der großen Sturmflut an der Westküste, Autoschlosser, gewann einmal in seiner Jugendzeit 1.000 DM beim »Gewinnsparen« seiner Sparkasse. Lehnte es damals aber aus ›politischen Gründen‹ ab, sich gemeinsam mit dem Filialleiter für die Lokalzeitung fotografieren zu lassen. Warnt heute seine Freunde in Nordeutschland davor, ihre Ersparnisse auf die Dogger-Bank zu bringen. Seine Bank ist die Sparkasse Berlin mit 120 Mark Kontoführungsgebühren pro Jahr.

Roller, Franziska (Stuttgart), * 1965, Kulturwissenschaftlerin und freie Journalistin. Ihre Bemühungen in geregelter Kontoführung beschränken sich darauf, das Minus vom Plus vor der Zahl des Kontostands bei der Sparda Stuttgart unterscheiden zu können. Motto: Keine Mark für die Bank.

Roller, Tobias (Heidelberg), * 1967, unterrichtet Deutsch und Englisch an einem Heidelberger Gymnasium und führt das von beispiellos emsigen und eigenartig beratungswütigen Bankangestellten aufmerksam überwachte Girokonto eines Junglehrers bei der H+G Bank Heidelberg.

Rosenthal, David (Basel), * 1965, Jurist und Publizist für Informationstechnik aus der Schweiz. Er berät Unternehmen und Behörden im Bereich Internet und Recht, hält regelmäßig Vorträge und gibt einen Newsletter über die Entwicklungen rund um die Informationstechnik heraus; Lehrbeauftragter für Informatik- und Telekommunikationsrecht, Universität Basel.

Ruggiero, Vincenzo (London), Professor für Soziologie an der Middlesex University in London. Sein neues Buch »Crime & Markets: Essays in Anti-Criminology« erschien im April 2000 bei Oxford University Press.

Rumpel, Frank (Tübingen), * 1969 in Saulgau, studierte empirische Kulturwissenschaft und Rhetorik in Tübingen. Sucht dort regelmäßig die Kreissparkasse auf.

Schindelbeck, Dirk (Freiburg), * 1952, selbstständiger Publizist und Autor, umtriebig in Mentalitäts- und Kommunikationsgeschichte(n) (Propaganda, Werbung, PR); tätig für verschiedene Zeitungen, Funk usw. Zu erreichen im Kultur- und werbegeschichtlichen Archiv Freiburg (KWAF: http://www.kwaf.de).

Schneider, Florian (München), * 1967, Filmemacher, Autor, freischaffender Medienspekulant aus München. Ohne jede Erfahrung im Ausrauben von Banken, und die Bank, die ihn ausraubt, heißt: Raiffeisenbank München.

Schönberger, Klaus (Tübingen), * 1959 in Marbach a.N., Kulturwissenschaftler und Historiker, gräbt gerne dort, wo er gerade steht; hat sich seit jeher für die Vermittlung von Theorie und Praxis interessiert und stark gemacht; für lokale gegenkulturelle Ereignisse nahm er auch schon mehrfach Banken aus; für dieses Buch vermochte er aber keine Sponsoren in der Finanzwelt finden.

Stad, Kees (Amsterdam), * 1961, hat nie etwas studiert, nicht mal den Führerschein gemacht. Das einzige was er bisher aus einer Bank geraubt hat, war ein Telefon (weil seine Wohngemeinschaft eines brauchte, sind sie reingerannt und haben eines mitgenommen).

Timm, Elisabeth (Tübingen), * 1969, Kulturwissenschaftlerin. Die Landesbank Baden-Württemberg sichert ihr unternehmerisches Risiko als freie Publizistin mit einem Dispokredit von 500 Mark ab und verdient daran lediglich 9,75% p.a. statt 13,75% p.a. Zinsen («Sie besitzen damit eine größere finanzielle Reserve – für eine dringende Anschaffung oder auch mal zur Erfüllung eines Wunsches»).

Ulmer, Martin (Tübingen), * 1960, Kulturwissenschaftler und Historiker, forscht zur jüdischen Geschichte und zum Antisemitismus, in einem Leserbrief in der Lokalzeitung kritisierte er eine seiner Banken, die Kreissparkasse Tübingen, wegen judenfeindlicher Aussagen im aktuellen Geschäftsbericht (Reaktion gleich null), ansonsten überzeugter Ökobanker.

Viehmann, Klaus (Hamburg/Berlin), * 1954, holt heute (wenig) Bargeld von seinem Girokonto bei der Postbank in Hamburg und Berlin, früher (viel mehr) bei anderen Geldinstituten ohne dort ein Konto zu haben.

Winkle, Ralph (Stuttgart), * 1964, wissenschaftlicher Angestellter am Sonderforschungsbereich Kriegserfahrung der Universität Tübingen, freischaffender Film- und Literaturkritiker.

Wolf, Tom (Berlin), * 1964 in Bad Homburg, Berliner Sparkasse. Bücher zu A. Schmidt, Döblin und Mörike. Zuletzt: Pustkuchen und Goethe; Niemeyer, 1999. Letzte Beteiligungen: Öde Orte I, II; Reclam, 1998, 1999; Schluß mit dem Jahrtausend; dtv, 1999. Journalistisch und belletristisch tätig; im Nebenamt Co-Redakteur von Vincent Klinks Zeitschrift »Häuptling eigener Herd«.

Zaiser, Michael (Stuttgart-Scharnhausen), * 1969 in Caserta. Studium der Soziologie in Trient. Promotion mit einer Arbeit über die Konversion verschiedener europäischer Intellektueller zum Islam unter besonderer Berücksichtigung von Roger Garaudy. Lebt und arbeitet als Fotograf und Übersetzer in Scharnhausen und Nottingham.

Kontakt zum Herausgeber für Lesungen, Vorträge etc. entweder über:
Verlag Libertäre Assoziation
Lindenallee 72
20259 Hamburg
T. u. Fax: 040 (439 36 66)
E-Mail: VLA <lib.ass@t-online.de>

oder direkt per E-Mail:
klaus.schoenberger@gmx.net
Weitergehende Informationen: http://www.klaus-schoenberger.de

Abbildungsnachweis

(Bildunterschriften vom Herausgeber) 01: Internet; 02: Kriminalistik im Zahlungsverkehr. Ein Handbuch für Behörden, Bankinstitute zum Schutze und zur Abwehr gegen Fälschungen, Betrug und Gewalttaten. Berlin o.J.; 03-04: Avé-Lallement, Friedr. Chr. Ben.: Das deutsche Gauertum in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Erster Teil. Wiesbaden o.J. o.S.; 05: Internet; 06: Kriminalistik im Zahlungsverkehr, S. 16-17; 07: Das erste Jahrhundert. Kreissparkasse Diepholz. Diepholz 1965; 08: Kriminalistik im Zahlungsverkehr, S. 16-17; 09 und 11: Berliner Landesarchiv; 12: Internet; 13: Nash, Jay Robert: Bloodletters and Badmen. New York 1995, S. 205; 14: Internet; 15: Diethard Keppler, Marbach; 16: Werbeplakat Axel Springer-Verlag; 17-19: Internet; 20 und 22: Polizeiphotos/Internet; 21: Internet; 23: Nash, J.R.: Bloodletters and Badmen, S. 43; 24: Polizeiphoto/Internet; 25-26, 28 und 30: Kultur- und werbegeschichtliches Archiv Freiburg (KWAF); 27 und 29: Filmstill; 31: Archiv Bernhard Wadle-Rohe, Ludwigshafen; 32:Internet; 33-35: Archiv Bernhard Wadle-Rohe, Ludwigshafen; 36: Rheinpfalz, 27.1.1961; 37 und 38: Polizeiphotos; 39: Goldman, Pierre: Dunkle Erinnerungen eines in Frankreich geborenen polnischen Juden. Frankfurt/M. 1980; 40: Archiv 471, München; 41: Bild, 4.8.1965; 42-44: Internet; 45-46: Werbeaussendung des Film-Verleihs; 47: Hoffmann, Thomas. Besserung und Sicherung. Soziologie, Psychatrie und Strafjustiz im Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft. Diplomarbeit Berlin 1998; 48: Hooton, Ernest Albert: Crime and the Man. Cambridge 1939; 49-50: Internet; 51-52 und 58: Archiv Verlag Schwarze Risse; 53 und 55-56: Internet; 54: Theo Bruns, Hamburg; 57: Filmstill; 59: Info BUG, August 1974; 60: de Fries, Katharina: Gestreifter Himmel, Berlin 1983; 61: Berliner Landesarchiv; 62: Martin Kaltwasser, Berlin; 63: Biering, Hannes/Lorenz, Peter: Banken, Sparkassen – Architektur, Planung, Einrichtung. Stuttgart 1988; 64-72: Martin Kaltwasser, Berlin; 73: Spaggiari, Albert: Die Kloaken zum Paradies. Ein Bericht über den »Coup von Nizza«. Frankfurt/M. 1990; 74: Martin Kaltwasser, Berlin (a) und Davies, Mike (b): Urban Control. Jenseits von Blade Runner. In: Die Beute 3/1994, S. 6-25, S. 19; 75-76: Martin Kaltwasser, Berlin; 77: Neufert, Ernst: Bauentwurfslehre. Frankfurt/M. 1960; 78-79: Polizeibilder; 80: Internet; 81: Edgar gratis-Postkarten Service; 82-84: Internet; 85: Polaroid-Werbung für biometrische Systeme; 86 u. 88: Clavé/Godard: Viel Blut für teures Geld. Berlin 1990; 87, 89-92: Internet; 93: Knobelspiess, Roger: QHS - Der Langsame Tod. Vorwort von Michel Foucault. Stuttgart 1984; 94: Kriminalistik im Zahlungsverkehr, S. 16-17; 95: LAKS Hessen e.V. (Hg.): Fünfzig Jahre DM. Berlin 1998; 96: Internet; 97: Gertrud Vogler, Zürich; 98: Internet; 99: Hamburger Morgenpost, 30.11.1999; 100: Internet; 101 und 104: Klaus Schönberger, Tübingen; 102: Radio Sherwood (Hg.): ... camminare sotto il cielo di notte. Intervista a Sante Notarnicola. Padova 1993; 103: Repubblica, 16.5.2000; 105: Diethard Keppler, Marbach a.N.; 106 und 113: Elisabeth Timm, Tübingen; 107, 109-111 und 114: Internet; 108: Mittelbayerische Zeitung, 12.2.2000; 112: Postkarte Loose Knits, ca. 1998; 115-125: © Disney: Der arme alte Mann (Orig.: Only a poor old man). The Carl Barks Library of Uncle Scrooge Adventures in color. Stuttgart 1997; 126: Internet; 127: Filmstill; 128-129: Internet; 130: Buchcover Rosenheimer Verlag; 131-132: Spaggiari, Albert: Die Kloaken zum Paradies; 133-136: Internet; 137: Buchcover Macmillan Canada; 138 und 140: Internet; 139: Buchcover Edition Tiamat.



Impressum:
Copyright der Texte liegt bei den AutorInnen
Verlag Libertäre Assoziation und Verlag der Buchläden Schwarze Risse Berlin
und Rote Strasse Göttingen
Umschlag und Gestaltung: Diethard Keppler, Marbach a.N., d.keppler@gmx.net
Illustration Umschlagrückseite © Disney
Druck: Winddruck Siegen
ISBN: 3-922611-83-4